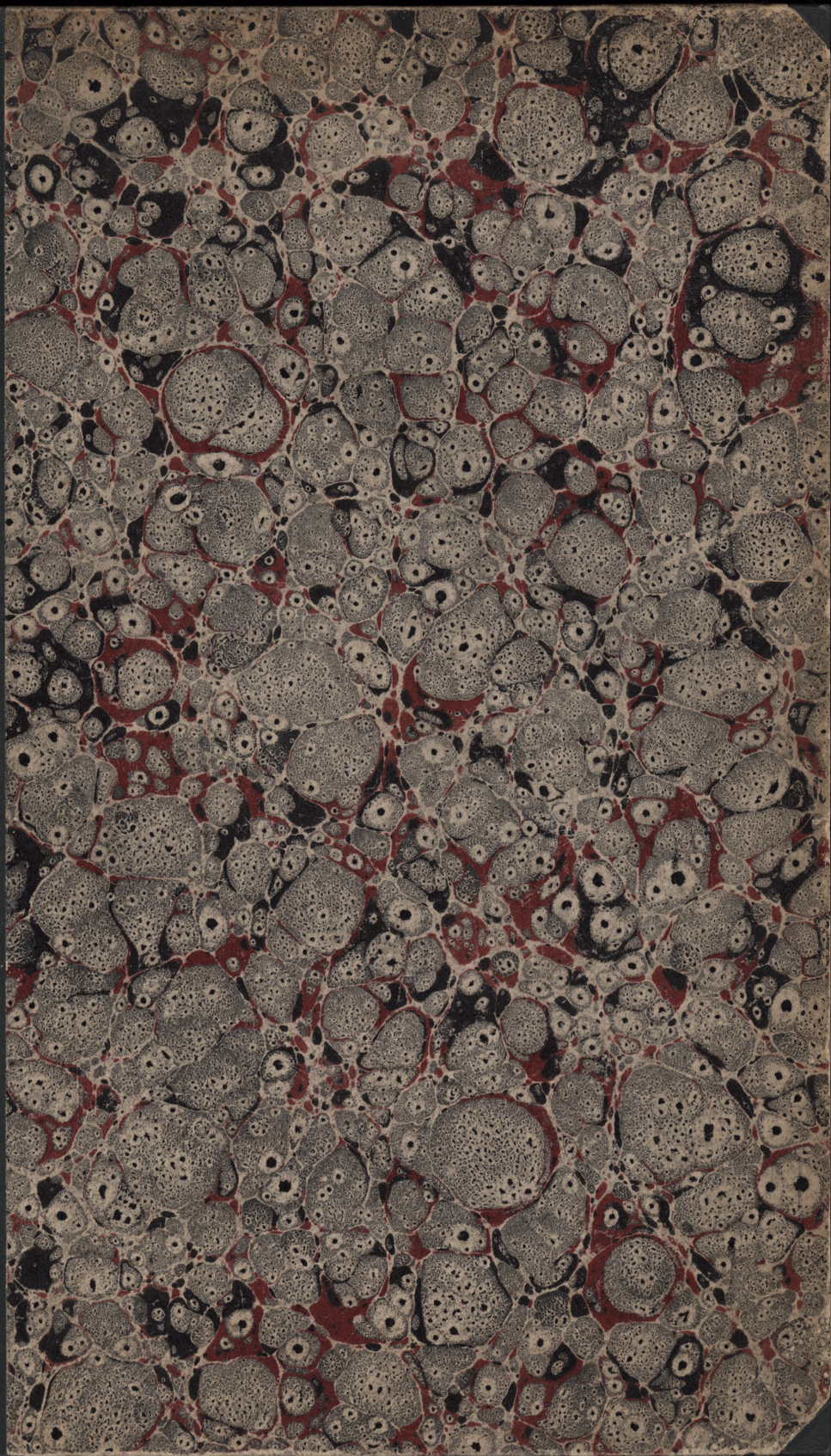
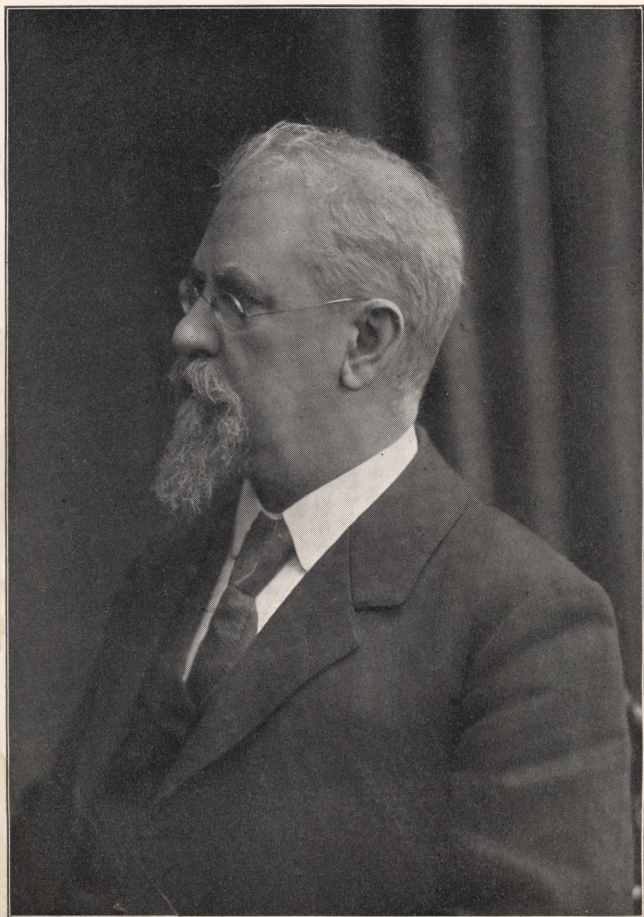


er  
die









Geh. Medizinalrat Dr. Cimbal.

# 36. Bericht

der

wissenschaftlichen Gesellschaft

„Philomathie“

≡ in Neisse ≡

vom Oktober 1910 bis März 1913.

Zugleich

## Festschrift

zur Feier ihres 75jährigen Bestehens.



Herausgegeben von dem Sekretär der Gesellschaft.

---

Neisse 1913.

Josef Graveurs Verlag (Gustav Neumann).



06.053/06.055.5/061.2/(04) 51

Ber. Phil  
3303 D/xxxvi

E13

3321.D'

F. Bär's Buchdruckerei,  
G. m. b. H.,  
Neisse

# Inhalt.

	Seite
Inhaltsverzeichnis . . . . .	III
Die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft seit 1888 . . . .	VII
Zeitlich geordnetes Verzeichnis der Mitglieder von 1888 – 1913	IX
Verzeichnis der in den Berichten seit 1898 enthaltenen wissenschaftlichen Abhandlungen . . . . .	XXXIII
Verzeichnis der seit 1898 gehaltenen Vorträge . . . . .	XXXV
Verzeichnis der seit 1910 erhaltenen Schriften . . . . .	XXXXII
Beiträge zur Geschichte der Philomathie seit 1888 . . . .	LII

## I. Abhandlungen.

1. Baurat Al m s t e d t, der Talsperrenbau in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Schlesien . .	1
2. Direktor Dr. May, Entstehung und Bedeutung der wissen- schaftlichen Gesellschaften in Schlesien . . . . .	36
3. Prof. Dr. Solger, dringen chemische Strahlen durch das obere Augenlid? . . . . .	51
4. Prof. Faulde, weitere Beiträge zur deutschen Grammatik und zur Frage des deutsch-grammatischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten . . . . .	59
5. Prof. Dr. P. Klemen z, der Anteil des Neisser Kreises an der deutschen Literatur . . . . .	131
6. Direktor Dr. W a h n e r, ein Wiesauer Kind unter den Franzosen . . . . .	178

## II. Sitzungsberichte.

1910 – 1911.

	Neue Seitenziffer
1. 26. Oktober 1910. Rechnungslegung . . . . .	1
Leichtweiß, Über Reinigung städtischer Abwässer . .	1
Vorstandswahlen . . . . .	3
2. 23. November. Richter, Aus dem hl. Lande . . . . .	4
Christoph, Die Schumachersche Karte des Ostjordan- landes und die Hedschasbahn . . . . .	6
Ein Gipsrelief von Jerusalem . . . . .	7

	Seite
3. 14. Dezember Hans Apfelds Nekrolog . . . . .	7
Klemenz, Herkunft und Bedeutung unserer Personen- und Familiennamen, besonders der Neisser . . . . .	7
4. 18. Januar 1911. Wacker, Viktor Hugo als Lyriker . . .	12
40. Gedenktag der Errichtung des Kaisertums . . . . .	14
Ansprache Sr. Exz. Generalleutnant Bayer . . . . .	14
Cimbals Festlied . . . . .	15
Bias, Über Kalenderreform . . . . .	15
5. 15. Februar. Christoph, Über Verschleppung von Tieren durch pflanzliche Materialien . . . . .	16
Gallien, Über Thermoelektrizität mit Versuchen . . .	16
Cimbal zum Geheimrat ernannt . . . . .	17
Ruffert, Die Säkularisation des Neisser Kreuzherrn- stifts . . . . .	17
6. 15. März. Der 35. Bericht der Philomathie . . . . .	18
Schriftenaustausch mit dem Thüringisch-sächs. Geschichts- verein und mit Univ. New-Haven in Cincinnati . . .	18
Rodig, Krieg und Politik . . . . .	18
Bayer, Unsere Fernsprechverbindungen mit den Kolonien . . . . .	20
7. 5. April. Solger, Einiges über medizinische Anschau- ungen und Forschungen in früheren Zeiten und in der Gegenwart . . . . .	22
8. 3. Mai. Jubelfeier der Görlitzer Naturf. Gesellschaft . . .	23
— Vorbereitungen für die Jubelfeier der Philomathie .	23
Geschäftsübersicht über 1910/11 . . . . .	24
Seibt, Über die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete . . . . .	24
Feier des 73. Stiftungsfestes . . . . .	29
<b>1911 – 1912.</b>	
9. 25. Oktober 1911. Bachmann und Nitsche † . . . . .	30
Rechnungslegung . . . . .	30
Frhr. v. Reibnitz, Die deutsche Erziehung in Volk, Schule und Heer . . . . .	31
Vorstandswahlen . . . . .	31
Cimbal, Erlebnisse auf einer Sommerreise . . . . .	32
10. 15. November. Tommek, Über Flußserpentin im Neissetal . . . . .	32
Geschenke von Kollibay und Schulemann . . . . .	32
X Christoph, Über den wissenschaftlichen Wert der dritten Orientreise Sven Heddins . . . . .	33
11. 13. Dezember. Stellung zur Vortragsvereinigung . . . .	33
Geschenk Hadelts . . . . .	33
Ryll, Über die deutsche Hochseeflotte . . . . .	33
Hellmann, Neisse als Aufenthalt von Gefangenen . .	34

12.	17. Januar 1912. Feier der 200. Wiederkehr des Geburtstages Friedrichs II. . . . .	34
	Leipert, Über die deutsche Kaiseridee in Prophetie, Sage und Geschichte . . . . .	35
	Bayer, Über den Werdegang des preußischen Staates . . . . .	37
13.	14. Februar. Anwachsen der Mitgliederzahl über 150 . . . . .	37
	Wichert, Über Helgoland . . . . .	37
	+ Christoph, Über Elisabeth, Gemahlin Friedrichs II. . . . .	38
	Ruffert, Der Neisser Butterkrawall 1848 . . . . .	38
	Hellmann, Erinnerungsstücke an 1848 im Museum . . . . .	38
	Cimbal, Über ein Blutentziehungsinstrument . . . . .	38
	Abschiedsfeier für General Berndt . . . . .	38
14.	13. März. Gallien, Über Cyan und seine Verbindungen . . . . .	39
	Tomme k, Über den Prinzen Friedrich Karl . . . . .	40
	Abschiedsfeier für Benecken . . . . .	40
15.	17. April. Almstedt, Über Talsperren, besonders die Schlesiens . . . . .	41
	Cimbal, Über die Neisser Wasserverhältnisse . . . . .	41
16.	8. Mai. Geschäftsbericht . . . . .	53
	Einladung des Vereins für Geschichte Schlesiens zur Wanderversammlung . . . . .	54
	Bayer, Über die politische Entwicklung Italiens seit 1815 . . . . .	54
	Feier des 74. Stiftungsfestes . . . . .	67
	Klemenz, Über den Dichter Friedrich v. Sallet . . . . .	68
	2. Juni. Wanderversammlung des Vereins für Geschichte Schlesiens . . . . .	69

### 1912 bis März 1913.

17.	23. Oktober 1912. Behrends † . . . . .	70
	Neuunterbringung der Bibliothek . . . . .	71
	Rechnungslegung . . . . .	71
	Tomme k, Die Spuren der Eiszeit im Antlitz der Alpen . . . . .	71
	Kremski, Über den Neisser Marmorlöwen . . . . .	72
	Vorstandswahlen . . . . .	72
18.	13. November. Übersiedelung nach dem Kleinen Stadthausaale . . . . .	72
	Liedermeister Cimbal † . . . . .	73
	Mertß, Über die wichtigsten Aufgaben der Rassenhygiene . . . . .	73
	Dittrich, Über schlesische Goldschmiedearbeiten . . . . .	74
19.	11. Dezember. Ehrenmitglied Ernst † . . . . .	75
	Ruffert, Bischof Franz Ludwigs Verdienste um Neisse . . . . .	75
	Bernaßky, Vorstandsmitglied . . . . .	75

	Seite
20. 15. Januar 1913. Rodig, Der Feldherr . . . . .	75
Gallien, Über Fön und Bora . . . . .	95
21. 12. Februar 1913. Kahrstedt † . . . . .	96
Neumann, Der Deutsche Buchhandel . . . . .	96
Seibt, Über Jugendgerichte . . . . .	100
X Christoph, Heims geologische Karte der Schweiz . .	103

### Nekrologe.

Fabrikbesitzer Johann Apfeld . . . . .	104
Pastor Karl Bachmann . . . . .	105
Früherer Apothekenbesitzer Gustav Nitsche . . . . .	106
Oberstleutnant a. D. Bernhard Behrends . . . . .	107
Geheimer Medizinalrat Dr. Hugo Cimbal . . . . .	108
Früherer Apothekenbesitzer Egidius Ernst . . . . .	112



# Die Vorstandsmitglieder der „Philomathie“

(einschl. der Sekretäre).

(Die gegenwärtigen Mitglieder sind mit einem Sternchen versehen.)

1. Grauer, Justizrat, 30. Oktober 72–97.
2. Rose, Realgymnasial-Oberlehrer, Professor, Nov. 75–Okt. 76, Sekretär vom 19. Okt. 76–96; nachher Ehrenmitglied.
3. Niete, Dr. med., Oberstabsarzt 1. Kl., Okt. 83–Okt. 88.
4. Blasel, Realgymnasial-Oberlehrer, Professor, Okt. 84–April 98.
5. Graßhof, Erster Staatsanwalt, Geh. Justizrat, Okt. 84 bis Okt. 03.
6. Schumann, Superintendent und Stadtpfarrer, Okt. 86–Mai 99.
7. Kattner, Dr. med., prakt. Arzt, Dez. 86–April 94.
8. Höpfner, Hauptmann, Okt. 87–Okt. 91.
9. Erfling, Major, April 88–Okt. 90.
10. Cimbäl, Dr. med., Kreisarzt, Geh. Medizinalrat, Nov. 88 bis Okt. 12, Schatzmeister bis Herbst 96, dann Liedermeister.
11. v. Fetter, Major, Direktor der Kriegsschule, Okt. 90–Okt. 91.
12. v. Pfister, Oberst, Okt. 91–Okt. 93.
13. Brand I, Hauptmann, Okt. 91–Okt. 93.
14. v. Ahlefeldt, Hauptmann, dann Major, Okt. 93–Okt. 99.
15. Wilcke, Hauptmann, dann Major, Okt. 93–Okt. 96.
16. Pieper, Dr. med., Oberstabsarzt 1. Kl., Okt. 94–Okt. 95.
- \*17. Marx, Oberstabsarzt a. D., seit Okt. 95, Schatzmeister Okt. 96 bis 08.
- \*18. Gabriel, Generalmajor z. D., seit Okt. 96.
19. May, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer, 96–98 (später Gymnas.-Direktor), Sekretär, Okt. 96–Okt. 98.
- \*20. Hellmann, Stadtsyndikus, seit Okt. 97 Tafelwart.
- \*21. Gallien, Direktor des Realgymnasiums, seit Nov. 98, Schatzmeister seit Okt. 08.
- \*22. Christoph, Gymnasial-Oberlehrer, seit 04 Professor, Sekretär seit Okt. 98.

## VIII

- 23. Wiebe, Oberstleutnant, Okt. 99—Okt. 05.
  - 24. Heimerle, Baumeister, Okt. 99—1900.
  - 25. Beckmann, Apothekenbesitzer, Okt. 1900—01.
  - 26. Heldberg, Landgerichtspräsident, Okt. 03—05.
  - 27. Kahrstedt, Geh. Baurat, Okt. 01—Okt. 08.
  - 28. Gräwe, Oberstleutnant und Bezirkskommandeur, Okt. 05 bis Sommer 11.
  - \*29. Meyer, Geh. Justizrat, Erster Staatsanwalt, seit Okt. 05.
  - \*30. Almstedt, Baurat, seit Okt. 08.
  - \*31. Bayer, Generalleutnant z. D., Exzellenz, seit Okt. 11.
  - \*32. Bernatky, pr. Arzt, seit Dez. 12.
-

Zeitlich geordnetes

# Verzeichnis der Mitglieder

vom 1. Oktober 1888 bis zum 1. März 1913.

Anmerkung. Die mit einem Sternchen bezeichneten Herren sind noch gegenwärtig Mitglieder der Gesellschaft. Die Nr. 1–125 waren schon Mitglieder zur Zeit des 50. Jubiläums. Alle späteren Titelveränderungen der Ausgeschiedenen festzustellen, war unmöglich.

---

◇○◇

## Ehren-Mitglieder.

- 1 Herr Poleck, Dr. phil., Apotheker, v. 3. Dez. 44 bis Sept. 67, Sekretär 1851–67, spät. Prof. an der Univers. zu Breslau, Geh. Regierungsrat, Ehrenmitglied der Philomathie seit 7. 10. 1888, † 1. Juni 1906.
- 2 „ Rose, Professor, 5. April 68, Sekretär der Philomathie 1876–96, Ehrenmitglied seit 28. Okt. 1896, † 20. 6. 04.
- 3 „ Ernst, Apotheker und Stadtältester, 3. Jan. 49, Ehrenmitglied seit 1908, † 24. Nov. 1912.

## Mitglieder.

- 4 „ Kattner, Dr. med. prakt. Arzt, 4. Jan. 48–25. 4. 94 (†).
- 5 „ Felsmann, Dr. med., Kreisphysikus a. D., Sanitätsrat, 30. Nov. 51–24. 2. 96 (†).
- 6 Exc. Friedenthal, Dr. iur., Staatsminister a. D., 24. Sept. 54 (bis 58) und seit 3. Okt. 72–6. 3. 90 (†).
- 7 Herr Skutsch, Dr. med., prakt. Arzt, 23. Nov. 58–1. 12. 89 (†).
- 8 „ Freiherr v. Seherr-Thoß, Geh. Regierungsrat, Landrat, 21. Sept. 59, 96 nach Breslau.
- 9 „ Hinzen, Buchhändler, 29. Okt. 66–1. 10. 02.
- 10 „ Engelbrecht, Kriegsgerichtsrat, Juli 67–73, und wieder seit 1885–März 90.
- 11 „ Schneider, Dr. med., prakt. Arzt, Geh. Sanitätsrat in Mogwig, 5. 4. 68–2. 4. 04 (†).
- 12 „ Melzer, Dr. phil., Realgymnasiallehrer a. D. in Bonn, 21. Okt. 68–1. 2. 99 (†).

- 13 Herr Nawrath, Oberlehrer und Professor am Kgl. Gymnasium, Febr. — Okt. 69, Jan. — Sept. 72 und seit Okt. 82 — 10. 10. 99 († in Breslau 1913).
- 14 „ Wolff, Dr. med., Generalarzt, Nov. 69 — Okt. 80, und wieder 87 — 1. 10. 1900.
- 15 „ Blasel, Realgymnasialoberlehrer, Professor, Nov. 70 bis April 74, und wieder 16. Dez. 76 — 1. 4. 98, in Glogau.
- 16\* „ Faulde, Realgymnasiallehrer, Professor, Nov. 70 — März 74 und wieder seit Okt. 82.
- 17 „ Grauer, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, 12. Okt. 71 bis 2. 10. 97 (†).
- 18 „ Kahlert, Divisionsauditeur, Justizrat, Jan. 72 — Okt. 74 und Okt. 87 — 1. 5. 94, in Breslau.
- 19 „ Köhler, Gymnasialoberlehrer, Professor, 11. Jan. 72 bis Juli 73 und 17. 1. 77 — 1. 10. 98, in Seidenberg.
- 20 „ Freiherr v. Falkenhausen, Rittergutsbesitzer in Blumenthal, Okt. 72 — Juli 81 und wieder Febr. 86.
- 21 „ Winkler, Juwelier, 23. Jan. 73 — 1. 4. 91.
- 22 „ Giese, Dr. phil., Kreisschulinspektor, 9. Okt. 73 — Okt. 92.
- 23\* „ Hellmann, Stadtsyndikus a. D., 30. April 74.
- 24 „ W. Beckmann, jun., Apotheker, 29. Okt. 74 — 1. Okt. 01, nach Breslau.
- 25 „ Zdralek, Dr. phil., Gymnasiallehrer, 29. 10. 74 — 25. 9. 76 und 1. Okt. 90 — 1. April 92, in Leobschütz.
- 26 „ vom Berge-Herrndorf, Major a. D., 22. Nov. 74 bis 14. 3. 1900 (†).
- 27 „ v. Hagen, Kgl. Forstmeister in Schwammelwitz, 21. Jan. 75 bis 16. Okt. 94 (†).
- 28 „ Cimbal, Dr. med., prakt. Arzt, 14. Febr. 76, Kreisarzt und Geh. Medizialrat († 31. Okt. 12).
- 29\* „ Gabriel, Major im Feld-Art.-Regt. 21, 20. Mai 76 — 85, jetzt Generalmajor z. D., ferner vom 10. April 89 bis 1. April 90 und seit 1. Okt. 95.
- 30 „ Rückert, Realgymnasialoberlehrer, 29. Nov. 76 — 17. 4. 1900 (†).
- 31 „ Mannigel, Dr. med., Oberstabsarzt, 29. Nov. 76 — 1. 4. 89, nach Glogau.
- 32 „ Friß Neumann, Ober-Apotheker und Stadtrat, 29. Nov. 76 bis 18. 3. 97 (†).
- 33 „ Nieter, Dr. med., Oberstabsarzt, 19. Dez. 76. — Okt. 88.
- 34 „ Klauenflügel, Major, 20. März 77 — Juli 78 und seit Okt. 87 — 1. 4. 89, nach Königsberg.
- 35 „ Höpfner, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 22. April 77 bis 1. 10. 91, nach Heidelberg.
- 36 „ Schubert, Apotheker in Mogwitz, 22. April 77 — 1. 2. 1890 (†).

- 37\* Herr Brüll, Dr. phil., Gymnasialoberlehrer, 19. Dez. 77–1. Okt. 79, wieder beigetreten als Gymnasialdirektor 1. Okt. 98, Geh. Regierungsrat.
- 38\* „ Marx, Dr. med., Stabsarzt, 3. Dez. 78, jetzt Oberstabsarzt a. D.
- 39\* „ Neumann, Buchhändler, Lotterie-Einnehmer, 12. Febr. 79.
- 40 „ Heer, Hauptmann im Feld-Art.-Regt., 7. 3. 79–1. 4. 89, nach Jüterbog.
- 41 „ Georgesohn, Hauptmann im Feld-Art.-Regt., 30. 3. 79 bis 1. 4. 81 und Nov. 84–Mai 89.
- 42 „ Viecenz, Oberapotheker und Stadtrat, 28. 10. 79–13. 6. 1898 (†).
- 43 „ Debo, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 17. 12. 79–1. 10. 89, nach Gleiwitz.
- 44 „ Kreutzberg, Realgymnasialoberlehrer, später Professor, 17. 12. 79–1. 4. 97 (†).
- 45 „ Wenzel, Leutnant a. D., Rittergutspächter in Grunau, 27. 1. 80–9. 1. 91 (†).
- 46 „ Hoffmann, Dr. med., Stabsarzt a. D., praktischer Arzt, 24. 2. 80–1. 4. 95.
- 47 „ Gruhn, Dr. med., Oberstabsarzt im 23. Inf.-Regt., 27. 10. 80–1. 10. 91, nach Glaß.
- 48 „ Williger, Diakonus, 27. 10. 80–1. 10. 91. (†)
- 49 „ Gentz, Landgerichtsrat, 29. 1. 80–1. 1. 92, nach Gnesen als Landgerichtsdirektor.
- 50 „ Graßhof, Erster Staatsanwalt, Geh. Justizrat, 20. 11. 80 bis 5. 12. 03 (†).
- 51 „ Schumann, Superintendent und Stadtpfarrer, 29. 11. 80 bis 31. 5. 99 (†).
- 52 „ Ziermann, Generalmajor z. D., 26. 1. 81–9. 6. 95 (†).
- 53 „ Bischoff, Bürgermeister, Justizrat und Rechtsanwalt, 19. 10. 81–1. 4. 85 und 1. 1. 88–1. 4. 92.
- 54 „ Freibott, Intendanturrat, 19. 10. 81–Mai 89, nach Altona.
- 55 „ Scharf, ev. Divisionspfarrer a. D., 19. 10. 81–1. 4. 97.
- 56 „ Gabriel, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 29. 11. 81–1. 4. 84 und 7. 10. 88–Januar 94, nach Osnabrück (Br. 27).
- 57 „ Hammetter, Dr. med., prakt. Arzt, 29. 11. 81–Febr. 86 und 1. 10. 90.
- 58 „ Schmidt, Steuerinspektor, 29. 11. 81–1. 4. 92, nach Kreuzburg.
- 59 „ Suckel, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 29. 11. 81–Januar 95, nach Berlin.
- 60 „ Wilke, Major und Bat.-Kommandeur im 23. Inf.-Regt., 29. 11. 81–1. 4. 82 und Dez. 87–1. 10. 97.
- 61 „ Benedix, Dr. med., Kreisphysikus, Sanitätsrat, 24. 5. 82 bis 2. 7. 97 (†).

- 62 Herr Apfeld, Fabrikbesitzer, 31. 10. 82, † als Rentier 30. 11. 1910.
- 63\* „ Gallien, Direktor des Realgymnasiums, 31. 10. 82.
- 64 „ Mebus, Intendantursekretär, 31. 10. 82–1. 10. 92, nach Breslau.
- 65 „ Ledelt, Religionslehrer am Realgymnasium, 29. 11. 82 bis 28. 3. 90 (†).
- 66 „ Nürnberger, Dr. theol., Religionslehrer am Gymnasium zu Neisse, † als Universitätsprofessor in Breslau 20. 4. 1910.
- 67\* „ Warmbrunn, Rechtsanwalt und Notar, seit 1885 Bürgermeister, dann Oberbürgermeister, 20. 12. 82.
- 68 „ Klein, Dr. med., Augenarzt, Stadtverordnetenvorsteher, 24. 10. 83–Nov. 03, in Leipzig.
- 69 „ Augustin, Maschineninspektor, 28. 11. 83–10. 1. 91 (†).
- 70 „ Röttger, Regierungsrat, Direktor des Eisenbahnbetriebsamts, 12. 12. 83–1. 10. 89.
- 71 „ v. Niesewand, Generalmajor und Brigadekommandeur, 3. 1. 83.
- 72 „ Herrmann, Dr. med., Oberstabsarzt im Fuß-Art.-Regt., 22. 10. 84–1. 4. 86 und 1. 10. 89–1. 1. 92, nach Bromberg.
- 73 „ Möser, Dr. med., prakt. Arzt, Oberstabsarzt d. L., Sanitätsrat, 22. 10. 84, seit Sommer 08 in Breslau.
- 74 „ Friemel, Premierleutnant im Pion.-Bat., 26. 11. 84 bis 18. 10. 89, nach Magdeburg.
- 75 „ Brand I, Hauptmann im Feld-Art.-Regt., 26. 11. 84 bis 1. 11. 88 und Okt. 90–April 93.
- 76 „ Glüer, Hauptmann, Lehrer an der Kriegsschule, 26. 11. 84 bis 1. 10. 91, nach Magdeburg.
- 77 „ Arendt, Gasanstaltsdirektor, 26. 11. 84, † 7. 2. 89.
- 78 „ Erfling, Major und Kommandeur des Pion.-Bat., 17. 12. 84 bis 15. 2. 90, nach Berlin.
- 79 „ Back, Premierleutnant und Regimentsadjutant (Fuß-Art.-Regt.), 14. 1. 85–30. 5. 90, nach Berlin.
- 80 „ Rotter, Amtsrichter, 14. 1. 85–1. 1. 90 (†).
- 81 „ Jäschke, Fabrikbesitzer in Neuland, Premierleutnant a. D., 28. 10. 85–9. 12. 91 (†).
- 82 „ Leinveber, Leutnant im Pion.-Bat., 28. 10. 85.
- 83 „ v. Mütschfahl, Rentier, 28. 10. 85–1. 10. 91, nach Dresden.
- 84 „ Rüter, Amtsrichter, 28. 10. 85–1. 4. 90, nach Tilsit.
- 85 „ Huckert, Dr. phil., Realgymnasialoberlehrer, Professor, 28. 10. 85–1. 10. 86 und wieder 17. 10. 98–1. 10. 02, Gymnasialdirektor in Posen.
- 86 „ Wittje, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 28. 10. 85–Mai 93.
- 87 „ Schröter, Dr. phil., Kgl. Gymnasialdirektor, 25. 11. 85 bis 20. 7. 98 (†).
- 88 „ Bartsch, Postdirektor, 16. 12. 85–1. 8. 1900.

- 89 Herr v. Hedemann, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 27. 1. 86 bis 1. 10. 89, nach Mainz.
- 90 „ Graf v. Strachwitz, Major im 23. Inf.-Regt., 27. 1. 86 bis 25. 2. 92 (†).
- 91 „ v. Grolman, Landgerichtspräsident, 22. 10. 86—1. 4. 89.
- 92 „ v. Bamberg, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 19. 11. 86—1. 10. 89, nach Bielefeld.
- 93 „ Reinelt (Philo vom Walde), Lehrer und Schriftsteller, 19. 11. 86—1. 10. 89 und 1. 10. 90—1. 5. 02, nach Breslau (†).
- 94 „ Sack, Landgerichtsdirektor, 22. 12. 86—28. 3. 92 (†).
- 95 „ Graber, Dr. med., Sanitätsrat, 16. 2. 87—1. 10. 01 (†).
- 96 „ Andersen, Landrichter, 25. 10. 87—1. 1. 89, nach Ratibor.
- 97 „ v. Etzel, Major beim Generalstab der 12. Div., 25. 10. 87 bis 15. 2. 89.
- 98 „ v. Fetter, Major und Kriegsschuldirektor, 25. 10. 87—1. 3. 91, nach Hersfeld und Osnabrück.
- 99 „ v. Gentzkow, Oberstleutnant und Artillerie-Offizier vom Platz, 25. 10. 87—15. 12. 88, nach Spandau.
- 100 „ Malotki v. Trzebiatowski, Generalmajor und Kommandant von Neisse, 25. 10. 87—1. 4. 90.
- 101 „ Pochhammer, Oberstleutnant z. D., Ingenieuroffizier vom Platz, 25. 10. 87—Juni 88, in Berlin.
- 102 „ Pupke, Apotheker, 25. 10. 87 († 14. 7. 07).
- 103 „ Rodewald, Premierleutnant an der Kriegsschule, 25. 10. 87 bis 1. 10. 89, nach Breslau.
- 104 „ Schubert, Staatsanwalt, 25. 10. 87—1. 10. 90, nach Breslau.
- 105 „ Schumann, Leutn. i. 23. Inf.-Regt., 25. 10. 87.—Sommer 88.
- 106 „ v. Schwerin, Rittmeister, Brigadeadjutant, 25. 10. 82 bis 1. 6. 92, nach Freiburg i. B.
- 107 „ v. Szczepanski, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 25. 10. 87—1. 4. 92, nach Rastatt.
- 108 „ Zembsch, Oberstleutnant im 63. Inf.-Regt., 25. 10. 87 bis Okt. 89, als Oberst nach Thorn.
- 109 „ Kreysern, Dr. med., Stabsarzt des 63. Inf.-Regts., 25. 10. 87—1. 10. 89, nach Kosel.
- 110 „ Hennecke, Major im 23. Inf.-Regt., 23. 11. 87.
- 111 „ Mappes, Eisenbahn-Betriebsinspektor, 23. 11. 87—1. 4. 94, nach Charlottenburg.
- 112 „ Freiherr v. Schleiniß, Oberstleutnant im 63. Inf.-Regt., 23. 11. 87—1. 1. 92.
- 113 „ Strahl, Premierleutnant im Pion.-Bat., 23. 11. 87—1. 10. 90, nach Glogau.
- 114 „ v. Falkenhayn, Hauptmann im 23. Inf.-Regt., 21. 12. 87 bis 1. 10. 90, als Major nach Königsberg.
- 115 „ Kruska, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 21. 12. 87—1. 4. 91, nach Köln.

- 116 Herr Lohmeyer, Hauptmann im Feld.-Art.-Rgt., 18. 1. 88 bis 1. 4. 89, nach Spandau.
- 117 „ Pech, Gymnasialoberlehrer 18. 1. 88–1. 1. 91. nach Kulm.
- 118 „ Hirschberg, Garnisonauditeur, 8. 2. 88–1. 4. 90, nach Danzig.
- 119\* „ Hampel, Hauptmann a. D., Kreissekretär, Rechnungsrat, 18. 4. 88.
- 120 „ Lührsen, Hauptmann, Platzmajor, 18. 4. 88–1. 4. 90, nach Graudenz.
- 121 „ Brieger, Dr. med., prakt. Arzt, 16. 5. 88–10. 8. 96 (†).
- 122 „ Dieckmann, Regierungs- und Baurat, 1. 10. 88 bis 1. 10. 90.
- 123 „ Dulitz, Hauptmann im Fuß-Art.-Rgt., 1. 10. 88–1. 4. 90, nach Mainz.
- 124 „ Erler, Landgerichtsrat, 1. 10. 88–Sommer 96, nach Halle.
- 125 „ Miedzychodzki, Gymnasiallehrer, 1. Okt. 88–1. 10. 89, nach Rinteln.
- 126 „ Pieper, Dr. med., Oberstabsarzt 1. Kl., 1. 10. 88–1. 5. 95 nach Danzig.
- 127 „ Carp, Hauptmann im Feld.-Art.-Rgt., 14. 11. 88–1. 4. 89, nach Jüterbog.
- 128 „ Fränkel, Rechtsanwalt und Notar in Friedland O.-S., 14. 11. 88–02, nach Myslowitz.
- 129\* „ Friedenthal, Fabrikbesitzer in Friedenthal-Giesmannsdorf, 14. Nov. 88 (z. Zt. in Berlin).
- 130 „ Krüger, Premierleutnant im Fuß-Art.-Rgt., 14. 11. 88 bis 1. 10. 89, nach Berlin.
- 131\* „ Christoph, Kgl. Gymnasiallehrer, später Oberlehrer und Professor, 12. Dez. 88, Sekretär seit 98.
- 132 „ Brand II, Hauptmann im Feld.-Art.-Reg. Nr. 21, 16. 1. 89 bis 1. 10. 91 und 93 bis 1900.
- 133 „ Schöning, Premierleutnant im Fuß-Art.-Rgt., 16. 1. 89 bis 1. 4. 91, nach Berlin.
- 134 „ Brinkmann, Major, 13. 3. 89–1. 10. 90, nach Darmstadt.
- 135 Exc. v. Grävenitz, Kgl. Württemberg. Generalleutnant z. D., Kommandeur der 12. Div., 13. 3. 89–1. 11. 90, nach München.
- 136 Herr v. Schickfuß, Hauptmann (Rgt. 71), 13. 3. 89–1. 4. 90, nach Erfurt.
- 137 Exc. v. Zastrow, Kommandeur der 12. Kav.-Brig., Generalleutnant z. D., 13. 3. 89–1. 6. 91, nach Provinz Posen.
- 138 Herr Eichbaum, Dr. med., Stabsarzt, 10. 4. 89–1. 10. 90, nach Breslau.
- 139 Exc. Johannes, Kommandeur der 24. Inf.-Brig., Generalleutnant z. D., 10. 4. 89–1. 6. 91, nach Görlitz.
- 140 Herr Kahrstedt, Geh. Baurat, Königl. Garnisonbauinspektor 10. 4. 89–1. 5. 08 († 13).

- 141 Herr Witte, Landgerichtspräsident, 10. 4. 79—1. 1. 92, nach  
Düsseldorf.
- 142 „ Weigel, Fabrikbesitzer und Gutsbesitzer in Volkmanns-  
dorf, 8. 5. 89—Mai 03.
- 143 „ Arnold, Major im 23. Inf.-Rgt., 15. 10. 89—1. 4. 95, nach  
Cottbus als Oberst.
- 144 „ Fritsch, Landgerichtsrat, 15. 10. 83—1. 12. 92, nach Halle.
- 145 „ Harnickell, Oberst und Kommandeur des 23. Inf.-Rgts.,  
15. 10. 89—1. 1. 91, als General nach Rendsburg.
- 146 „ Mohaupt, Premierleutnant im Fuß-Art.-Rgt., 15. 10. 89  
bis Sommer 94.
- 147 „ v. Beughem, Oberstleutnant im 23. Inf.-Rgt., 27. 11. 89  
bis 1. 4. 91, nach Hannover.
- 148 „ Frank, Apotheker, 27. 11. 89—1. 4. 90, nach Pelplin.
- 149 „ Meier, Oberstleutnant z. D., v. 27. 11. 89—1. 4. 90.
- 150 „ Semmelroth, Hauptmann im Fuß-Art.-Rgt., 27. 11. 89 bis  
1. 4. 90, nach Glatz.
- 151\* „ Croce, Kaufmann, Oberleutnant a. D., Stadtrat, 13. Dez. 89.
- 152 „ Weiß, Rechtsanwalt und Notar in Patschkau, 15. 1. 90.  
bis 92.
- 153 „ Dobrzynski, Premierleutnant im Fuß-Art.-Rgt., 14. 10. 90  
bis 1. 10. 91, nach Glatz.
- 154\* „ Färber, Kreisbaumeister, Hauptmann d. R. im Schles.  
Pion.-Bat., 14. 10. 90.
- 155 „ Freiherr Ernst v. Falkenhausen in Bielau, Premier-  
leutnant a. D., 14. 10. 90—12. 7. 97 (†).
- 156 „ v. Horn, Hauptmann im 23. Inf.-Reg., 14. 10. 90—1. 10. 01.
- 157 „ v. Pfister, Oberst und Kommandeur des Fuß-Art.-Rgt.,  
24. 10. 90—Sommer 93.
- 158\* „ Siegert, Zollinspektor, 14. 10. 90.
- 159 „ v. L'Estocq, Premierleutnant und Lehrer an der Kriegs-  
schule, 12. 11. 90—92.
- 160 „ v. Enkevort, Sek.-Leutnant und Lehrer an der Kriegs-  
schule, 12. 11. 90—1. 7. 91.
- 161 „ Fiedler, Kommandeur des 63. Inf.-Rgts., 12. 11. 90. bis  
1. 7. 91, nach Naumburg.
- 162 „ Haack, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
12. 11. 90—1. 4. 91, nach Hersfeld.
- 163 „ Hink, Hauptmann im Schles. Pion.-Bat., 12. 11. 90 bis  
Okt. 97.
- 164 „ Klocke, Landwirtschaftslehrer und Premierleutnant d. L.,  
12. 11. 90—Sommer 95, nach Trebnitz.
- 165 „ Kollibay, Rechtsanwalt und Notar, Justizrat, 12. 11. 90 bis  
1. 10. 91, und Jan. 95—Febr. 10.
- 166 „ Leutwein, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
12. 11. 90—1. 4. 91, nach Posen.

- 167 Herr v. Örtzen, Premierleutnant und Lehrer an der Kriegsschule, 12. 11. 90 bis Sommer 93, nach Ulm.
- 168 „ Ottow, Premierleutnant, Bureau-Chef und Bibliothekar an der Kriegsschule, 12. 11. 90—1. 4. 92, nach Brieg.
- 169 „ Freiherr v. Puttkammer, Premierleutnant und Lehrer an der Kriegsschule, 12. 11. 90—1. 4. 91, nach Gnesen.
- 170 „ Seelmann, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 12. 11. 90—Sommer 94, nach Köln.
- 171 „ Seweloh, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 12. 11. 90—1. 10. 91, nach Thorn.
- 172 „ v. Tilly, Premierleutnant und Lehrer an der Kriegsschule, 12. 11. 90—1. 10. 91, nach Torgau.
- 173 „ Alter, Gerichtsassessor, 19. 11. 90—1. 1. 93, nach Leobschütz.
- 174 „ Kastan, Landgerichtsrat, 19. 11. 90—Sommer 94, als Oberlandesgerichtsrat nach Posen.
- 175 „ Schmutter, Amtsrichter, 19. 11. 90—1. 4. 93, nach Berlin.
- 176 „ v. Legat, Generalmajor und Kommandeur der 23. Inf.-Brigade, 17. 12. 90—Sommer 93, als Generalleutnant z. D. nach Görlitz.
- 177 „ Schuch, Major im Feld.-Art.-Rgt., 17. 12. 90—1. 4. 91, nach Jüterbog.
- 178\* „ Vollert, Amtsgerichtsrat, 17. 10. 90.
- 179 „ Creuzinger, Major und Kommandeur des Pion.-Bat. 21. 1. 91.—Okt. 93, nach Berlin.
- 180 „ Eilert, Oberst und Kommandeur des Feld.-Art.-Reg., 21. 1. 91—Februar 93, nach Berlin.
- 181 „ Waenker v. Dankenschweil, Major beim Generalstab der 12. Div., 21. 1. 91—Nov. 92.
- 182 Exc. v. Wodtke, Generalleutnant und Kommandeur der 12. Div., 21. 1. 91—20. 6. 92, nach Naumburg.
- 183 Herr Schütze, Major im 23. Inf.-Rgt., 18. 2. 91—Febr. 92, nach Meschede.
- 184 „ Hodann, Oberstabsarzt a. D., 25. 3. 91—10. 5. 97.
- 185 „ Baranowsky, Postkassierer, 21. 10. 91—1. 10. 92, nach Eydtkuhnen.
- 186\* „ Nickel, Dr. theol., Universitätsprofessor in Breslau, 21. 10. 91.
- 187 „ Graf v. Blücher, Major und Bataillons-Kommandeur, 18. 11. 91—1. 10. 97.
- 188 „ Gottschalk, Referendar a. D., Redakteur der Neisser Presse, 18. 11. 91—1. 4. 96.
- 189 „ H. Güttler, Kgl. Kommerzienrat und Fabrikbesitzer in Reichenstein, 18. 11. 91, † 10. 1. 06.
- 190 „ Holberg, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 18. 11. 91—15. 11. 92, nach Berlin.
- 191 „ Roos, Premierleutnant im Pion.-Bat., 18. 11. 91—1. 10. 93, nach Anklam.

- 192 Herr Wagner, Hauptmann im Feld.-Art.-Reg., 18. 11. 91 bis 1. 8. 92 (†)
- 193 „ Weltzel, Rittergutsbesitzer in Lamsdorf, 18. 11. 91 – 1. 4. 95.
- 194 „ Werner, Major und Direktor der Kriegsschule, 18. 11. 91 bis Sommer 93, nach Danzig.
- 195 „ Brandt, Dr. iur., Regierungsrat, Vorsitzender der Einschätzungskommission, 16. 12. 91. – Sept. 95, nach Münster.
- 196 „ Daunert, Bauinspektor, 16. 12. 91 – 1. 4. 95, nach Berlin.
- 197 „ Kärnbach, Apothekenbesitzer, 16. 12. 91 – Januar 99, nach Breslau.
- 198 „ Heinrichs, Major im 63. Inf.-Rgt., 20. 1. 92 – 1. 1. 93, nach Königsberg.
- 199 „ Neumann, Dr. med., Stabsarzt im Fuß-Art.-Rgt., 20. 1. 92 bis Sommer 93, nach Liegnitz.
- 200 „ Toussaint, Landgerichtspräsident, 20. 1. 92 – 1. 11. 92, nach Leipzig ans Reichsgericht.
- 201 „ v. Ahlefeldt, Major z. D., 17. 2. 92 – Oktober 99, nach Bernburg.
- 202\* „ Ellguther, Rabbiner, 17. 2. 92.
- 203 „ Gronen, Hauptmann im Pion.-Bat., 17. 2. 92 – Sommer 93, nach Königsberg.
- 204 „ Kieschke, Dr. iur., Regierungsrat, Vorsitzender des Eisenbahnbetriebsamtes, 17. 2. 92 – 1. 10. 97, nach Berlin.
- 205 „ Blunck, Regierungs- und Baurat in Hannover, 16. 3. 92 bis 1. 4. 97.
- 206 „ Gerstberger, Regierungsassessor, Leutnant d. R., 16. 3. 92 – 1. 4. 95, nach Elberfeld.
- 207 „ Pistorius, Fabrikbesitzer und Ingenieur, Hauptmann d. R., 16. 3. 92 – 15. 8. 04 (†).
- 208 „ Trozka, Gymnasialoberlehrer, 16. 3. 92 – 1. 10. 96, nach Beuthen.
- 209 „ Kruska, Oberlandesgerichtsrat, 6. 4. 92 – Mai 03 in Breslau.
- 210 „ Thomalla, Dr. med., prakt. Arzt in Friedland, 6. 4. 92 bis 1. 7. 93, nach Hückeswagen.
- 211 „ Faber, Hauptmann im 23. Inf.-Rgt., 18. 5. 92 – Sept. 95.
- 212 „ Strauß, Major und Divisionsadjutant, 18. 5. 92 bis Sommer 94, nach Lissa.
- 213 „ Beckmann, Hauptmann im Fuß-Art.-Rgt., 19. 10. 92 bis 28. 8. 98.
- 214 „ v. Sausin, Hauptmann im Pion.-Bat., 19. 10. 92 – 1. 4. 95, nach Köln.
- 215 „ Scharr, Premierleutnant im Pion.-Bat. 19. 10. 92 – März 93.
- 216 „ Bennecke, Major im 23. Inf.-Rgt., 16. 11. 92, – 1. 7. 95, nach Göttingen.
- 217 „ Dahlmann, Dr. iur., Landgerichtsdirektor, 16. 11. 92 bis 1. 11. 95, nach Berlin.

- 218 Herr Koehler, wiss. Hilfslehrer an der evang. höheren Töchter-  
schule, 16. 11. 92–1. Okt. 93.
- 219 „ Kupffender, Premierleutnant im Pion.-Bat., 16. 11. 92  
bis 1. 4. 94, nach Hannover.
- 220 „ Morgenstern, Premierleutnant in der 2. Ingenieur-  
Inspektion, 16. 11. 92–Sommer 93 nach Glogau.
- 221 „ Wollmann, Hauptmann im Pion.-Bat., 16. 11. 92–Januar 94,  
nach Berlin.
- 222 „ Eichert, Major im Eisenbahnregiment Nr. 2, 14. 12. 92 bis  
1. 4. 97.
- 223 „ Eben, Hauptmann beim Generalstab der 12. Div., 14. 12. 92  
bis 1. 1. 95, nach Berlin.
- 224 „ Elsner, Dr. med., Assistenzarzt im 23. Rgt., 14. 12. 92 bis  
Januar 93, nach Sohrau.
- 225 „ Holthoff, Ober- u. Rel.-Lehrer am Gymnasium, 14. 12. 92  
bis 1. 6. 96, nach Kauffung.
- 226 „ Kiesel, Hauptmann vom Festungsgefängnis, 14. 12. 92  
bis 02, nach Köln.
- 227 „ Lemmel, Intendanturrat, Premierleutnant d. L., 14. 12. 92  
bis 1. 6. 95, nach Posen.
- 228 Exc. Müller, Generalleutnant und Kommandeur der 12. Div.,  
14. 12. 92–10. 3. 94, nach Berlin.
- 229 Herr Spohr, Hauptmann im Pion.-Bat., 14. 12. 92–2. 4. 93, nach  
Geestemünde.
- 230 „ Uber, Kgl. Kreisbauinspektor, 14. 12. 92–1. 7. 94, nach Berlin.
- 231 „ Knobel, Sekondleutnant im 63. Inf.-Rgt., 11. 1. 93 bis  
1. 4. 95, z. Kriegsakademie.
- 232\* „ Kohlstock, Versicherungs-Oberbeamter, 11. Januar 93.
- 233 „ Langer, Gerichtsreferendar, 11. 1. 93–1. 4. 95, nach  
Breslau.
- 234 „ Prasse, Dr. med., Regimentsarzt in Saarburg, 11. 1. 93  
bis 1. 4. 97.
- 235 „ Borchert, Dr. iur., Landgerichtsrat, 8. 2. 93–Januar 05.  
nach Berlin.
- 236 „ Bruck, Major im 23. Inf.-Rgt., 8. 2. 93–Herbst 02.
- 237 „ v. Maubeuge, Dr. iur., Landschaftsdirektor, 8. 2. 93 bis  
7. 2. 94 (+).
- 238\* „ Spielvogel, Fabrikbesitzer in Mittelneuland, 8. 2. 93.
- 239\* „ Zimmermann, Fabrikdirektor, 8. 2. 93.
- 240 „ v. Colditz, Rittmeister im Ulanen-Rgt., Brigadeadjutant,  
1. 3. 93–Sommer 95 nach Leobschütz.
- 241 „ Pütter, Senatpräsident in Breslau, 1. 3. 93–1. 4. 97.
- 242 „ Schwöder, Zuckerfabrikdirektor in Ottmachau, 1. 3. 93  
bis 1. 4. 96.
- 243 „ v. Ammon, Major u. Kommandeur des Pion.-Bat., 15. 11. 93  
bis 1. 2. 95, nach Berlin.,

- 244 Herr Caspar, Baurat, 15. 11. 93–1. 4. 95, nach Königsberg.
- 245 „ v. Gellhorn, Major z. D., 25. 10. 93–10. 2. 98 (†).
- 246 Exc. v. Kruska, Generalleutnant z. D., 15. 11. 93 bis Sommer 96 (†).
- 247 Herr Lübbert, Premierleutnant im 63. Inf.-Rgt., 15. 11. 93 bis 1. 4. 95, nach Mainz.
- 248 „ Musolff, Kreisschulinspektor, 15. 11. 93–1. 4. 01 († in Breslau).
- 249\* „ Nissen, Dr. med., Arzt für Chirurgie, Stabsarzt, 15. 11. 93.
- 250 „ Oehmgen, Major im Fuß-Art.-Rgt., 15. 11. 93–20. 11. 94, nach Koblenz.
- 251\* „ Perls, Reichsbankvorsteher, 15. 11. 93.
- 252 „ Pohl, Hauptmann beim Fuß-Art.-Rgt., 15. 11. 93 bis 15. 1. 96, nach Posen.
- 253 „ Krüger-Velthusen, Oberstleutnant z. D. und Kommandeur des Landwehrbezirks Neisse, 15. 11. 93 bis April 99.
- 254 „ Weber, Generalmajor z. D., 15. 11. 93–10. 7. 97.
- 255 „ Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, Oberleutnant im Fuss-Art.-Rgt., 15. 11. 93–1. 10. 94 und 1. 10. 96–1. 10. 1900.
- 256 „ Ohlrogge, Postkassierer, 13. 12. 93–1. 3. 95, nach Danzig.
- 257 „ Voss, Besitzer der Bergapotheke, 13. 11. 93–1. 4. 02 nach Schwerin.
- 258 „ v. Dirke, Dr. med., Oberstabsarzt im Fuß-Art.-Rgt., 17. 1. 94–1. 10. 94, nach Oppeln.
- 259 „ Hasper, Hauptmann im Fuß-Art.-Rgt., 17. 1. 94–1. 4. 96, nach Glogau.
- 260 „ Kutzen, Oberst und Regiments-Kommandeur, (Nr. 117), 17. 1. 94–1. 4. 98.
- 261 „ v. Cranach, Oberst z. D., 15. 2. 94–1. 4. 98, in Berlin.
- 262 „ Rotte, Generalmajor z. D., 15. 2. 94 (und 22. 12. 55 bis 6. 10. 64)–3. 9. 95 (†).
- 263 „ Schröder, Hauptmann, Artillerieoffizier vom Platz, 15. 2. 94 1. 4. 95, nach Danzig.
- 264 „ Hüger, Oberstleutnant im Feld-Art.-Rgt., v. 14. 3. 94 bis 20. 2. 95, als Oberst nach Ulm.
- 265 „ Alsleben, Premierleutnant, 24. 10. 94–1. 1. 95 und 1. 3. 96–15. 9. 98.
- 266 „ Anders, Ober- und Religionslehrer am Realgymnasium 24. 11. 94–1. 4. 01, in Gross-Strehlitz.
- 267\* „ Bernatzky, Arzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkranke 24. 10. 94.
- 268 „ Böhrig, Gymnasiallehrer, Sekondleutnant d. L., 24. 10. 94 bis 1. 4. 97, nach Lübeck.
- 269 „ Eiselen, Regierungsbaumeister, 24. 10. 94–1. 4. 96, nach Leipzig.

- 270 Herr Funck, Pr.-Lt. im 23. Inf.-Rgt., 24. 10. 94 bis 1. 10. 96.
- 271 Exc. v. Heinrichs, Generalleutnant z. D., 24. 10. 94 bis 1. 1. 97,  
nach Berlin.
- 272\* Herr Heyn, Amtsgerichtsrat, Geh. Justizrat, Hauptmann a. D.,  
24. 10. 94.
- 273 „ v. Kalkreuth, Major im 63. Inf.-Rgt., 24. 10. 94 (und  
30. 4. 79–1. 10. 79)–Sommer 96 nach Öls.
- 274 „ Kleinschmidt, Rittergutspächter in Nitterwitz, 24. 10. 94  
bis 11. 5. 97.
- 275\* „ May, Dr. phil., Gymnasialoberlehrer, 24. 10. 94, jetzt  
Gymnasialdirektor, korresp. Mitglied, Sekretär 96–98.
- 276 „ Rehorst, Kgl. Kreisbauinspektor, 24. 10. 94–März 1900 (†).
- 277 „ Troschke, Leutnant im Fuß-Art.-Rgt., 24. 11. 94–13. 9. 95,  
1. 10. 96–20. 9. 97, und 98–02.
- 278 „ Bock v. Wülfigen, Hauptmann (Major) und Divisions-  
adjutant, 28. 11. 94–96.
- 279 „ Lessny, Sekondleutnant im 23. Inf.-Rgt., 23. 11. 94 bis  
1. 8. 97.
- 280 „ Scharf, Sekondleutnant im Fuß-Art.-Rgt., 28. 11. 94 bis  
Sommer 96.
- 281 „ Doergé, Sekondleutnant im Fuß-Art.-Rgt., 19. 12. 94 bis  
Sommer 96.
- 282 „ Geisberg, Hauptmann im Schles. Pion.-Bat., 19. 12. 94 bis  
Sommer 96.
- 283 „ Kaape, Amtsvorsteher in Bielau, 19. 12. 94–1. 4. 98.
- 284 „ Kortzer, Fabrikdirektor a. D., 19. 12. 94–15. 12. 95 (†).
- 285 „ Simon, Dr. med., prakt. Arzt in Bielau, 19. 12. 94 bis  
1. 10. 96.
- 286 „ Timmermann, Regierungsbaumeister, 19. 12. 94 bis  
1. 4. 96, nach Schleswig.
- 287 „ v. Schmeling, Generalmajor, Kommandeur der 24. Inf.-  
Brig., 16. 1. 95–März 96, nach Braunschweig.
- 288 „ Heimerle, Regierungsbaumeister, Leutnant d. R., 23. 10. 95  
bis März 1900, nach Königsberg.
- 289 „ Nausester, Major, Erster Artillerieoffizier vom Platz in  
Strassburg im Els., 23. 10. 95–26. 5. 97.
- 290 „ Reisler, Amtsgerichtsrat, 23. 10. 95–Mai 04, nach Berlin.
- 291 „ Rothkegel, Professor, Oberlehrer am Gymnasium,  
23. 10. 95 bis Oktober 1900, und 5. 2. 04–Oktober 04 (in  
Ziegenhals, †).
- 292 „ Bechen, Hauptmann im Fuß.-Art.-Rgt., 13. 11. 95–16. 3. 98.
- 293 „ Goebel, Hauptmann, 13. 11. 95–1. 4. 97, komm. z. Kriegs-  
schule nach Metz.
- 294 „ v. Jerin-Gesef, Kgl. Landrat des Kreises Neisse und  
Kammerher, Mitglied des Herrenhauses, Rittmeister a. D.,  
13. 11. 95, ausgesch. 1. 10. 12.

- 295 Herr Köster, Intendanturrat in Magdeburg, 13. 11. 95 bis 1. 10. 98.
- 296 „ Scheele, Hauptmann im Fuß.-Art.-Reg., 13. 11. 95 bis April 1900, nach Berlin.
- 297 „ Ziegert, Sekondleutnant im Fuß.-Art.-Rgt., 13. 11. 95 bis Sommer 96.
- 298 „ Ecke, Major, 11. 12. 95—1. 4. 98, nach Brieg.
- 299 „ Eichert, Major und Lehrer an der Kriegsschule, 11. 12. 95 bis 1. 10. 1900.
- 300 „ Hembold, Dr. iur., Regierungsrat, Vors. der Steuereinschätzungskommission, 11. 12. 95—1. 7. 98, nach Bromberg.
- 301 „ Iltgen, Dr. med., Stabsarzt im 23. Inf.-Rgt., 11. 12. 95 bis Sommer 96.
- 302 „ Ossig, Referendar, 11. 12. 95—3. 3. 97., nach Strehlen.
- 303 „ Volkmann, Dr. med., Stabsarzt im 23. Inf.-Rgt., 11. 12. 95 bis Sommer 96, nach Berlin.
- 304 „ R. Fränkel, Fabrikbesitzer, 15. 1. 96—15. 3. 01, in Ziegenhals.
- 305\* „ Friß Hoffmann, Fabrikbesitzer, Stadtältester, Lotterie-einnehmer, 15. 1. 96.
- 306 „ Geißler, Kriegsgerichtsrat, 12. 2. 96, Frühjahr 1910 nach nach Altona.
- 307 „ Scholz, Dr. med., Assistenzarzt 2. Kl. im 63. Rgt. 12. 2. 96 bis 1. 7. 96, nach Ober-Glogau.
- 308 „ v. Bonin, Generalmajor z. D., 18. 3. 96—1. 10. 01.
- 309 „ Keßler, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 18. 3. 96—1. 10. 1900.
- 310 „ Wiegand, Sekondleutnant im Fuß.-Art.-Rgt., 18. 3. 96 bis 1. 10. 98, nach Berlin.
- 311 „ Eberhard, Hauptmann im Feld-Art.-Rgt. Nr. 7, 15. 4. 96 bis 1. 4. 98.
- 312 „ Beschorner, Oberlehrer am Gymn., Oberleutnant d. L., 28. 10. 96—1. 10. 01, in Oppeln.
- 313 „ Boehm, Oberst z. D. und Bezirkskommandeur in Köln, 28. 10. 96—18. 10. 97.
- 314\* „ Lorenz, Rektor, 28. 10. 96.
- 315\* „ Ruffert, Professor, Oberlehrer am Gymnasium, 28. Okt. 96 bis 1. 4. 98 und wieder 1. Okt. 1900.
- 316 „ Wehmeyer, Major im Fuß.-Art.-Rgt., 13. 11. 96—1. 10. 97 nach Jüterbog.
- 317 „ Wiebe, Oberstleutnant z. D., 13. 11. 96—April 05, in Danzig.
- 318 „ v. Schramm, Staatsanwalt in Gleiwitz, 13. 11. 96—1. 1. 98,
- 319 „ Haneld, Feuerwerkshauptmann, 13. 11. 96—Dez. 1900, nach Königsberg.
- 320\* „ Dittrich, Dr. iur., Landgerichtsrat, 14. Dez. 96.

- 321 Herr Stern, Oberst und Kommandeur des Inf.-Rgt. 16 in Köln,  
13. 1. 97—27. 9. 97.
- 322 „ Randewig, Hauptmann im Pion.-Bat., 13. 1. 97—1. 10. 1900.
- 323\* „ Gloger, Bankier, Stadtverordnetenvorsteher, 10. 2. 97.
- 324 „ Hoppenstedt, Oberst und Kommandeur des Feld-  
Art.-Rgt., 28. 10. 97—Sommer 99. nach Oldenburg.
- 325 „ Friedberg, Landgerichtspräsident, 28. 10. 97—30. 5. 99,  
nach Altona.
- 326 „ Stephan, Landgerichtsdirektor, Geh. Justizrat, 28. 10. 97  
bis Oktober 08, in Schweidnitz.
- 327 „ Eberlein, Major im Fuß-Art.-Rgt., 28. 10. 97—24. 12. 98.
- 328 „ Strauch, Oberlehrer am Gymnasium, 28. 10. 97—1. 4. 02,  
Professor in Gleiwitz.
- 329 „ v. Bichowsky, Regierungs- und Baurat, 28. 10. 97 bis  
März 05.
- 330 „ Heinatz, Staatsanwalt, Leutnant d. R., 28. 10. 97 bis  
6. 11. 01 (+).
- 331 „ Kopp, wissenschaftlicher Lehrer, 28. 10. 97—8. 10. 98.
- 332 „ Friesse, Regierungsassessor in Kassel, 28. 10. 97—1. 1. 98.
- 333 „ Stephan, Gerichtsassessor, 28. 10. 97—21. 5. 98.
- 334 „ Hampel, Referendar in Breslau, 28. 10. 97—1. 4. 98.
- 335 Exc. Freiherr von Wangenheim, Generalleutnant z. D.,  
in Gotha, 16. 12. 97—1. 7. 98.
- 336 Herr Hävernicks, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
16. 12. 97—30. 6. 99, nach Bergen.
- 337 „ Kühn, Gymnasiallehrer, Leutnant d. R., 16. 12. 98—1. 4. 99.
- 338 „ Neumann, Leutn. im Fuß-Art.-Rgt., 16. 12. 97—1. 10. 1900.
- 339 „ v. Egidy, Oberst und Regimentskommandeur, 19. 1. 98  
bis 22. 3. 01.
- 340 „ Peters, ev. Divisionspfarrer, 19. 1. 98—1. 10. 1900.
- 341 „ v. Scholz, Oberleutnant im 23. Inf.-Rgt., 19. 1. 98—1. 10. 1900,  
nach dem Chinafeldzuge wieder eingetreten bis 1. 10. 02,  
nach Lublin.
- 342 „ Becker, Zeugleutnant, 19. 1. 98—5. 10. 98.
- 343 „ Kruska, Oberstleutnant, Kriegsschuldirektor, 17. 10. 98  
bis 1. 10. 01, als Regimentskommandeur nach Oppeln.
- 344 Exc. v. Massow, Generalleutnant u. Kommandeur der 12. Div.,  
14. 12. 98—1. 10. 01.
- 345 Herr Krocke, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
14. 12. 98—1. 10. 01, nach Altona.
- 346\* „ Grötschel, Dr. med., Arzt, Leiter des städt. Kranken-  
hauses, 14. 12. 98.
- 347\* „ Gärtig, Dr. med., Frauenarzt, 14. 12. 98.
- 348\* „ Gehlig, Dr. med., Arzt, 14. 12. 98.
- 349 „ Piontek, Apothekenbesitzer in Mogwitz, 18. 1. 99—Sommer  
99, nach Breslau.

- 350 Herr Goslich, Hauptmann im Pion.-Bat., 17. 2. 99—Nov. 06, in  
Straßburg.
- 351 „ Trüstedt, Oberleutnant im 23. Inf.-Rgt., 14. 2. 99. bis  
1. 10. 1900.
- 352 „ v. Wedell, Oberleutnant, Febr. 99—April 1900.
- 353\* „ Neuber, Dr. med., prakt. Arzt, Sanitätsrat, Stabsarzt,  
14. Febr. 99.
- 354 „ Eitner, Hauptmann im 23. Inf.-Rgt., 14. 2. 99.—1. 10. 01,  
nach Bieberich.
- 355 „ Möricke, Hauptmann im Fuß-Art.-Rgt. v. Dieskau, 10. 3. 99  
bis März 05, nach Berlin.
- 356 „ Walter, Rechtsanwalt, Hauptmann d. L., 25. 4. 99, ausgesch.  
Februar 09.
- 357 „ Reimann, Dr. med., Arzt in Oppersdorf, Sanitätsrat  
20. 5. 99—1908.
- 358 „ Spohr, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
18. 10. 99—1. 4. 02.
- 359 „ Michalsky, Dr. phil., Professor. Gymnasial-Oberlehrer,  
19. 11. 99—1. 4. 09, Gymnasial-Direktor in Leobschütz.
- 360 „ Franke, Fabrikbesitzer in Rothfest bei Ziegenhals,  
19. 11. 99—1. 1. 01 (†).
- 361\* „ Vinzenz, Kaufmann und Oberleutnant d. R., 30. 11. 99.
- 362 „ Duda, Dr. med., Stabsarzt, 30. 11. 99—10. 5. 02.
- 363\* „ Klug, Pfarrer und Erzpriester zu Warmbrunn i. Schles.,  
30. 11. 99.
- 364 „ Nitsche, Apotheker, früher Besitzer der Stadtapotheke,  
30. 11. 99 † 27. 7. 11.
- 365 „ Brohm, Hauptmann und Ingenieuroffizier v. Plaß, 10. 2. 1900  
bis 1. 10. 1900.
- 366 „ Piper, Major, Vorsteher des Festungsgefängnisses,  
10. 2. 1900—März 1907.
- 367 „ Elster, Amtsrichter in Grottkau, 10. 2. 1900—1. 4. 02, Amts-  
gerichtsrat in Frankenstein.
- 368 „ Herda, Leutnant und Adjutant im Pion.-Bat., 10. 11. 1900  
bis Oktober 03.
- 369 „ Peters, Leutnant im Pion.-Bat., 10. 11. 1900—Sommer 05,  
in Hohenlohehütte O.-S.
- 370 „ Teuber, Oberlehrer am Gymnasium., 10. 11. 1900—1. 10. 02  
in Gläß.
- 371 „ Hoppe, Oberlehrer am Gymnasium, 19. 11. 1900, jetzt in  
Breslau.
- 372 „ Dominik, Regierungsassessor, dann Regierungsrat,  
10. 11. 1900—1. 4. 02, nach Bochum.
- 373\* „ Goguel, Landgerichtsrat, 5. 12. 1900—Oktober 03, wieder-  
eingetreten.
- 374\* „ Richter, Superintendent und Stadtpfarrer, 5. 12. 1900.

- 375 Herr Bartelt, Dr. phil., Oberlehrer am Gymnasium, Professor,  
5. 12. 1900—Mai 03.
- 376 „ Przybilka, Amtsgerichtsrat, 5. 12. 1900—Oktober 05 (†).
- 377 „ Alter, Landgerichtsrat, 5. 12. 1900—Sommer 05, in Görliß.
- 378\* „ Modrze, Dr. med., Arzt, 15. 1. 01.
- 379 „ Höhl, Dr. med., Arzt in Groß-Karlowitz, 15. 1. 01 bis  
April 01, in Wartha.
- 380 „ v. Randow, Generalmajor und Brigadekommandeur,  
10. 3. 01—24. 3. 03, in Wiesbaden.
- 381 „ Gräwe, Oberstleutnant, Bezirkskommandeur a. D., 10. 3. 01,  
seit Juli 11 in Hannover.
- 382 „ Kaselowsky, Leutnant im Pion.-Bat., 10. 3. 01 bis  
15. 5. 02.
- 383\* „ Starker, Rechtsanwalt und Notar, Justizrat, 20. 4. 01.
- 384 „ Jahr, Gewerberat, 1. 4. 01—Oktober 03.
- 385 „ Weinrich, Ober- u. Religionslehrer am Realgymnasium,  
1. 10. 01—04, in Sagan.
- 386 „ Hillebrand, Dr. med., Arzt in Groß-Karlowitz, 1. 10. 01  
bis 1. 6. 02 (†).
- 387 „ Winkler, Oberlehrer am Gymnasium, 1. 10. 01 bis  
10. 9. 03 (†).
- 388\* „ Böhm, Dr. phil., Kreisschulinspektor, Schulrat, 1. 10. 01.
- 389 „ Dopatka, Hauptmann im Pion.-Bat., 1. 10. 01—1. 10. 02.
- 390 „ Schöfer, Kuratus an der Kreuzkirche, 10. 11. 01 bis  
Mai 04.
- 391 „ Dau, Regierungsrat, 10. 11. 01—1. 1. 08, in Königsberg.
- 392 „ Klaus, Leutnant im 23. Inf.-Rgt., 10. 11. 01—Sommer 05  
nach Südwestafrika.
- 393 Exc. v. Woyrsch, Generalleutnant und Divisionskommandeur,  
9. 12. 01—Oktober 03, nach Breslau als kommandierender  
General.
- 394 Herr Stenzel, Dr. phil., Apothekenbesitzer, 11. 1. 02 bis  
Oktober 03.
- 395 „ Solger, Dr. med., Arzt, 15. Februar 02—Juli 06, in  
Rostock.
- 396\* „ Rosenstein, Ingenieur, Fabrikbesitzer, 15. 2. 02.
- 397 „ Hitschfeld, Postdirektor, 15. 2. 02—Oktober 03, nach  
Beuthen.
- 398 „ Merino, Hauptmann beim Pion.-Bat., 15. 3. 02—Oktober 03,  
nach Chile zurück.
- 399\* „ v. Pückler-Burghaus, Graf auf Schloß Friedland O.-S.  
15. 3. 02.
- 400 „ Grzimek, Rechtsanwalt und Notar, Justizrat 15. 3. 02 (†).
- 401\* „ Schade, Dr. phil., Oberlehrer am Realgymnasium, 18. 4. 02.
- 402 „ Heldberg, Landgerichtspräsident, 18. 4. 02—Mai 05, in  
Göttingen.

- 403\* Herr Lewinski, Rechtsanwalt, 1. 10. 02.  
 404\* „ Almstedt, Baurat, 1. 10. 02.  
 405 „ Brune, Major und Kommandeur des Pion.-Bat., 1. 10. 02, bis 1. 5. 06, nach Swinemünde.  
 406 „ Vogel, Oberlehrer am Realgymnasium, Leutnant d. R., 1. 10. 02–Oktober 08, Kreisschulinspektor in Gleiwitz.  
 407\* „ Hinze, junior, Buchhändler, Hauptmann d. R., 1. 10. 02.  
 408 „ Krause, Rechtsanwalt, 1. 10. 02–Mai 04, in Falkenberg O.-S.  
 409 „ Franz., Dr. phil., Professor, Gymnasialoberlehrer a. D., 1. 10. 02–Juli 06, in Breslau.  
 410 „ Schmidt, Professor, Oberlehrer am Gymnasium, 1. 10. 02 bis Oktober 08.  
 411 „ Kribel, Dr. phil., Professor, Oberlehrer am Gymnasium, 1. 10. 02–Mai 03.  
 412 „ Pautsch, Dr. phil., wissenschaftlicher Lehrer am Realgymnasium, 1. 10. 02–03, Oberlehrer in Leobschütz.  
 413 „ Rassek, Dr. phil., wissenschaftl. Lehrer am Gymnasium, 1. 10. 02–03, Oberlehrer in Striegau.  
 414 „ Jansen, wissenschaftlicher Lehrer am Gymnasium, 1. 10. 02 bis 03, Oberlehrer in Wohlau.  
 415\* „ Diebitsch, Dr. phil., Professor, Gymnasialoberlehrer 1. 10. 02–Mai 07 und seit Oktober 08.  
 416 „ Pietsch, Besitzer der Bergapotheke, 1. 10. 02–04.  
 417 „ Guradze, Staatsanwalt, 1. 10. 02, Frühjahr 10 nach Posen.  
 418 „ Pehlemann, Leutnant im Pion.-Bat., 20. 11. 02–1906, nach Berlin.  
 419 „ Weiß, Rittergutsbesitzer, 20. 11. 02–Oktober 04.  
 420 „ Hoffmann, Dr. med., Assistenzarzt im 23. Inf.-Rgt., 20. 11. 02–Oktober 03.  
 421 „ Stull, Pfarrer in Polnischwette, Landtagsabgeordneter, 20. 12. 02–Sommer 11.  
 422 „ Moedebeck, Major, 10. 12. 02–1. 4. 03.  
 423 „ Winkler, Kaplan, 10. 12. 02–Oktober 03.  
 424\* „ Jäkel, Dr. med., Augenarzt, 5. 1. 03.  
 425 „ Schindler, Hauptmann, 7. 1. 03–März 07.  
 426 „ Moral, Direktor der Neisser Granitwerke, 7. 1. 03 bis Juli 06, in Berlin.  
 427 „ Bocksch, Regierungsrat, Vorsitzender der Steuerveranlagungskommission, 14. 2. 03–April 08, in Stettin.  
 428\* „ Apfeld, jun., Fabrikbesitzer, 14. 2. 03.  
 429 „ Möller, Major im Feld-Art.-Rgt., 1. 4. 03–1. 4. 05, nach Neustadt O.-S.  
 430 „ Gescher, Major und Abteilungskommandeur, 1. 10. 03 bis Oktober 04.

- 431\* Herr Wahner, Dr. phil., Oberlehrer, 1. 10. 03—1. 4. 08, Gymn.-Direktor in Rybnik und korresp. Mitglied.
- 432 „ Drutschmann, Oberlehrer am Realgymnasium, 1. 10. 03 bis 1. 10. 09.
- 433\* „ Neumann, Dr. theol., Ober- u Religionslehrer am Realgymnasium, 1. 10. 03.
- 434 „ Bachmann, Pastor, 15. 10. 03, † 4. 5. 11.
- 435 „ Reitzenstein, Postdirektor, 15. 10. 03—25. 1. 04. (†)
- 436 „ Büttner, Leutnant im 23. Inf.-Regt., 15. 10. 03—Nov. 03.
- 437 „ Friedel, Hauptmann im Pion.-Bat., 8. 11. 03—Nov. 06.
- 438 „ Just, Oberleutnant und Adjutant im Pion.-Bat., 8. 11. 03, 1. 10. 10 nach Köln.
- 439 „ Thilo, Dr. jur., Rechtsanwalt, 8. 11. 03—1. 4. 04.
- 440 „ Schubert, Leutnant und Adjutant im Pion.-Bat., 8. 11. 03 bis 1. 10. 06, nach Berlin.
- 441\* „ Michalke, Dr. med., Sanitätsrat, Oberstabsarzt, in Ziegenhals, 1. 12. 03.
- 442 „ Skobel, Kaplan, 1. 12. 03—1. 4. 05, in Primkenau.
- 443 „ Olbrich, Dr. med., Augenarzt, 6. 1. 04—1. 10. 06, in Zabrze.
- 444 „ Klonowski, Apothekenbesitzer, 6. 1. 04—Mai 08, in Breslau.
- 445 Exc. Müller, Generalleutnant, früher Kommandeur der 12. Art.-Brig., 5. 3. 04—März 08, nach Kassel.
- 446 Herr Kuhlmei, Hauptmann im Pion.-Bat., 6. 4. 04—18. 12. 08, in Thorn.
- 447 „ Wolff, Oberleutnant und Lehrer an der Kriegsschule, 6. 4. 04—1. 9. 04.
- 448 „ Tiersch, Hptm. im Pion.-Bat., 6. 4. 04—1. 8. 04, n. Berlin.
- 449 „ Rißler, Oberleutnant und Lehrer an der Kriegsschule, 1. 10. 04—11. 2. 06, nach Südwest-Afrika.
- 450 „ Leja, Professor, Gymnasialoberlehrer, 1. 10. 04—1. 10. 11.
- 451\* „ Meyer, Erster Staatsanwalt, Geh. Justizrat, 1. 10. 04.
- 452 „ Tholen, Oberlehrer am Realgymnasium, 18. 10. 04 bis April 07, in Hamborn a. Rh.
- 453\* „ Marschke, Dr. med., Chirurg, 18. 10. 04.
- 454 „ Franz, Besitzer der Bergapotheke, 18. 10. 04—April 07.
- 455\* „ Meßner, Landgerichtsrat, 18. 10. 04.
- 456\* „ Reimann, Ober- und Religionslehrer am Gymnasium, 20. 10. 04.
- 457 „ Friemel, Dr. phil., wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium, 20. 10. 04—1. 4. 05, jetzt Oberlehrer am Realgymnasium.
- 458 „ Tunk, Dr. phil., wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium, 20. 10. 04, Oberlehrer in Beuthen.
- 459 „ Skotti, Generalmajor und Brigadekommandeur, 4. 12. 04 bis Okt. 06, nach Allenstein als Divisionskommandeur.



- 460\* Herr Pelz, Apotheker, 4. 12. 04, seit Jan. 07 in Patschkau  
Apothekenbesitzer.
- 461 „ Dziobek, Hauptmann im Pion.-Bat., 4. 12. 04–Jan. 07.
- 462 „ Kraft, Regierungsbaumeister, 4. 12. 04–Sept. 06, nach  
Glaß.
- 463\* „ Huch, Fabrikbesitzer, Oberleutnant d. R., 4. 12. 04.
- 464\* „ Strehler, Dr. theol., Präfekt des fürstbischöfl. Konvikts  
und Religionslehrer, 4. 12. 04.
- 465 „ Gusinde, Landrichter, Oberleutnant d. R., 1. 2. 05 bis  
Sommer 09, in Frankfurt a. M.
- 466\* „ Falkenhein, Steuerinspektor, 1. 2. 05.
- 467 „ Rother, Rechtsanwalt, 19. 3. 05–Okt. 06, nach Neustadt OS.
- 468 „ Stephan, Leutnant im Pion.-Bat., 6. 4. 05, seit Okt. 12,  
in Brieg.
- 469\* „ Schliwa, Postdirektor, 1. 10. 05.
- 470 „ Dieffenbach, Oberstleutnant und Direktor der Kriegs-  
schule, 1. 10. 05–Herbst 08, in Graudenz.
- 471 „ Buhl, Staatsanwalt, 14. 11. 05–April 08.
- 472 „ v. Raven, Oberleutnant und Lehrer an der Kriegsschule,  
14. 11. 05–1. 12. 05, nach Kamerun.
- 473 „ Peters jun., Leutnant im Pion.-Bat., 8. 12. 05, seit Sept. 12  
bei der Kriegsakademie.
- 474 „ Wolff, Leutnant im Pion.-Bat., 8. 12. 05–1. 10. 06.
- 475 „ Krüger, Landmesser und Leutnant d. R., 8. 12. 05 bis  
Nov. 06, in Gleiwitz.
- 476 „ Bühler, Reg.-Baumeister, 1. 4. 06–Sommer 09, in Bayern.
- 477 „ Krey, Leutnant im Pion.-Bat., 1. 5. 06–Nov. 06, nach Berlin.
- 478\* „ Franke, Dr. jur., Bürgermeister, 1. 5. 06.
- 479\* „ Wawrzik, Dr. phil., Professor, Gymnasialoberlehrer,  
1. 10. 06.
- 480\* „ Bias, Professor, Gymnasialoberlehrer, 1. 10. 06.
- 481\* „ Musenberg, Amtsgerichtsrat, Hauptmann d. R., 1. 10. 06.
- 482 „ Ruppricht, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
Nov. 06–1. 10. 09, in Hannover.
- 483 „ Stenzel, Oberlehrer, Nov. 06–1. 5. 10, Kreisschulinspektor  
in Leobschütz.
- 484\* „ Mebus, Dr. phil., Gymnasialoberlehrer, Nov. 06.
- 485\* „ Zeising, Baurat, Dez. 06.
- 486\* „ Ditten, Dr. med., Stabsarzt im Pion.-Bat., Dez. 06.
- 487\* „ Solger, Dr. med., Universitätsprofessor, prakt. Arzt, Jan. 07.
- 488 „ Reiche, Landgerichtsrat, Hauptm. d. L., Jan. 07–Sommer 08,  
nach Stendal.
- 489 „ Plathner, Dr. med., Stabsarzt, Jan. 07–Sommer 08, in  
Thüringen.
- 490 „ Homeyer, Major im Art.-Regt., Febr. 07–Sommer 08,  
nach Oppeln.

- 491\* Herr J a n g e n, Dr. med., Arzt für Hals-, Nasen- und Ohren-  
kranke, Febr. 07.
- 492 „ W o l f f, Regierungs- und Baurat, Februar 07 – Sommer 08,  
in Kattowitz.
- \* 493\* Exc. B a y e r, Generalleutnant z. D., März 07.
- 494 Herr R a c k, Dr. phil., Oberlehrer am Realgymnasium, April 07  
bis 1. 4. 10, Kreisschulinspektor in Ratibor.
- 495\* „ v. G r ö l i n g, Hauptmann, jetzt Major, April 07.
- 496 „ M e r t z, Oberlehrer am Realgymnasium, 5. 10. 07 – 1. 4. 08,  
in Beuthen.
- 497 „ W a c h s m a n n, früher Besitzer d. Bergapotheke, 21. 10. 07  
bis September 10.
- 498\* „ L e n g s f e l d, Besitzer der Adlerapotheke, 21. 10. 07.
- 499 „ R o n g e, Rittergutsbesitzer, Hauptmann d. L., 21. 10. 07 bis  
Sommer 09, in Friedewalde.
- 500 „ P r e u s k e r, Hauptmann im 23. Inf.-Rgt., 25. 10. 07 bis  
Sommer 09, Major in Paderborn.
- 501 „ H o f f m a n n, Hauptmann im 23. Inf.-Rgt., 25. 10. 07 bis  
Januar 09, im Kriegsministerium.
- 502\* „ T h a m m, Dr. med., prakt. Arzt in Mogwiß, 25. 10. 07.
- 503 „ v. B e r g h, Divisionspfarrer, 23. 11. 07 – Okt. 12, in Berlin.
- 504 „ S e p p e l t, Dr. theol., 29. 11. 07 – Sommer 09, jetzt Privat-  
dozent in Breslau.
- 505\* „ J i r c z i k, Dr. med., Nervenarzt in Ziegenhals, Sanatorium  
Waldfrieden, 29. 11. 07.
- 506\* „ W a c k e r, Professor, Oberlehrer am Gymnas. zu Patschkau,  
13. 1. 08.
- 507\* „ P l e w i g, Landesältester, Hauptmann a. D., 14. 1. 08.
- 508 „ G r o ß k r e u z, Major im Feldart.-Rgt. 21, 8. 2. 08 bis  
Oktober 10, in Schweidnitz.
- 509 „ R e t z m a n n, Ökonomiekommissar, 17. 2. 08 – März 08, in  
Gleiwiß.
- 510 „ W i l l e, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
Oktober 08 und bald versetzt.
- 511 „ v. E s t o r f f, Major und Bat.-Kommandeur im 23. Inf.-Rgt.,  
6. 4. 08 – 1. 10. 09, in Hadersleben.
- 512\* „ G r a f K e l l e r, Major im 23. Inf.-Rgt., 6. 4. 08.
- 513\* „ K u t z o r a, Besitzer der Löwenapotheke, 6. 4. 08.
- 514 „ M ü l l e r, Hauptmann im Feldart.-Rgt. 21, Mai 08 bis  
Februar 10, z. Militärschießschule.
- 515\* „ S c h u b e r t, Oberlehrer am Realgymnasium, 1. 10. 08.
- 516 „ T e p e l, Fabrikbesitzer in Patschkau, 1. 10. 08 – 1. 10. 10.
- 517 „ M a h l i c h, Ökonomiekommissarius, 15. 10. 08 – Sept. 12., in  
Glogau.
- 518 „ B e n e c k e n, Oberstleutnant u. Bezirkskomm. 15. 10. 08 bis  
Sommer 12, in Hannover.

- 519 Herr Sch u l e m a n n, Kaufmann und Fabrikbesitzer, 15. 10. 08 bis 1. 10. 11, in Breslau.
- 520 „ P a t s c h o w s k y, wissenschaftl. Hilfslehrer am Gymnasium, Oktober 08–1. 4. 09, Oberlehrer in Oppeln.
- 521 „ G u z y, wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium, 19. 10. 08–1. 4. 09, in Oppeln.
- 522 „ K l a u s, wissenschaftlicher Hilfslehrer am Realgymnasium, Oktober 08–Ostern 09, nach Oppeln.
- 523 „ H o f f m a n n, Dr. phil., wissenschaftlicher Hilfslehrer am Realgymnasium, Oktober 08–April 09, Oberlehrer in Neustadt.
- 524 „ S c h u l z, Major im Fußart.-Rgt. 6, Oktober 08–Januar 13 in Königsberg.
- 525 „ v. M a s s o w, Hauptmann und Divisionsadjutant, jetzt Major, 23. 10. 08–Mai 11, in Königsberg.
- 526 „ H o p p e, Dr. med., Oberarzt, 23. 10. 08–Sommer 09, in Grottkau.
- 527 „ T i s c h l e r, Postinspektor, 23. 10. 08–Septbr. 10, in Breslau.
- 528 „ S t e l z e r, Oberlehrer am Gymnasium in Patschkau, 23. 10. 08–Oktober 09, in Oppeln.
- 529 „ K l i n g e r, Dr. med., Stabsarzt, 1. 12. 08–1. 4. 09, in Berlin.
- 530\* „ L e i p e r t, Oberlehrer am Realgymnasium, 1. 12. 08.
- 531\* „ F e u e r s t e i n, Oberleutnant im 23. Inf.-Rgt., 1. 12. 08.
- 532\* „ R o d i g, Major im Inf.-Rgt. v. Winterfeldt, 1. 12. 08.
- 533 „ v. W y s z e c k i, Generalmajor und Kommandeur der 24. Inf.-Brig., 1. 2. 09–31. 2. 10.
- 534 „ R o h s t, Major und Kommandeur des Pion.-Bat. 6, 1. 2. 09 bis Sommer 09, in Friedrichsort.
- 535 „ W i n t e r f e l d t, Hauptmann u. Lehrer an der Kriegsschule, 1. 2. 09–1. 10. 10, in Potsdam.
- 536 „ M a n t e l s, Hauptmann im Pion.-Bat., 1. 2. 09–Sommer 11.
- 537 „ D e h n i c k e, Forstmeister, 1. 2. 09–13. 5. 10.
- 538 Exc. B e r n d t, Generalleutnant, 1. 02. 09–April 12.
- 539\* Herr R a d l e r, Oberstleutnant a. D., Stadtrat, 1. 2. 09.
- 540\* „ S e i b t, Amtsgerichtsrat, 1. 2. 09.
- 541\* „ P e t e r s e n, Landgerichtsrat, 1. 2. 09.
- 542 „ H ü g e r, Hauptmann u. Lehrer an der Kriegsschule, 1. 2. 09 bis Juli 12.
- 543 „ S c h ö n w a s s e r, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 1. 2. 09–1. 10. 12, Major in Breslau.
- 544 „ L o r e n z, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule 1. 2. 09–August 12, in Neufahrwasser.
- 545 „ v. B u s s e, Oberstleutnant und Kommandeur der Kriegsschule, 10. 3. 10, seit Dez. 12 Oberst und Regimentskommandeur in Schwerin.
- 546 „ S t r u i f, Pfarrer in Niederhermsdorf, 19. 3. 09–1. 11. 10.

- 547\* Herr v. Hülst, Oberleutnant im Fuß-Art.-Rgt. von Dieskau, 1. 10. 09.
- 548\* „ Kremski, Major im 23. Inf.-Rgt., 1. 10. 09.
- 549 „ Junker, Dr. iur., Regierungsrat, Vorsitzender der Einkommensteuer-Veranlagungskommission, 1. 10. 9—1. 2. 13.
- 550\* „ Goguel, Landgerichtsrat, 1. 10. 09.
- 551\* „ Sluzalek, Rechtsanwalt und Notar in Ottmachau, 10. 10. 09.
- 552\* „ Zimmermann, Landgerichtsdirektor, 1. 10. 09.
- 553 „ Brüll, Gerichtsassessor, 1. 10. 09—Herbst 11, jetzt Landrichter in Beuthen.
- 554\* „ Suffner, Oberlehrer am Realgymnasium, 1. 10. 09.
- 555\* „ Pupke, Gerichtsassessor, 1. 10. 09.
- 556 „ Ryll, Major im Feld-Art.-Rgt., 1. 11. 09, seit 12 in Grottkau.
- 557\* „ Bloch, Dr. iur., Rechtsanwalt, 1. 11. 09.
- 558 „ Sluyter, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 10. 12. 09—September 12, nach Kassel.
- 559 „ Leichtweiß, Regierungsbaumeister, 10. 12. 09—1. 12. 10. in Mannheim.
- 560 „ Collag, Intendanturassessor, 10. 12. 09—August 11, in Koblenz.
- 561\* „ Tilmann, Oberstleutnant und Kommandeur des Pion.-Bat. Nr. 6, 10. 1. 10.
- 562\* „ Merg, Dr. med., Nervenarzt, Stabsarzt, Leiter der Heilanstalt Rochusbad, 10. 1. 10.
- 563 „ Neumann, Gerichtsassessor, 11. 2. 10—Sommer 11, in Tarnowig.
- 564\* „ Klust, Landrichter, 11. 2. 10.
- 565 „ Trautmann, Hauptmann im Feld-Art.-Rgt., 5. 4. 10 bis 1. 12. 12 († Januar 13).
- 566 „ Stern, Hauptmann und Adjutant der 12. Feld-Art.-Brig., 5. 4. 10—1. 10. 12, in Osterode.
- 567 „ Girscher, Oberstleutnant und Kommandeur des Fuß-Art.-Rgts. Nr. 6., 5. 4. 10, versetzt 1912 als Oberst nach Jüterbog.
- 568\* „ Klemenz, Dr., phil., Prof., Oberlehrer am Gymnasium, 1. 10. 10.
- 569\* „ Pohl, Besitzer der Stadtapotheke, 1. 10. 10.
- 570\* „ Tommek, Gymnasialoberlehrer, 1. 10. 10.
- 571 „ Gebhardt, Gewerbeassessor, 1. 10. 10, versetzt 1912, nach Kassel.
- 572\* „ Weber, Dr. med., General-Oberarzt, 1. 10. 10.
- 573\* „ Frohmuth, Amtsgerichtsrat, 1. 10. 10.
- 574\* „ Baldes, Dr. iur., Staatsanwalt, 20. 11. 10.
- 575\* „ Müller, A., Dr. phil., Oberlehrer am Kgl. Gymnasium, 20. 11. 10.
- 576\* „ Arimond, Dr. med., Oberstabsarzt, 24. 11. 10.

- 577\* Herr Niethammer, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, 24. 11. 10.
- 578 „ Rau, Regierungsbaumeister, 26. 11. 10, versetzt nach Breslau Sommer 11.
- 579\* Exc. Tüllf, Generalleutnant und Kommandeur der 12. Div., 30. 12. 10.
- 580\* Herr v. Reibnitz, Freiherr, Hauptmann im 23. Inf.-Rgt., 30. 12. 10.
- 581 „ Eiselen, Regierungsbauführer, 30. 12. 10, versetzt nach Koppitz Sommer 1911.
- 582 „ Cäsar, Hauptmann im Fuß-Art.-Rgt., 30. 12. 10, versetzt Oktober 12, nach Jüterbog.
- 583 „ Behrends, Oberstleutnant a. D., 30. 12. 10 († 21. 4. 12, s. Nekrologe).
- 584\* „ Vollbracht, Landgerichtspräsident, 20. 1. 11.
- 585\* „ Ladmann, früherer Rittergutsbesitzer in Eckwertsheide, Landesältester, 28. 1. 11.
- 586\* „ Willnow, Postinspektor, 28. 1. 11.
- 587\* „ Felsmann, Major im Fuß-Art.-Rgt., 9. 4. 11.
- 588\* „ Rehm, Major, jetzt Oberstleutnant, 9. 4. 11.
- 589\* „ Fuhrmann, Rechtsanwalt, 21. 10. 11.
- 590\* „ Müller P., Professor, Oberlehrer am Gymnasium, 21. 10. 11.
- 591\* „ Schaffranek, früherer Domänenpächter, 23. 10. 11.
- 592\* „ Gabriel, Oberst, jetzt Generalmajor, Schießplatz Lamsdorf, 26. 10. 11.
- 593 „ v. d. Gablentz, Major 26. 10. 11, versetzt, Januar 13 nach Münster.
- 594\* „ Wichert Hauptmann im Pion.-Bat., 26. 10. 11.
- 595\* „ Hoch, Dr. med., Oberstabsarzt, 26. 10. 11.
- 596\* „ Petrich, Leutnant und Adjutant, 5. 12. 11.
- 597\* „ Häusel, Regierungsbaumeister, 1. 2. 12.
- 598\* „ Meyers, Stadtbaurat, 1. 2. 12.
- 599\* „ Lühl, Hauptmann im Pion.-Bat. 6, 18. 1. 12.
- 600\* „ Krieger, Generalmajor z. D., 18. 1. 12.
- 601\* „ Graf v. Pfeil, Oberst, (jetzt Generalmajor) u. Kommandeur der 12. Kav.-Brig., 18. 1. 11.
- 602\* „ Gloger, Gerichtsassessor, später Rechtsanwalt, 5. 2. 12, ausgeschieden 1. 10. 12., wieder eingetreten Februar 13.
- 603\* „ Hasse, Regierungsbaumeister, 5. 2. 12.
- 604\* „ Bock, Leutnant, im Pion.-Bat., 17. 2. 12.
- 605\* „ Menzel, Regierungsbaumeister, 10. 3. 12.
- 606\* „ Feldmann, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium, 1. 10. 12.
- 607\* „ Zietlow, Generalmajor und Kommandeur der 12. Feld-Art.-Brig., 10. 11. 12.
- 608\* „ Sperl, Hauptmann und Adjutant der 12. Art.-Brig., 10. 11. 12.

- 609\* Herr Stach, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule,  
10. 11. 12.
- 610\* „ Uthemann, Gewerbeassessor, 12. 11. 12.
- 611\* „ Seidel, Dr. phil., Kgl. Gymnasialdirektor, 12. 11. 12.
- 612\* „ v. Grolman, Major und Abteilungskommandeur im Feld-  
art.-Rgt. v. Clausewitz, 12. 11. 12.
- 613\* „ Crohn, Oberstleutnant, 12. 11. 12.
- 614\* „ Seydel, Oberst und Kommandeur des 23. Inf.-Rgts.,  
16. 11. 12.
- 615\* „ Graf v. Kerksenbrock, Oberstleutnant und Bezirks-  
kommandeur, 7. 12. 12.
- 616\* „ Spribille, Oberlehrer am Realgymnasium, 7. 12. 12.
- 617\* „ v. Kameke, Major, jetzt Oberstleutnant u. Kommandeur  
der Kriegsschule, 15. 12. 12.
- 618 „ Wandel, Leutnant, 15. 12. 12, versetzt 1. 1. 13 nach  
Grottkau.
- 619\* „ Hahn, Fabrikdirektor, 15. 12. 12.

Anmerkung. Die Mitglieder 1—125 waren 1888 vorhanden,  
es sind also seitdem 494 dazu gekommen, sodaß der Philomathie  
im ganzen  $753 + 494 = 1247$  Mitglieder angehört haben.

# Verzeichnis

## der in den Berichten 30—36 enthaltenen wissenschaftlichen Abhandlungen.

(Einzelne sind auch als Vorträge in den Sitzungen gehalten worden.)

---

1. Bischof Andreas von Jerin und seine Sendungen an die Krone Polen. Von Landrat v. Jerin, 30.
2. Rückblicke auf Verhältnisse des Neisser Kreises im ablaufenden Jahrhundert. Von Kreissekretär Hampel.
3. Über die Mandragora. Von Kreisphysikus Sanitätsrat Dr. Cimal.
4. Bilder aus der Vergangenheit der Pfarrei und des Dorfes Oppersdorf (bis 1796) nach Franz v. Zoffelns Archiv. Von Dr. Reimann, Arzt in Oppersdorf, 31.
5. Das Epitaph des P. Andreas Faulhaber. Von Professor Dr. A. Nürnberger . . .
6. u. 7. Historia ecclesiastica ecclesiae parochialis S. Jacobi Nissae, conscripta per me Joannem Felicem Pedewitz, 1698, I. u. II. Teil, veröffentlicht v. Oberlehrer Ruffert, 31 u. 32.
8. Der schlesische Maler Willmann. Von Medizinalrat Dr. Cimal.
9. Persien, Land und Leute. Von Moral, 32.
10. Nachträge zu Mich. Willmann. Dr. Cimal.
11. Die Bedeutung Herders in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens. Von Oberlehrer Dr. Michalsky . . . . .
12. Aus der Robotzeit. Von Arzt Dr. Reimann . . . . .
13. Der Leidenfrost'sche Versuch und seine Bedeutung für die Kulturgeschichte der Menschheit. Von Professor Dr. Poleck, 33.
14. Gedächtnisrede zu Schillers 100. Todestage. Von Prof. Leja.
15. Die Wasserverhältnisse und die Hochwassergefahr im Kreise Neisse in hygienischer Beziehung, insbesondere die Hochwasserkatastrophe vom Jahre 1903. Von Medizinalrat Dr. Cimal . . .
16. u. 17. Neisser Urkunden im Diözesanarchiv zu Breslau, I. u. II. Von Archiv-Assistent Unterlauf, 33 u. 34.
18. Die Einführung der Städteordnung in Neisse. Von Bürgermeister Dr. Franke, 34.

19. Eduard von Hartmanns Erlösungslehre. Von Oberlehrer Dr. Neumann, 35.
  20. Die Sage vom Neisser Totentanz. Von Medizinalrat Dr. Cimbal.
  21. Der Talsperrenbau in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Schlesien. Von Baurat Almstedt, 36.
  22. Entstehung und Bedeutung der wissensch. Gesellschaften in Schlesien. Von Gymnasialdirektor Dr. May-Glag.
  23. Dringen chemische Strahlen durch das obere Augenlid? Von Univ.-Professor Dr. B. Solger.
  24. Weitere Beiträge zur deutschen Grammatik und zur Frage des deutsch-grammatischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten. Von Professor Aug. Faulde.
  25. Der Anteil des Neisser Kreises an der deutschen Literatur. Von Prof. Dr. P. Klemenz.
  26. Ein Wiesauer Kind unter den Franzosen. Von Gymnasialdirektor Dr. Wahner-Rybnik.
-

# Verzeichnis

der 1898—1913 in der Philomathie gehaltenen Vorträge.

(Die Gruppierung des 29. Berichts ist beibehalten.)

---

## Botanik.

Cimbal, über die Mandragora, 30.

Nitsche, über Bewegung der Pflanzen, 31.

Lorenz, über die Georgine, 33,  
über das Chrysanthemum, 35.

## Geographie und Kulturgeschichte.

Cimbal, über die Saalburg, 30.

Huckert, zur Bevölkerungslehre, 30.

X Christoph, über den ältesten Druck der Gesta Friderici des  
Otto von Freising, 30,  
über die Hellmann'sche Regenkarte von Schlesien, 30,  
über den geologischen Aufbau der Grafschaft Glatz, 31,  
über die ausbohrende Kraft des Gletschereises, 31,  
über den Hildesheimer Silberfund, 32,  
über ein Kartenwerk von Jonghe, 32,  
über die Ursachen der Eiszeiten, 32,  
das alte Römerlager bei Neuß, 33,  
die Festung Gibraltar, 33,  
Deutschlands Metallindustrie, 34,  
die Klaudianische Karte von Böhmen, 34,  
Eindrücke einer italienischen Reise, 35,  
die Schuhmacher'sche Karte des Ostjordanlandes und die  
Hedschasbahn, 36,  
ein Gipsrelief von Jerusalem, 36,  
der wissenschaftliche Wert der dritten Orientreise Sven  
Heddins, 36,  
die neueste geologische Karte der Schweiz, 36.  
Heimerle, ein Ausflug nach Bosnien, Herzegowina u. Montenegro, 30.

- Hellmann, neue Fundstücke des AltertumsMuseums, 30,  
 Drucksachen des AltertumsMuseums zu 1807, 34,  
 über Neisser Seidenzucht, 32,  
 die Württemberger vor Neisse 1807, 34,  
 eine Rangliste von 1797, 35,  
 Neisse als Aufenthalt von Gefangenen, 36,  
 Erinnerungsstücke an 1848 im Museum, 36.
- Hampel, Rückblicke auf Verhältnisse des Neisser Kreises im ab-  
 laufenden Jahrhundert, 30,  
 Fridericianische Edikte, 31.
- Strauch, über Südpolarforschung, 30.
- Klug, Ausgrabung und Entzifferung der Keilschriftliteratur, 31.
- Bartelt, Reiseeindrücke aus dem hl. Lande, 31.
- Hoppe, eine Wanderung durch Pompei, 32.
- Jahr, Gewerbeinspektion und Arbeiterfrage, 32.
- Moral, Persien, Land und Leute, 32,  
 die Ruinen von Baalbeck, 32,  
 Weltverkehr und Welthandel, 33.
- Wahner, Reisebilder aus dem Peloponnes, 33.
- Krüger, unsere Kolonie Kamerun, 33.
- Ellguth, soziales Denken und Handeln, 33.
- Schliwa, die kurische Nehrung, 33,  
 Postüberweisung und Scheckverkehr, 35.
- Nikel, das Gesetzbuch Hammurabis und sein kulturgeschichtlicher  
 Hintergrund, 33.
- Gallien, Kameruner Gerätschaften, 34.
- Peters, Allerlei aus Oberschlesien, 34.
- Hoffmann, Meine Erlebnisse in China während des Boxerauf-  
 standes, 34.
- Christoph, Die alte Hacke (nach Nentwig), 34.
- Preusker, über meine Tätigkeit in Deutsch-Südwestafrika, 35.
- Almstedt, über die Talsperre bei Wölfelsgrund, 35 und 36.
- Cimbal, über die Erhaltung von Naturdenkmälern, 35.
- Richter, aus dem hl. Lande, 36.
- Bias, über Kalenderreform, 36.
- Exc. Bayer, unsere Fernsprechverbindungen mit den Kolonien, 36.
- Tommek, über Flußserpentin im Neissetal, 36,  
 die Spuren der Eiszeit im Antlitz der Alpen, 36.
- Wichert, über Helgoland, 36.
- Neumann, Geschichte des deutschen Buchhandels, 36.
- Bernaßky, über meine Reise nach Amerika, 36.

### Geschichte.

- Dittrich, Mitteilungen aus der Geschichte der in der Neisser  
 Pfarrkirche ruhenden Breslauer Bischöfe, 30,

- Erinnerungsstücke an Friedrich II. im Museum, 35,  
über Photogramme Neisser Persönlichkeiten, 31,  
Ansichten und Pläne der Stadt Neisse, 31,  
vorgeschichtliche Funde in Schlesien mit Berücksichtigung  
des Neisser Kreises, 33.
- Strauch, über den Historiker Heinrich v. Treitschke, 30.
- Christoph, die Klapka'sche Legion, 31,  
das Offizierkorps 1806, 34,  
über den Togoforscher Kling, 35,  
über die Königin Elisabeth, Gem. Friedrichs II., 36.
- Reimann, die Geschichte des Dorfes Oppersdorf, 31,  
über Robotverhältnisse im Neisser Kreise, 32,  
Urkunde von 1761, 31,  
Gesindeverhältnisse des Neisser Kreises, 31.
- Ruffert, Geschichte der Altstadt Neisse, 31,  
die Belagerung von Neisse 1807, 34 u. 35,  
über die Jerusalemskapelle, 31,  
über das Spießrutenlaufen, 35,  
die Hinrichtung des Herzogs Nikolaus von Oppeln, 35,  
die Säkularisation des Neisser Kreuzherrnstifts, 36,  
der Neisser Butterkrawall, 36,  
Bischof Franz Ludwig, 36.
- Rothkegel, die Halsbandgeschichte unter Ludwig XVI, 32.
- Richter, Preußens Wiedergeburt 1807/8, 32.
- Walter, Graf Gößen 1806/7, 32.
- Böhm, der Kronprinz Friedrich Wilhelm in Rothaus, 33.
- Gräwe, Friedensbestrebungen in der Geschichte, 33.  
Aus Friedrichs II. Entwicklungszeit, 35.
- Schade, Englands Verfassung, 34.
- Böhm, Die betrügerischen Goldmacher am Wolfenbüttler Hofe, 34.
- Seppelt, die kulturellen Ursachen der Trennung der griechischen  
von der lateinischen Kirche, 34.
- Franke, über die Einführung der Städteordnung in Neisse, 35.
- Hellmann, Weiteres über den Togoforscher Kling, 35.
- Exz. Bayer, über die Errichtung des deutschen Kaisertums, 36,  
über den Werdegang des deutschen Reiches, 36.
- Leipert, über die deutsche Kaiseridee in Prophetie, Sage und  
Geschichte, 36.
- Tommek, über den Prinzen Friedrich Karl, 36.
- Exz. Bayer, über die politische Entwicklung Italiens seit 1815, 36,  
Festansprache zum Jubiläum der Befreiungskriege, 36.

### Kriegswissenschaft.

- Brohm, Bilder von der deutschen Flotte, 30.
- Peters, über Luftschiffahrt, 31.

- Dau, über Rettungswesen zur See, 32,  
     ein Signalraketenapparat, 32,  
     über Leuchttürme, 32,  
     über Leuchttürme, 33,  
     das deutsche Rettungsboot, 33,  
     Unterseeboote, 33.  
     die Schlacht bei Tschusima, 33.  
 Pehlemann, militärische Gründe der langen Dauer des Krieges  
     von 1870/71, 32.  
 Peters, die militärische Seite des russisch-japanischen Krieges  
     bis zum Falle von Port Arthur, 33.  
 v. Bergh, über Aeroplane und lenkbare Luftschiffe, 35.  
 Müller, die Bedeutung der haupts. Verkehrsmittel in militärischer  
     Beziehung, 35.  
 Rodig, Krieg und Politik, 36,  
     der Feldherr, 36.  
 Ryll, über die deutsche Hochseeflotte, 36,

### Künste.

- Rehorst, über englisches Bauwesen, 30.  
 Hellmann, über die wichtigsten Neisser Brunnenanlagen und  
     ihre Verzierung, 30,  
     Neisser Handfärberei und Druckerei, 34.  
 Cimal, über Willmann, 31.  
 Dittrich, Friedrich der Große im Elysium, 32,  
     über schlesische Goldschmiedearbeiten, 36.  
 Weinrich, die Darstellungsmittel des Malers, 32.  
 Böhm, ein Portal in Mittel-Neuland, 32.  
 Bachmann, Musik als Ausdruck in den Werken ihrer Meister  
     und im Volksliede, 33,  
     über die Erziehung zur Kunst, 34.  
 Christoph, über natürlich gefärbte Photographien, 34 u. 35,  
     der Bronzekopf eines Siegers v. Olympia, 35.

### Literatur und Sprachwissenschaft.

- Hellmann, über Dichterautogramme im Neisser Museum, 30.  
 Michalsky, Sudermanns Johannisfeuer, 31,  
     Herder, sein Leben und sein Wirken, 32,  
     deutscher Geist und deutsche Sprache, 34.  
 Michalsky u. Gallien, über den Wert des Griechischen, 31.  
 Ruffert, Briefe Lafayettes, 31,  
     Eichendorff in Neisse, 33.  
 Christoph, ein neues Bändchen Gedichte K. Neumanns, 32,  
     Eichendorffs Nachkommen, 34,  
     über zwei deutsche Redensarten, 35.

- Leja, Gedächtnisrede zum 100. Todestage Schillers, 33.  
 Wahner, Eichendorff und Oberschlesien, 34,  
     Ursprung des Liedes „Aus einem kühlen Grunde“, 34.  
 Neumann, über Leo Tolstoi, 35.  
 Mebus, über W. Dunbar als Satiriker und Humorist, 35.  
 Klemenz, Herkunft und Bedeutung unserer Personen- u. Familiennamen, besonders der Neisser, 36,  
     über den Dichter Friedr. v. Sallet, 36.  
 Wacker, Viktor Hugo als Lyriker, 36.

### Medizin.

- Cimbal, über die Gesundheitsverhältnisse des Neisser Kreises, 30,  
     der letzte Kongreß der Naturforscher und Ärzte, 31,  
     die Wasserverhältnisse des Neisser Kreises, 33 u. 36,  
     Minderwertig, erblich belastet, degeneriert, pervers, 35,  
     über Baunscheitismus, 36.  
 Nissen, die Wirkung der Geschosse unserer modernen Handfeuerwaffen und ihre kriegschirurgische Bedeutung.  
 Duda, die historische Entwicklung der Gesundheitspflege, 31.  
 Gehlig, Geschichte und Wesen der Pest, 31.  
 Bernatky, über Alkohol, 32,  
     über den Zusammenhang zwischen Herz- und Nasenerkrankungen, 34.  
 Böhm, Dr. Fausts Gesundheitskatechismus, 32.  
 Solger, die praktischen Ergebnisse der Bakteriologie, 32,  
     über Krankheit und Vererbung, 33,  
     das Großhirn als Organ der Seele, I, 34,  
     der Bau und die Funktionen der Großhirnrinde, 34,  
     die Bedeutung des Fettes im gesunden und kranken Organismus, 35,  
     einiges über medizinische Anschauungen und Forschungen in früheren Zeiten und in der Gegenwart, 36.  
 Nitsche, veraltete Drogen und Heilmittel, 33.  
 Pelz, Gifte und Gegengifte, 35.  
 Mertß, über die wichtigsten Aufgaben der Rassenhygiene, 36.

### Mineralogie.

- Cimbal, Funde bei Tiefbohrungen im Neisser Kreise, 34.

### Pädagogik.

- Musolff, pädagog. Grundfragen am Ende zweier Jahrhunderte, 30.  
 Christoph, ein französisches Lehrbuch der Geschichte, 33.  
 Strehler, Bedeutung der Kant'schen Ethik für die Erziehung, 34,  
     über pädagogische Strömungen in der Gegenwart, 35.  
 v. Reibnitz, die deutsche Erziehung in Volk, Schule und Heer, 36.

## Philosophie.

- Michalsky, über die philosophische Grundrichtung in den jüngsten  
Werken von Zola und Ibsen, 30,  
die Philosophie Kants und ihre Bedeutung, 32.  
Klein, über die Grenzen menschlichen Erkennens, 32.  
Ellguther, Maimonides.  
Bachmann, über die Philosophie Friedrich Nietches, 35.

## Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Astronomie.

- v. Ahlefeldt, über eine neue Lampe.  
Gallien, über Accumulatoren, 30,  
über die Luft, ihre Zusammensetzung und ihre Ver-  
flüssigung, 30,  
über die Verflüssigung der Luft, 30,  
über Gleichstrom, Wechselstrom, Drehstrom, 31,  
ein neuer Klingelapparat, 31,  
über Telephon und Mikrophon, 32,  
über das Radium, 33,  
über Arsen und Antimon, 34,  
über Telegraphie ohne Draht, 34,  
über das Wesen des Lichtes, 35,  
über einen neuen Apparat für Telegraphie ohne Draht, 35,  
Altes und Neues aus der Astronomie, 35,  
Spektroskop und Kometenbewegung, 35,  
über Thermoelektrizität mit Versuchen, 36,  
über Cyan und seine Verbindungen, 36,  
über Fön und Bora, 36.  
Beckmann, Röntgenphotogramme, 31,  
über Phosphoranalyse, 31.  
Christoph, die Leonidenschwärme, 30,  
über Verschleppung von Tieren durch Pflanzen, 36.  
Klein, Goethes optische Studien, 30,  
über Psychologie und Naturwissenschaft, 31.  
Michalsky, Geistes- und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert, 31.  
Rosenstein, Dampfturbinen und Schnellbahnen, 33.  
Bias, über Kometen, 35.

## Rechtswissenschaft.

- Goslich, über die staatsrechtlichen Beziehungen Transvaals zum  
Kaplande, 30.  
Borchert, der ärztliche Eingriff am menschlichen Körper und  
sein Recht, 30,  
über Offenbarung ärztlicher Geheimnisse.  
Walter, über altdeutsche Rechtspflege.

- Gusinde, wer soll ein Testament machen, und wie macht er es? 34.  
 Musenberg, über Gefängniswesen, 35.  
 Seibt, über die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete, 36,  
 über Jugendgerichte, 36.

### Theologie.

- Ellguther, die soziale Gesetzgebung der Bibel, 31.

### Zoologie.

- Kollibay, über den Brutparasitismus des europ. Kuckucks, 30,  
 Krähenvögel bei uns im Winter, 30,  
 Raubvögel auf der Balkanhalbinsel, 30,  
 Vogelzug und Eiszeit, 32,  
 über eine zoologische Studienreise nach Bosnien, 32,  
 die Vogelwarte Helgoland, 33.  
 Marx, über die abnorme Schädelbildung eines Nagers, 30,  
 über eine abnorme Gehörnbildung, 31,  
 Käfersammlung, 34.  
 Lorenz, Dr. Dziargon und der jetzige Stand der Bienenzucht, 34.

### Allgemeines.

- Huckert, über statistische Irrtümer, 30.  
 Färber, der Brand im Oberhospital, 31,  
 über die Anlegung stählerner Fuhrwerksgeleise, 31, .  
 Schutz gegen Feuersgefahr, 31,  
 Schöppes selbsttätiger Feuermelder, 34.  
 Lorenz, Rektor Steinhorst, 34.  
 Cimbal, über die Sage vom Neisser Totentanze, 35.  
 Leichtweiß, über Reinigung städtischer Abwässer, 36.  
 Kremski, über den Neisser Marmorlöwen, 36.
-

# Verzeichnis

der mit der Philomathie in Verbindung stehenden Gesellschaften und der vom 1. Oktober 1910 bis Februar 1913 für die Bibliothek eingegangenen Schriften.\*)

---

**Altenburg.** (S.-A.) Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes: Mitteilungen aus dem Osterlande, Neue Folge, 14. Bd., 1912.

**Amsterdam.** Koninklijke Akademie van Wetenschappen: 1) Jaarboek 1910 und 1911. 2) Verslagen en Mededeelingen, Letterkunde 4e Reeks. Dl. 10. 3) Pijvers (Fanus Vacunae), Thallusa 1912.

**Annaberg** im Erzgeb. Verein für Naturkunde.

**Ansbach.** Historischer Verein für Mittelfranken: 58. und 59. Jahresbericht.

**Augsburg.** Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben und Neuburg (früher naturhistor. Verein: 39. und 40. Bericht.

**Aussig.** Naturwissenschaftlicher Verein.

**Bamberg.** Historischer Verein für Oberfranken. Bericht und Jahrbuch 67, 68, 69, 70 (1909—12).

**Basel.** Naturforschende Gesellschaft.

**Bautzen.** Naturwissenschaftl. Gesellschaft „Isis“:

**Bayreuth.** Historischer Verein für Oberfranken: Archiv für Altertumskunde und Geschichte von Oberfranken, 24. Bd. Heft 3, 25. Bd. Heft 1.

---

\*) Für die uns übersandten Schriften sagen wir auf diesem Wege den geehrten wissenschaftlichen Gesellschaften und Autoren ergebensten Dank und bitten um weitere freundliche Übersendung ihrer Veröffentlichungen. Obiges Verzeichnis möge ihnen zugleich als Empfangsbestätigung dienen. Der Vorstand.

- Berlin.** Königlich Preuß. Akademie der Wissenschaften: Sitzungsberichte 1911, 1912.
- Berlin.** Verein für Geschichte der Mark Brandenburg: Forschungen zur Brandenburgischen und Preuß. Geschichte. 23. Bd. (2. Hälfte), 24. u. 25. Bd. (Adr.: Duncker u. Humblot, Leipzig.)
- Bern.** Naturforschende Gesellschaft: Mitteilungen aus dem Jahre 1910 und 1911. (Adresse: An die Bibliothek der N. G.)
- Bistritz.** Jahresberichte der Gewerbeschule.
- Bonn.** Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande, Westfalens und des Regierungs-Bezirks Osnabrück: Verhandlungen, 67. Jahrgang 1910, 68. Jahrgang 1911. Sitzungsberichte 1910 und 1911.
- Bonn.** Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde: Sitzungsberichte.
- Bonn.** Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande: Jahrbücher, Heft 119, 120. Beilage: Bericht der Provinzial-Kommission für Denkmalspflege vom 1. April 1908—31. März 1909 und 1909/10.
- Brandenburg a. d. H.** Historischer Verein: Jahresbericht.
- Braunsberg.** Historischer Verein für Ermland: Zeitschrift Bd. 18.
- Braunschweig.** Verein für Naturwissenschaften: 17. Jahresbericht für 1909—12, Festschrift.
- Bremen.** Naturwissenschaftlicher Verein: Abhandlungen, 20. u. 21. Bd.
- Breslau.** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur (Adresse: Breslau I, an der Mathias-kunst 4/5): 88. Jahresbericht (2 Bde.), 89. Jahresbericht (2 Bde.) für 1910 und 1911.
- Brieg i. Schles.** Philomathie: Bericht für 1909—12.
- Brünn.** Klub für Naturkunde (Sektion des Brünner Lehrervereins).
- Brünn.** Naturforschender Verein: Verhandlungen Bd. 48 (1909).

**Brünn.** K. K. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.

**Brüssel.** Académie royale des sciences, des lettres et des Beaux Arts de Belgique à Bruxelles:  
1) Bulletins 1910 Nr. 8—12, 1911, 1912. 2) Annuaire 1910, 1911, 1912.

**Bunzlau.** Wissenschaftlicher Verein.

**California.** University of California, Publications III. Series, Vol. III. 8. und Vol. V. 3.

**Christiania.** Gesellschaft der Wissenschaften.

**Chur.** Naturforschende Gesellschaft Graubündens  
53. Jahresbericht (für 1910—12).

**Cordoba** (República Argentina). Academia Nacional de Ciencias.

**Danzig.** Westpreußischer Geschichtsverein: Mitteilungen, Jahrgang 10 (Heft 1—4) und Zeitschrift Nr. 53, 54.

**Darmstadt.** Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen: 1) Quartalblätter, Neue Folge, Bd. 4 Nr. 20 und Bd. 5 Nr. 1—4. 2) Archiv für Hessische Geschichts- und Altertumskunde, Neue Folge, Ergänzungsband IV, Heft 5.

**Darmstadt.** Notizblatt des Vereins für Erdkunde und der Großherzogl. geologischen Landesanstalt: IV. Folge, 31. und 32. Heft.

**Donaueschingen.** Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile.

**Dresden.** Naturwissenschaftl. Gesellschaft „Isis“: Sitzungsberichte und Abhandlungen, Jahrgang 1910 (2. Hälfte), 1911, 1912 (1. Hälfte).

**Emden.** Naturforschende Gesellschaft: 93. Jahresbericht.

**Frankfurt a. M.** Physikalischer Verein: Jahresbericht 1909/10, 1910/11.

- Frankfurt a. d. O.** Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O.
- St. Gallen.** Naturwissenschaftliche Gesellschaft: Jahrbuch für 1910 und 1911.
- Glatz.** Philomathie.
- Gleiwitz.** Wissenschaftlicher Verein.
- Goldberg.** Philomathischer Verein.
- Görlitz.** Naturforschende Gesellschaft: Jubiläumsband 1911.
- Görlitz.** Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften: 1) Neues Lausitzisches Magazin, Bd. 87, 88. 2) Codex diplomaticus Lusatiae superioris, Bd. IV, Heft 1.
- Göttingen.** Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg August-Universität.
- Graz.** Historischer Verein für Steiermark: 1) Zeitschrift 8., 9. und 10. (Heft 1—2) Jahrgang.
- Graz.** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
- Greifswald.** Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein: Pommersche Jahrbücher, Bd. 10—13.
- Greiz.** Verein der Naturfreunde. Abhandlungen und Bericht 6.
- Halle.** Thüringisch-sächsischer Geschichtsverein: Jahresbericht 1910/11 und 1911/12. (Adresse: Universitäts-Bibliothek.)
- Halle.** Kaiserl. Leopoldino-Karolinische Deutsche Akademie der Naturforscher: Leopoldina, Heft 47, 48, 49 (Nr. 1 und 2).
- Hannover.** Historischer Verein für Niedersachsen: Zeitschrift, 76. Jahrgang 1911.
- Hannover.** Naturhistorische Gesellschaft: Jahresberichte.
- Heidelberg.** Naturhistorisch-medizinischer Verein: Verhandlungen, 11., 12. Bd. (Adresse: Geologisch-paläontologisches Institut der Universität.)

- Hermannstadt.** Siebenbürgischer Verein für Naturwissenschaften: Verhandlungen und Mitteilungen, 60., 61., 62. Bd.
- Hirschberg.** Wissenschaftlicher Verein.
- Hohenleuben (Reuß).** Vogtländischer altertumsforschender Verein, gegründet 1825: Jahresbericht.
- Kassel.** Verein für Naturkunde: Abhandlungen und Berichte.
- Kattowitz.** Zeitschrift „Oberschlesien“, herausgegeben von Prof. Dr. P. Knötel, Jahrgang 9 (Schluß), 10, 11.
- Kiel.** Königlich Schleswig-Holstein-Lauenburg. Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer (an der Universität).
- Kiel.** Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein: Schriften, Bd. 15.
- Klagenfurt.** Naturhistorisches Landesmuseum von Kärnthen: „Carinthia“, 100. (1910) und 101. (1911) Jahrgang.
- Königsberg i. Pr.** Königl. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft: Schriften, 51. Jahrgang 1910, 52. Jahrg. 1911 und Generalregister zum Jahrgang 26—50.
- Kreuzburg i. Schl.** Philomathischer Verein.
- Laibach.** Musealverein für Krain.
- La Plata.** Dirección General de Estadística de la Provincia de Buenos Aires.
- Leipzig.** Gesellschaft für Erdkunde: 1) Mitteilungen 1910. 2) Wissenschaftliche Veröffentlichungen, 7. Bd. 1911 (Reisen in Bolivien und Peru, von Hauthal).
- Leobschütz.** Wissenschaftliche Gesellschaft Philomathie.
- Linz a. d. D.** Museum Francisco-Carolinum: 68., 69., 70. Jahresbericht nebst der 63. und 64. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich, 1911 und 1912.

- Lüneburg.** Naturwissenschaftlicher Verein für das Fürstentum Lüneburg.
- Lüneburg.** Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg: Lüneburger Museumsblätter 1909, 1912.
- Luxemburg.** Institut Royal Grand-Ducal de Luxembourg (Section des sciences naturelles et mathématiques).
- Luxemburg.** „Fauna“, Verein Luxemburger Naturfreunde: Monatsberichte, Neue Folge, 3. Jahrgang 1909, 4. Jahrgang 1910, 5. Jahrgang 1911.
- Marburg.** Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften: Sitzungsberichte 1909, 1910, 1911.
- Milwaukee.** Public Museum, Milwaukee.
- Mühlhausen i. Thür.** Mühlhäuser Altertumsverein.
- München.** Historischer Verein von Oberbayern: 1) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, 53. Band (Heft 3 und 4). 2) Altbayerische Monatsschrift, Jahrgang 10, 11 (Heft 1—2).
- München.** Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften: 1) Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen Klasse, 1910 (zu Ende) 1911, 1912. 2) Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Klasse, 1910 (zu Ende) 1911, 1912. 3. Verlags-Katalog 1911.
- Münster.** Westfälischer Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst. 39. Bericht für 1910/11 und 40. Bericht.
- Neisse.** Kunst- und Altertumsverein: Bericht 14, 15, 16 für 1910—13.
- Neustadt O.-S.** Philomaticher Verein.
- New-Haven,** Yale University Connecticut.
- Nürnberg.** Germanisches Nationalmuseum: Anzeiger, Jahrg. 1909, 1910 und Mitteilungen, Jahrg. 1909, 1910.
- Nürnberg.** Naturhistorische Gesellschaft: Abhandlungen, 18. und 19. Band, Mitteilungen 1908 II, und 1909.

**Nürnberg.** Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg: 1) Mitteilungen, Heft 19. 2) Jahresberichte über 1909 und 1912.

**Oels.** Philomathie.

**Offenbach a. M.** Verein für Naturkunde. 51. bis 53. Bericht 1912.

**Oppeln.** Philomathischer Verein.

**Prag.** Königl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften: 1) Sitzungsberichte der Klasse für Philosophie, Geschichte und Philologie 1910, 1911. 2) Sitzungsberichte der mathematischen und naturwissenschaftl. Klasse 1910, 1911. 3) Jahresber. für 1910 und 1911.

**Prag.** Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen: Mitteilungen, 49, Jahrgang 50.

**Prag.** Deutscher naturwissenschaftlich-medizin. Verein „Lotos“: Sitzungsberichte, Jahrgang 1908, Zeitschrift, Bd. 58, 59, 60 und G. G. Laube, der geologische Aufbau von Böhmen (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse).

**Regensburg.** Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg: Verhandlungen, Bd. 62 und 63.

**Reichenbach i. Schl.** Philomathie.

**Reichenbach i. Böhmen.** Verein der Naturfreunde: Mitteilungen, 40. Jahrgang 1911.

**Riga.** Naturforschender Verein.

**Sagan.** Philomathie, 39. Bericht.

**Santiago de Chile.** Deutscher wissenschaftl. Verein.

**Schwerin.** Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde: Jahrbücher und Jahresberichte 76, 77.

**Sprottau.** Wissenschaftlicher Verein.

**Stockholm.** Kgl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademiens: Fornvännen 1909, 1910, Meddelanden 1911. Antikvarisk Tidskrift för Sverige, Nittonde Delen. Das Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm, 1912 (Montelius).

- Straßburg.** Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, des Ackerbaues und der Künste im Unter-Elsaß: Monatsber., Bd. 44 (zu Ende) 45, 46 (1.—4. Heft).
- Straßburg.** Gesellschaft für Erdkunde u. Kolonialwesen (Abt. Straßburg der deutschen Kolonialgesellschaft): Heft 1 und 2 1911. (Adr. Kais. Univers. und Landesbibliothek).
- Stuttgart.** Württembergische Kommission für Landesgeschichte; Gesellschaft für Naturfreunde, Kosmos 1911, Heft 9.
- Striegau.** Wissenschaftlicher Verein.
- Thorn.** Copernikusverein für Wissenschaft und Kunst: Mitteilungen, 19, 20. Heft.
- Trier.** Gesellschaft für nützliche Forschungen: Trierer Jahresberichte, III, 1910. Römisch-germanisches Korrespondenzblatt (Fortsetzung des Korrespondenzblatts der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst), Jahrgang IV für 1911, V für 1912.
- Troppau.** Landwirtschaftliche Zeitschrift für Österreichisch-Schlesien, Organ der k. k. österr.-schles. Land- und Forstwirtschafts-Gesellschaft, Organ des naturwissenschaftlichen Vereins u. s. w., 13., 14. und 15. Jahrgang (Nr. 1—3).
- Washington.** Smithsonian Institution.
- Wernigerode.** Harzverein für Geschichte u. Altertumskunde: Zeitschrift 44. Jahrgang 1911, 45. Jahrg. 1912.
- Wernigerode.** Naturwissenschaftlicher Verein des Harzes.
- Wien.** Kaiserliche Akademie der Wissenschaften: Anzeiger, 47., 48., 49. Jahrgang für 1910, 1911 und 1912.
- Wien.** K. K. zoologisch-botanische Gesellschaft.
- Wien.** K. K. naturhistorisches Hofmuseum: Annalen, Bd. 23, 24, 25 (1909—11).
- Wiesbaden.** Nassauischer Verein für Naturkunde.

**Würzburg.** Physikalisch-medizinische Gesellschaft:  
Sitzungsberichte 1910, 1911.

**Zürich.** Naturforschende Gesellschaft: Vierteljahrs-  
schrift, 55. Jahrgang (Heft 3 u. 4) 56. Jahrgang, 57.  
Jahrgang (Heft 1 und 2).

**Zwickau.** Verein für Naturkunde: 40. u. 41. Jahres-  
bericht als Festschrift.



## Zuwendungen Einzelner.\*)

- Grünwald, Berlin: Zeitschrift „Der Burgwart“ (XI. 8, von der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen).  
 Direktor Dr. Wahner: 3. Jahresbericht des Kgl. Progymnasiums i. E. von Rybnik.  
 Direktor Dr. May, Jahresber. d. Gymn. in Glatz 1911, 12 u. 13.  
 Julius Braun, Breslau: Dante und die neuere Kunst (Vortrag, gehalten im Verein für Geschichte der bild. Künste zu Breslau 1907).  
 Vikar A. Hadel, Haselbach: Dante und die Kunst der Renaissance (Vortrag, gehalten ebenda 1911).  
 Stull, Pfarrer und Landtagsabgeordneter: Amtliche Berichte aus den Kgl. Kunstsammlungen, Jahrgang 32 (2—12), Jahrgang 33 (ohne 3) und Jahrgang 34 Nr. 1.  
 Hampel, Rechnungsrat: Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande, v. Sering, Berlin 1910.  
 — Die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten in Preußen 1900—1910, Berlin 1911.  
 Direktor Prof. Dr. Michalsky, Königshütte: Programm des Gymnasiums in Königshütte 1911.  
 Richard Schulemann: Die Geschichte der Dalailamas, Heidelberg 1911.  
 Justizrat Kollibay: 1) Eine Studie über die Formen des grauköpfigen Stieglitz (Sonderabdruck aus dem Bericht über den 5. internationalen Ornithologen-Kongreß in Berlin 1910). 2) Über die Benennung der afrikanischen Weißohreulen (Sonderabdruck ebendaher.)  
 W. Schulemann: Beiträge zur Vitalfärbung (Sonderabdruck aus dem Archiv für mikroskopische Anatomie, 79. Bd.)  
 Charles Janet, Limoges: 5 naturwissenschaftliche Abhandlungen.

---

\*) Für die uns freundlichst übermittelten Geschenke sei auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen.



## Beiträge

### zur Geschichte der Philomathie in den letzten 25 Jahren (1888—1913).



fünfundsiebzig Jahre waren im März 1913 ver-  
 flossen, seit der damalige Justizkommissarius  
 Fischer mit einigen anderen Herren in Neisse eine  
 Gesellschaft, „Philomathie“, gründete, die neben  
 wissenschaftlichem Streben auch gesellige Unter-  
 haltung ins Auge fassen sollte. Am 7. Mai wird das  
 Jubelfest dieser Gesellschaft in den Stadthausräumen ge-  
 feiert werden. Aus diesem Anlaß erscheint der vor-  
 liegende 36. Bericht, der schon im vorigen Herbst fällig  
 gewesen wäre, unter Berücksichtigung auch der Tätigkeit  
 der Gesellschaft bis Anfang März 1913 als Jubelschrift in  
 umfangreicher Ausstattung erst am Ende des Vereins-  
 jahres. Es läge nun nahe, eine zusammenhängende Ge-  
 schichte dieser 75 Jahre philomathischer Tätigkeit zu  
 schreiben und zu veröffentlichen, und manche unserer Mit-  
 glieder werden sie auch an dieser Stelle erwarten.  
 Mancherlei Erwägungen ließen aber davon Abstand  
 nehmen. Zunächst hat zum 25. Stiftungsfeste der damalige  
 Sekretär Dr. Th. Poleck eine ausgezeichnete Abhandlung  
 veröffentlicht über die Stiftungsidee und ihre erste Durch-  
 führung, die, den Liederbüchern zugebunden, allen Mit-  
 gliedern zugänglich ist. Professor Rose hat dann 25 Jahre  
 später im 24. Bericht Beiträge zur Geschichte dieser Zeit  
 zusammengestellt, die allerdings zeitlich geordnet sind,  
 aber immerhin ein Bild des Entwicklungsganges und der  
 Betätigung der Gesellschaft ergeben. Es würde sich also

jetzt im wesentlichen nur um eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Lebensäußerungen der Philomathie in den letzten 25 Jahren handeln. Über diese so zu schreiben, daß das statistische Material durch die Schilderung der besonders hervortretenden Persönlichkeiten Leben und Anschaulichkeit gewinnt, ist aus naheliegenden Gründen eine heikle Sache und dürfte leicht zu Mißhelligkeiten führen. Deshalb haben wir uns auch diesmal auf Nachträge zur Geschichte der Philomathie beschränkt, und um so mehr, als ihnen die beigegebene Abhandlung des Herrn Direktors Dr. May über die Entstehung und Bedeutung der wissenschaftlichen Gesellschaften Schlesiens ergänzend zur Seite tritt. Stoff zu einer späteren ausführlichen Geschichte bietet in Menge das Archiv mit seinen sorgfältig geführten und erhaltenen Protokollen. Über die letzten 25 Jahre kann der Berichterstatter überdies aus eigener Kenntnis berichten, da er einen Monat nach der Feier des letzten Jubiläums Mitglied der Gesellschaft geworden ist.

Die Philomathie hat in den letzten 25 Jahren drei

### Sekretäre

gehabt: Professor Rose, Oberlehrer am Realgymnasium, 1888—96, Oberlehrer Dr. May am Königl. Gymnasium 1896—98, und Professor Christoph, Oberlehrer am Königl. Gymnasium, 1898—1913. Rose, der das Sekretariat schon 1876 übernommen hatte, hat im Sinne seines Freundes Prof. Dr. Poleck, des hochverdienten Sekretärs von 1851 bis 1867, die Philomathie mit einer vorbildlichen Rührigkeit und Umsicht geleitet, bis ihn zunehmende Kränklichkeit und Ruhebedürfnis zum Rücktritt von dem ihm lieb gewordenen Amte zwangen. Er hat die Berichte 19—28 sowie die 3. Auflage des Liederbuches herausgegeben. Er starb 1904, noch tätig im Dienste des Realgymnasiums (32. Bericht. S. 238). Sein Nachfolger Dr. May, Herausgeber des 29. Berichts, verstand es, durch gewissenhafte Leitung die Gesellschaft auf der gleichen Bahn zu erhalten. Leider wurde seinem verdienstlichen Wirken in der Philomathie schon nach zwei Jahren ein Ziel gesetzt

durch seine Ernennung zum Direktor des Gymnasiums in Oppeln, doch hat er als korrespondierendes Mitglied seine Fühlung mit ihr bis heut nicht aufgegeben. Jetzt ist er Direktor des Gymnasiums in Glatz. Nach ihm übernahm das Sekretariat der Berichterstatter; er hat den 30. bis 36. Philomathiebericht veröffentlicht.

### **Der Gesamtvorstand**

besteht aus 9 Mitgliedern, von denen außer dem Sekretär alljährlich die Hälfte ausscheidet, aber wiederwählbar ist. Es gehören ihm außer dem Sekretär zur Zeit an die Herren Baurat Almstedt, Excellenz Generalleutnant z. D. Bayer (seit Oktober 11), Arzt Bernatki (seit Dezember 12), Generalmajor z. D. Gabriel, Realgymnasialdirektor Gallien, Stadtsyndikus a. D. Hellmann, Oberstabsarzt a. D. Dr. Marx, Erster Staatsanwalt Geheimer Justizrat Meyer.

Die 32 Vorstandsmitglieder des letzten Vierteljahrhunderts finden sich an anderer Stelle in dem vorliegenden Bande nach der Zeit ihrer Wahl aufgeführt.

Den Sekretären lag außer den Vorbereitungen die Leitung der Sitzungen ob, und sie haben in diesen auch fast ausnahmslos während der 25 Jahre persönlich den Vorsitz geführt. So hat der Berichterstatter sich im ganzen nur dreimal vertreten lassen, wenn er sich auf wissenschaftlichen Reisen befand. Seit 1898 wurde der Sekretär nach dem wissenschaftlichen Teile der Sitzung entlastet durch die Einrichtung eines besonderen Liedermeisteramtes (vergl. darüber unten). Daneben gab und gibt es die Ämter eines Kassen- und eines Tafelwirts. Die Kassengeschäfte führten in diesem Zeitraum die Herren Dr. Cimbal bis 1895, Dr. Marx bis 1908 und seitdem Direktor Gallien. Für die Tafel sorgte seit seinem Eintritt in den Vorstand Herr Syndikus Hellmann.

### **Die Satzungen**

sind in den letzten 25 Jahren im wesentlichen unverändert geblieben. Im Jahre 1892 (27. Bericht S. 205) wurde der § 14 aufgehoben, nach welchem den neu aufgenommenen Mitgliedern ein Exemplar des Liederbuches der Philomathie zu überreichen war. Gelegentlich einer Neuauflage

wurden 1897 (29. Bericht S. 53) die Satzungen an mehreren Stellen redaktionell geändert. Im Herbst 1907 (34. Bericht S. 21) wurden als Termine für die Einziehung der Beiträge der 1. Oktober und 1. Februar genehmigt. Auch andere Philomathieen haben ihre Satzungen der Neisser zu Grunde gelegt, zuletzt die von Jauer (32. Bericht).

Nach wie vor sieht nach diesen Satzungen die Philomathie ihre Hauptaufgabe weniger in der unmittelbaren Förderung der Wissenschaft als in der Anregung zu wissenschaftlicher Erkenntnis und Betätigung, im „wissenschaftlichen Ideenaustausch“. Diesen Zweck sucht sie zu erreichen durch den Vortrag eigener Arbeiten. Die Gesellschaft versammelt sich nach einem Beschluß von 1880 von Oktober bis Mai monatlich einmal, abends 7 Uhr. Ohne jegliche Störung sind in den letzten 25 Jahren tatsächlich nach Ausweis der Berichte 200

### Sitzungen

gehalten worden. Sie zerfallen in einen wissenschaftlichen und geselligen Teil. Im Mittelpunkt der ersteren steht der wissenschaftliche Vortrag, durchschnittlich eine Stunde lang. Ihm geht die Erledigung der Geschäfte voraus. Der Sekretär führt etwaige Gäste ein, teilt die Veränderungen im Personalbestande mit, liest das Protokoll der letzten Sitzung, gibt die ausliegenden Tauschschriften bekannt, verweist auf ihre wichtigsten Abhandlungen und bespricht besonders beachtenswerte ausführlicher. Gewöhnlich werden im Anschluß an diese Besprechungen gehaltvolle Schriften bald ausgeliehen. Nach § 11 der Satzungen hat, falls keine Vorträge angemeldet werden, der Vorstand der Gesellschaft, zuerst die, welche noch keinen Vortrag gehalten haben, nach der Zeit ihres Eintritts hierzu aufzufordern. Von dieser Bestimmung Gebrauch zu machen, ist wenigstens in den letzten 15 Jahren nicht nötig gewesen. Es gingen fast immer ausreichende Anmeldungen ein, und kam der Sekretär wirklich einmal in Verlegenheit, dann fanden sich schließlich immer noch einige, die bereitwillig in die Bresche traten. So ist keine Sitzung ohne einen wissenschaftlichen Vortrag verlaufen.

Wie sich die Gesellschaft aus allen wissenschaftlich gerichteten Kreisen zusammensetzt, so sind auch die Themen den verschiedenartigsten Gebieten entnommen. Es spiegelt sich in ihrer Wahl aber auch die Eigenart der Zeit wieder; alle wissenschaftlichen Fortschritte finden Beachtung, nur innerpolitische und religiöse Fragen sind von der Erörterung ausgeschlossen. Es sind in den 25 Jahren 383 größere und kleinere Vorträge gehalten worden. Da erst im 29. Bericht ein Verzeichnis aller von 1838 bis 1898 gehaltenen

### Vorträge

veröffentlicht worden ist, so hat es sich schon aus Raumersparnis empfohlen, in dem vorliegenden Hefte nur die von 1898—1913 gehaltenen Vorträge anzuführen. Sie finden sich unter Benützung der Gruppierung der früheren Vorträge im allgemeinen Teile Seite XXXV. Von den 223 Vorträgen der letzten 15 Jahre gehören verhältnismäßig die meisten der Geschichte, Kulturgeschichte und Erdkunde an, Gebieten, welche die Allgemeinheit am meisten interessieren und auch im Fachbereiche des Berichterstatters liegen. Zu bedauern ist, daß die Zahl der naturwissenschaftlichen Vorträge zurückgegangen ist. Die Sekretäre Poleck und Rose waren selbst Naturwissenschaftler, beachteten alle Neuerscheinungen ihres Faches, hielten selbst ungezählte kleinere Vorträge und rückten so die Naturwissenschaft in den Vordergrund. Später lag ihre Vertretung hauptsächlich in den Händen des Herrn Direktors Gallien, der jedes Jahr mindestens einen größeren Experimentalvortrag gehalten hat. Vertreter dieses Faches waren eben nicht zahlreich. Über die Technik des Seewesens und ihre Fortschritte unterrichtete uns — wenn es gestattet ist, einige Namen zu nennen — vornehmlich Herr Regierungsrat Dau, über Heilkunde und Gesundheitspflege die Herren Dr. Cimbal und Professor Dr. Solger, über Vogelkunde Herr Justizrat Kollibay, über alte Drucke Hr. Dr. Nürnberger und Dr. May, über die Erwerbungen des hiesigen AltertumsMuseums die beiden ersten Vorsitzenden, Herr Syndikus Hellmann und Hr. Landgerichtsrat

Dr. Dittrich, über Neisser Geschichte Herr Professor Ruffert, über Kulturpflanzen Herr Rektor Lorenz. Auch viele andere Herren haben uns durch mehr als einen gehaltvollen Vortrag erfreut; nicht zu vergessen sind die gediegenen militärwissenschaftlichen und juristischen Vorträge der jüngsten Jahre. Einen vollständigen Einblick in die Fülle und Art der Vorträge in allen 25 Jahren ermöglicht freilich nur die Zuhilfenahme des 29. Berichts, der sich leider nicht mehr in den Händen der jüngeren Mitglieder befindet. — Eine Diskussion über den gehaltenen Vortrag zu eröffnen, ist nicht mehr üblich. Ebenso ist von dem Fragekasten seit lange kein Gebrauch mehr gemacht worden.

An den Hauptvortrag schließt sich das Abendbrot an. Es besteht aus einer Suppe, einem Fleischgange und Käse. Die Kosten der Gedecke bestreitet die Kasse, und zwar wurde bis 1912 gezahlt 1,25 Mk., seit Herbst 1912 infolge der hohen Fleischpreise 1,50 Mk. In den letzten Jahren trat eine Abneigung gegen die herkömmliche Bowle hervor; eine probeweise Abstimmung ergab sogar eine Mehrheit für ihre Abschaffung. Der Vorstand glaubte aber, der Überlieferung Rechnung tragen zu müssen, und fand den Ausweg, an gewissen Abenden, wo fette Speisen gereicht werden, die Bowle ausfallen, sonst aber sie grundsätzlich bestehen zu lassen. In den letzten 10 Jahren hat das Pilsener Bier fast ganz das Münchener verdrängt, sodaß dieses nur vereinzelt in Krügen verabfolgt wird. Für das Getränk wird von den Anwesenden 1,50 Mk. erhoben.

#### Die Leitung der an das Abendbrot sich anschließenden **Geselligkeit**

liegt seit 1898 dem Liedermeister ob. Als solcher hat sich Herr Geheimrat Dr. Cimbal bis zu seinem unerwarteten Ableben 1912 unvergeßliche Verdienste erworben. Er pflegte mit dem Knospenlied die neu eintretenden Mitglieder zu begrüßen und dann dem Vortragenden durch einen auf das behandelte Thema passenden

Sang zu danken. Weitere Lieder, der augenblicklichen Stimmung entsprechend, verkürzten die Zeit bis gegen Mitternacht. Das Liederbuch, 1883 in 500 Exemplaren zum dritten Male aufgelegt, enthält nur Lieder, die im Schoße der Philomathie selbst entstanden sind. Es hat inzwischen mehrere Nachträge erfahren (über die von 1884 bis 1897 vergl. 29. Bericht S. 87 und über die bis 1908 den 35. Bericht S. 13), meist Erzeugnisse des Liedermeisters selbst. — Daneben dient ein kleines Kommersbuch (von Reklam) zur Aushilfe. Gewöhnlich wird die Geselligkeit noch auf kurze Zeit unterbrochen durch Darbietung eines kleinen Vortrages oder eines geeigneten, wissenschaftliche Anregung bietenden Gegenstandes. Vielfach haben in den letzten 15 Jahren Neuerwerbungen für das Altertumsmuseum Anlaß zu kulturgeschichtlichen Besprechungen geboten. — Besonders festlich pflegt die Schlußsitzung im Mai sich zu gestalten, da mit ihr die Feier des Stiftungsfestes verbunden wird. In allen „Berichten“ finden sich darüber nähere Mitteilungen.

### **Der Sitzungsraum**

ist wiederholt gewechselt worden (vergl. über die früheren Sitzungslokale 26. Bericht S. 372). Von Dezember 1879 bis Dezember 1891 wurde der Saal im Hofe des Liebigschen Hotels, Paradeplatz, vom Januar 1892 bis Mai 1902 der Ressourcensaal auf der Bischofstraße benutzt, von Oktober 1902 bis Oktober 1912 wieder der Liebigsche Saal, und als dieser für ein Lichtspieltheater eingerichtet wurde, (November) der kleine Stadthausaal, wo vorübergehend die Gesellschaft schon einmal (1877/78) Unterkunft gefunden hatte. Die beschränkten Raumverhältnisse hatten 1886 zu dem Beschlusse geführt, die

### **Zahl der Mitglieder**

nicht über 120 anwachsen zu lassen. Da aber die Erfahrung lehrte, daß ein guter Teil der Mitglieder die Sitzungen regelmäßig zu besuchen verhindert war, wagte man allmählich über die geschlossene Zahl hinauszugehen, so daß zeitweilig sogar ein Bestand von 150 Mitgliedern zu verzeichnen war. Zur Zeit der Stiftungsfeste, also am Ende des

Gesellschaftsjahres, war der Mitgliederbestand folgender:

1888	120	Mitglieder	1901	108	Mitglieder
1889	119	"	1902	105	"
1890	100	"	1903	110	"
1891	114	"	1904	116	"
1892	115	"	1905	114	"
1893	128	"	1906	118	"
1894	130	"	1907	117	"
1895	126	"	1908	122	"
1896	131	"	1909	134	"
1897	118	"	1910	142	"
1898	112	"	1911	147	"
1899	111	"	1912	152	"
1900	106	"	1913	145	"

Von ihnen beteiligten sich an den Vorträgen im allgemeinen 50 bis 60, an der Tafel etwa 10 weniger. Von auswärtigen Mitgliedern waren besonders rege vertreten die Herren aus Patschkau und Mogwiß. Ein Verzeichnis aller Mitglieder seit dem Jahre 1888 ist dem Bande beigegeben. Ihre Zahl betrug 619, seit 1838 im ganzen 1247. Nekrologe sind seit 1888 52 veröffentlicht.

Obwohl eine Generalversammlung 1886 ein vom Vorstande vorgelegtes Statut betreffend die Ernennung von **Ehrenmitgliedern**

abgelehnt hatte (24. Bericht S. 204), weil die Einschätzung der Verdienste einzelner zu Unzuträglichkeiten führen könne, so ist man später doch wieder auf jenen Vorschlag zurückgekommen und hat zwei ungewöhnlich eifrige, verdiente Mitglieder durch die Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet, nämlich Herrn Geheimrat Dr. Poleck anlässlich der Jubelfeier der Philomathie 1888 und Herrn Professor Rose, als dieser das Sekretariat nach 20jähriger rastloser Arbeit niederlegte. Ihre Bilder schmücken seit Mai 1905 bei festlicher Gelegenheit den Sitzungssaal. Endlich ist auch Herrn Stadtältesten Ernst, der seit 1849 der Gesellschaft ununterbrochen angehört hatte, anlässlich seines 90. Geburtstages 1908 die Ehrenmitgliedschaft zuteil geworden. Das Ableben der Ehrenmitglieder wurde als

schwerer Verlust empfunden. Von den noch jetzt lebenden Mitgliedern können 8 Herren auf eine mehr als 25jährige Zugehörigkeit zur Philomathie 'zurückblicken, nämlich p. t. Faulde, Hellmann, Gabriel, Marx, Neumann, Gallien, Warmbrunn und Hampel. Von ihnen ist am ehesten eingetreten Herr Prof. Faulde (1870), doch überragt ihn an Mitgliedsjahren Herr Syndikus Hellmann (ununterbrochen seit 1874). Die Jubiläen all der Genannten gingen nicht unbeachtet vorüber. Von sonstigen Ehrungen, außer denen der Ehrenmitglieder, sei erwähnt, daß Herrn Dr. Melzer inbetracht seiner zahlreichen gelehrten Abhandlungen anlässlich seines Philomathie-Jubiläums 1893 eine Glückwunschartikel überreicht wurde. — Daß

### **patriotische Gedenktage**

auch in der Philomathie, wenn sie sich gerade versammeln konnte, eine würdige Feier erfuhren, ist selbstverständlich. So verschob man die Jubiläumsfeier 1888 wegen der traurigen Vorgänge im Kaiserhause auf den Herbst; der Tod der Kaiserin Augusta (1890), der 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I., der 25. Jahrestag der Errichtung des Reiches, der 200. Geburtstag Friedrichs II., die Erinnerung an die Befreiungskriege boten Gelegenheit zu erhebenden Ansprachen und Vorträgen. Ähnlich gedachte man geistiger Koryphäen; es sei erinnert an die Kantfeier, an die Kunibert Neumannfeier am 12. November 1908 zu seinem 100. Geburtstage, an die Schillerfeier 1905 (33. Bericht S. 57), an die Eichendorfffeier 1907 (34. Bericht S. 22). — Auch zu Festfeiern auswärtiger Gesellschaften erhielt die Philomathie zahlreiche Einladungen, freilich konnte sie diese meist wegen räumlicher Entfernung nicht beschicken. Doch war die Philomathie vertreten 1903 bei der Hundertjahrfeier der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur. Auch zur Feier des Neisser Kriegsschuljubiläums war der Sekretär durch eine Einladung beehrt worden (35. Ber. S. 54.)

Gern beteiligten sich Philomathen ferner an

### **Wanderversammlungen**

anderer Gesellschaften, sie versuchten sogar selbst einmal, eine solche zu veranstalten. So fuhren 15 Philomathen

zur Wanderversammlung der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur nach Brieg 1890, 18 zur Versammlung derselben Gesellschaft nach Reichenbach 1891 (26. Bericht S. 345). Im Sommer 1892 fand ein Ausflug der Philomathie statt nach Reichenstein zur Besichtigung der Gütterschen Pulverfabriken (26. Bericht). Im Jahre 1898 weilte in Neisse der Breslauer Verein für das Museum schles. Altertümer (29. Bericht), 1900 die Schles. Gesellschaft für Volkskunde (30. Bericht), 1912 der Verein für Geschichte Schlesiens. An allen diesen Veranstaltungen beteiligten sich auch die Philomathen zahlreich. Ebenso fand die Fahrt zur Besichtigung der Breslauer Ausstellung schles. Goldschmiedearbeiten im Kunstgewerbemuseum seitens der Philomathie lebhafte Unterstützung. — Es fehlt auch sonst in Neisse nicht an Gelegenheit, gediegene wissenschaftliche Vorträge von auswärtigen Rednern zu hören. So hat sich jüngst eine „Vortragsvereinigung“ hierorts gebildet, in welcher sich verschiedene Vereine zusammengeschlossen haben, um auf gemeinschaftliche Kosten Wanderredner zu bestellen. Die Philomathie als solche ist ihr nicht beigetreten, weil sie grundsätzlich ihre Vorträge durch eigene Mitglieder ausarbeiten und halten läßt. Den einzelnen Mitgliedern bleibt es unbenommen, die gebotene Belehrung sich zu nütze zu machen, von welcher Seite sie auch komme. So beteiligten sich die Philomathen zahlreich an einem Vortrage, den auf Einladung des Gewerbevereins Prof. Dr. Seeger, Leiter des Breslauer Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, hierorts über Handwerk und Kunst in der Vorgeschichte des Menschen gehalten hat. Daß die Philomathie Redner von auswärts zu sich lädt, wie es wohl früher vorgekommen ist (über Holtei, Max Heinzel, vgl. Bericht 26 S. 281), ist nicht mehr üblich, ebenso wie es abgekommen ist, öffentliche Vorträge für weitere Kreise, Nichtmitglieder, zu wohlthätigen Zwecken halten zu lassen. Auch Geldsammlungen zu diesen Zwecken zu veranstalten oder Beiträge aus der Vereinskasse zu gemeinnützigen Unternehmungen wie in früheren Jahrzehnten zu bewilligen, ist seit lange aufgegeben

In den letzten 25 Jahren hat die Philomathie auch die Bildung mancher

### **Sondervereine**

in Neisse angeregt oder doch gefördert. So gründete ein Mitglied der Philomathie, der damalige Major Liebert, 1887 eine Abteilung der deutschen Kolonialgesellschaft, die bald über 100 Mitglieder zählte (24. Bericht). Die Rechnungsbücher befinden sich noch bei den Akten der Philomathie. Nach seinem Weggange von Neisse schmolz die Zahl der Mitglieder zusammen, so daß die Abteilung als solche einging. Jahrelang hat dann der Berichtersteller noch die Beiträge der im Verein Verbleibenden eingesammelt und nach Berlin abgeführt; es ist aber, obwohl mehrere Kolonialredner hier wieder werbend auftraten, nicht mehr gelungen, die zu einer Abteilung erforderliche Zahl aufzubringen. — Einem ähnlichen Zwecke dient die Sektion Neisse des deutschen Flottenvereins, die unter der umsichtigen Leitung unseres Mitgliedes, des Herrn Oberstleutnants Radler, blüht und gedeiht. Rührig trat auch ein Mitglied der Philomathie, Herr Kreisarzt Dr. Cimbal, in ihr für die Förderung des hiesigen Obst- und Gartenbauvereins ein. Im Schoße der Philomathie regte Herr Oberlehrer Dr. Michalsky, jetzt Direktor des Gymnasiums in Leobschütz, die Gründung einer Sektion des deutschen Sprachvereins an, die sich auch erfreulich entfaltete, bis er selbst und der erste Vorsitzende, Herr Kriegsschuldirektor Oberstleutnant Dieffenbach, Neisse verließen. Seitdem ist die Abteilung wieder eingegangen. Der Verein aber, der uns nach seinen Bestrebungen am nächsten steht, ist der 1897 von Herrn Syndikus Hellmann ins Leben gerufene Kunst- und Altertumsverein (vgl. 29. Bericht S. 36). Von der emsigen Sammeltätigkeit des Vorsitzenden und des Schriftführers, des Herrn Landgerichtsrats Dr. Dittrich, legen die erschienenen 16 Jahresberichte rühmliches Zeugnis ab.

Die Zahl der

**auswärtigen wissenschaftlichen Gesellschaften,**  
mit denen die Philomathie Schriftenaustausch unterhält

beträgt zur Zeit 116. Näheres ist zu ersehen aus dem im allgemeinen Teile dieses Bandes zusammengestellten Verzeichnis der Gesellschaften, das zugleich für die Schriften-eingänge als Quittung dient.

### **Die Bibliothek**

der Philomathie, schon 1888 gegen 2000 Bde. stark, wächst jährlich durch Tausch oder Geschenke um einige 100 Nummern an, eigene Mittel zum Ankauf von Büchern pflegen zur Zeit nicht aufgewendet zu werden. Sie war seit 1876 in einem einfenstrigen Zimmer des Realgymnasiums untergebracht. Es war aber selbst bei äußerster Ausnutzung des Raumes in den letzten 10 Jahren nicht mehr möglich gewesen, die Bände auch nur einigermaßen übersichtlich aufzustellen. Mit Dank wurde es daher begrüßt, daß im Frühjahr 1912 das Kgl. Provinzialschulkollegium einen ausreichenden Raum im obersten Stockwerke des Gymnasialnebengebäudes zur Unterbringung der Bibliothek zur Verfügung stellte, wo sie nun bequem eingesehen und benutzt werden kann. Eine genaue Inventarisierung ist vorgesehen.

Als Gegengabe bietet die Philomathie ihre

### **Berichte,**

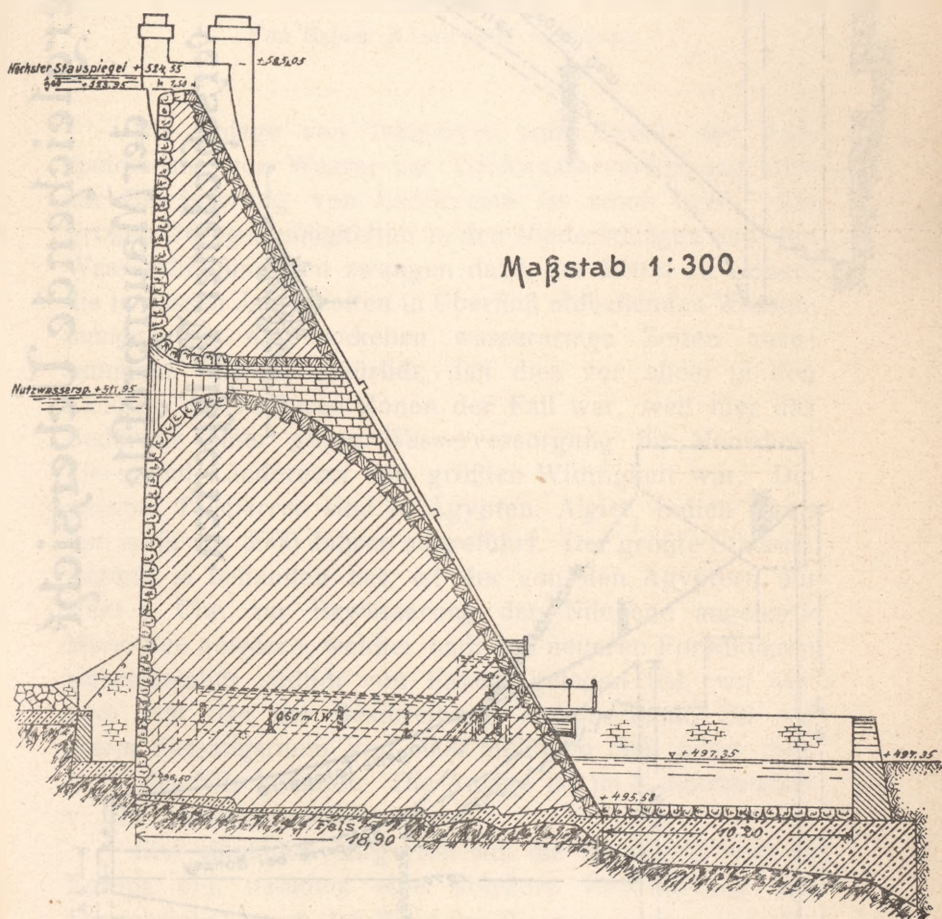
die im Herbst jedes zweiten Jahres in 400 Exemplaren erscheinen. Jedes Mitglied erhält den Bericht unentgeltlich. Weiteren Kreisen ist er zugänglich durch die Verlags-handlung G. Neumann in Neisse. In dem letzten Vierteljahrhundert sind die Bände 25—36 erschienen. Sie enthalten außer Referaten über die gehaltenen Vorträge 51 wissenschaftliche Abhandlungen. Die ihnen seit 1898 beigegebenen Abhandlungen finden sich in dem vorliegenden Bande verzeichnet.

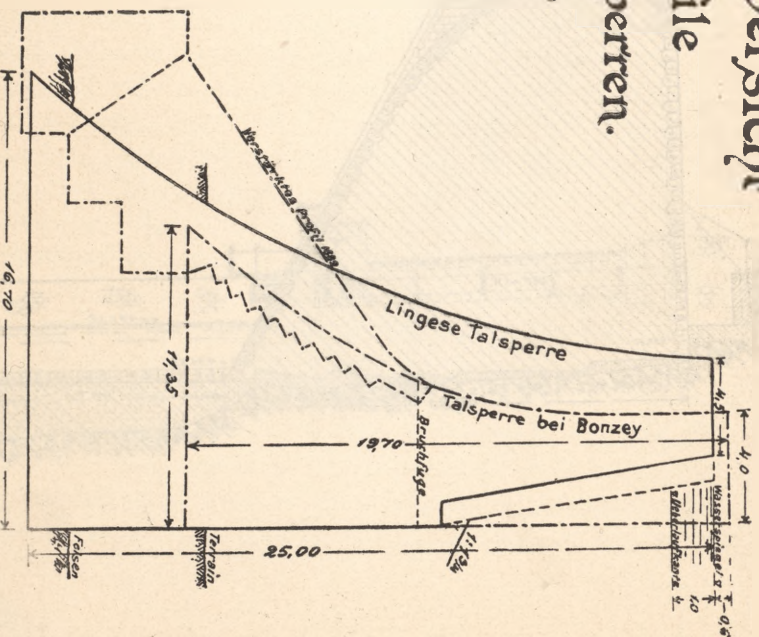
**Schlußwort.** Wenn vor 25 Jahren der damalige Sekretär Rose am Schlusse seiner Beiträge zur Geschichte der Philomathie die Hoffnung und Überzeugung aussprach, daß „sich die Philomathie trotz ungünstiger, dem Idealen abgeneigter Zeitströmung als lebenskräftiger geistiger Vereinigungspunkt für Männer aller Kreise, die sich enig wissen in der Liebe zur Wissenschaft, auch fernerhin er-

weisen werde“, hat er sich, dürfen wir jetzt ohne Überhebung sagen, nicht getäuscht. Der geehrte Leser dürfte aus der kurzen Skizze, welche keineswegs die Vereinstätigkeit in vollem Umfange schildern will, die Überzeugung gewonnen haben, daß die Gesellschaft auch in dem letzten Vierteljahrhundert bestrebt gewesen ist, nach Maßgabe ihrer bescheidenen Kräfte in einer Provinzialstadt an der großen Aufgabe der Förderung und Verbreitung der Wissenschaften treu und einträchtig mitzuwirken. Möge die Philomathie bei ihrer Hundertjahrfeier, die wir getrost erhoffen wollen, mit derselben Befriedigung auf ihre Entwicklung zurückblicken, wie sie es heute darf.

Der Sekretär.

# Querschnitt der Wölfelstaumauer.





# Der Talsperrenbau in Deutschland

unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Schlesien.

Von Baurat Altmstedt in Neisse.

Die Anlage von Talsperren zum Zwecke der Aufspeicherung von Wasser zur Trinkwasserversorgung oder zur Bewässerung von Ländereien ist schon uralt. Die großen Unregelmäßigkeiten in den Niederschlägen und den Wasserabflußmengen zwangen dazu, auf Mittel zu sinnen, die in nassen Jahreszeiten in Überfluß abfließenden Wassermengen für die trockenen wasserarmen Zeiten anzusammeln. Es ist natürlich, daß dies vor allem in den Ländern der heißeren Zonen der Fall war, weil hier das Bedürfnis einer guten Wasserversorgung für Menschen, Tiere und Ländereien von größter Wichtigkeit war. Die ältesten Talsperren sind in Ägypten, Algier, Indien schon vor mehr als 3000 Jahren ausgeführt. Der größte Stausee, welcher je bestanden hat, ist der von den Ägyptern um 2000 v. Chr. zur Bewässerung der Nilebene angelegte Möris-See gewesen, welcher nach den neueren Forschungen wahrscheinlich südlich von Fayum gelegen hat, wo sich noch jetzt das der Beschreibung entsprechende Tal mit einem Fassungsraum von 3000 Millionen cbm unter dem H. W. des Nils befindet. Die Anlage ist im 3. Jahrhundert v. Chr. zerstört worden.

Erst allmählich bürgerten sich die Talsperren auch in Europa ein, nachdem eine stärkere Entwicklung des Erwerbslebens auch den Wert des Wassers gesteigert hatte.

Eine Geschichte des Talsperrenbaues oder auch nur eine Beschreibung der neueren Bauten in den heutigen

Kulturländern zu geben, würde hier zu weit führen und soll daher nur der Talsperrenbau in Deutschland und namentlich in der Provinz Schlesien betrachtet werden.

Schon seit dem 16. Jahrhundert wurden im Harz Talsperren gebaut, dort Teiche genannt, von denen etwa 70 Stück vorhanden sind mit einem Fassungsraum von sum. 9,5 Millionen cbm und einer Größe von 250 ha. Diese wurden sämtlich für Zwecke des Bergbaues angelegt. Die bekanntesten sind der Oderteich bei Andreasberg und der Wiesenbecker Teich bei Lauterberg, der meistens als natürlicher Gebirgssee angesehen wird.

Einen erfreulichen Aufschwung hat der Talsperrenbau in Preußen erst in den letzten Jahrzehnten genommen, als man Anfang der 80er Jahre v. Jahrhunderts unter Leitung des verstorbenen Geh. Regierungsrats Professor Dr. ing. Juze der Frage der Errichtung von Talsperren näher trat.

Die Zwecke, welche mit der Aufspeicherung von Wasser, also mit der Anlage von Talsperren verfolgt werden, sind verschiedene. Für unsere Verhältnisse in Deutschland sind es folgende:

- Kraftgewinnung,
- Trinkwasserversorgung,
- Bewässerung von Ländereien,
- Speisung von Schiffahrtskanälen,
- Aufhöhung des Niedrigwassers der Flüsse zum Nutzen der Schiffahrt und Landwirtschaft und
- Hochwasserschutz.

Der Bau einer Talsperre kann aus Erde, Holz, Mauerwerk, Beton, Eisen oder Eisenbeton erfolgen.

In Deutschland sind bisher nur Erddämme oder Mauern aus Stein oder Beton zur Ausführung gekommen, erstere für geringere Höhen bis zu etwa 18 m.

Die Teiche im Harz sind nur durch Erddämme hergestellt. Nur am Oderteich ist ein 18 m hoher Steinwall ausgeführt, der mit Granitsand gedichtet ist. Der Querschnitt eines solchen Dammes besteht in der Mitte aus einer 2,5 m starken senkrechten Wand von lagenweise

übereinander geschichteten Rasenstücken, dem sogenannten Rasenhaupt. Dieses greift so tief in den Untergrund ein, daß der feste Fels erreicht wird. Zu beiden Seiten des Rasenhauptes ist Erde angeschüttet mit  $1\frac{1}{2}$  bis 2facher Böschung, welche wasserseitig durch eine Steinschüttung gesichert wurde. Die Wasserentnahme erfolgt meist durch ein eisernes Rohr, das durch eine ganz einfache Verschlussvorrichtung abgesperrt ist. Ein Hochwasserüberlauf ist neben dem Abschlußdamm in gewachsenem Felsen eingebaut. Diese Dämme haben sich im allgemeinen gut bewährt und haben Jahrhunderte gehalten, ohne große Ausbesserungsarbeiten erforderlich gemacht zu haben. Neuerdings ausgeführte Erddämme werden noch besprochen werden.

Dämme aus Holz sind in Deutschland zu Talsperren nicht verwendet worden. Solche findet man in Rußland und Nordamerika, wo sie im Gebiet der Wolga und des Mississippi bei ganz flachen Stauweihern zur Anwendung gekommen sind.

Von besonderer Bedeutung sind die aus Mauerwerk hergestellten Talsperren. Alle im Westen unserer Monarchie ausgeführten Sperr- oder Staumauern sind aus Mauerwerk hergestellt. Hier sind unter Jüges Leitung eine große Anzahl Sperren entstanden, die in erster Linie der Kraftgewinnung und der Trinkwasserversorgung dienen, die aber auch zugleich eine Verminderung der Hochwasserschäden und einen Ausgleich der Wasserführung in den unterhalb liegenden Flüssen bewirken.

Der Anfang mit dem Bau von Sperren wurde im **Eschbachtal** bei Remscheid gemacht zur Erweiterung des städtischen Wasserwerks. Diese herrlich gelegene Sperre ist seit ihrer Inbetriebnahme 1891 ein wahrer Wallfahrtsort für Talsperrenfreunde geworden; für die Umwohner bildet sie eine der besuchtesten Erholungsstätten. Ihr reißen sich die Anlagen im Panzertal bei Lennep, im Bevertal bei Hückeswagen, im Lingesetal bei Marienheide, im Salbachtal bei Ronsdorf, im Herbringhausenertal und im **Sengbachtal** bei Solingen an.

Seit 1891, dem Vollendungsjahre der Remscheider Talsperre, sind im Rheinland und Westfalen 17 Sperren mit einem Gesamtinhalt von 9 Millionen cbm gebaut worden, davon 7 im Wupper-, 9 im Ruhrgebiet, 1 an der Urft in der Eifel. Die Gesamtbaukosten haben mehr als 30 Millionen M. betragen. All diese Sperren sind ohne staatliche Beihilfen aus eigener Kraft der Beteiligten gebaut worden.

An der Wupper wurde ein Zwangsgesetz geschaffen für Genossenschaften zwecks besserer Ausnutzung des Wassers für industrielle Zwecke durch Sammelbecken. Ebenso hat sich an der Ruhr ein Ruhrtalsperren-Verein gebildet. Die Erfolge sind nirgends ausgeblieben. Dort, wo die kleinen Betriebe nur wenige Monate im Jahre arbeiten konnten, sind sie jetzt in der Lage, das ganze Jahr hindurch mit fast gleichbleibender Kraft zu arbeiten; außerdem ist die Wasserführung in den Flußläufen dadurch so geregelt, daß in sanitärer Beziehung wesentlich verbesserte Verhältnisse geschaffen worden sind.

Im Gebiete der oberen Wupper wurden zu diesem Zwecke zwei große Becken geschaffen mit zusammen 5 900 000 cbm Inhalt. Die Bevertalsperre, 1899 fertiggestellt, hat ein Fassungsvermögen von 3 300 000 cbm. Die Länge der Mauerkrone ist 230 m, die Höhe der Mauer vom tiefsten Punkt der Sohle bis zur Krone 24 m, die Breite 16,2 m, der Inhalt an Mauerwerk 29 000 cbm. Die Lingesetalsperre, 1900 fertiggestellt, enthält 2 600 000 cbm. Länge der Mauerkrone 190 m, Höhe der Mauer 25,5 m, Breite derselben 16,7 m, Inhalt an Mauerwerk 26 000 cbm.

Eine der größeren Talsperren im Westen ist die in den Jahren 1900—1904 erbaute Urfttalsperre unterhalb Gemünd in der Eifel. Dieselbe dient hauptsächlich der Kraftverwertung und in gewissem Grade auch der Verbesserung der Hochwasserverhältnisse. Das Staubecken faßt 45,5 Millionen cbm. Die Wasserfläche ist 216 ha groß und bildet den 12 km langen Urftsee. Die größte Stauhöhe über Talsohle ist 52,5 m, die größte Höhe der Mauer über der Fundamentalsohle 58 m, die untere Stärke der

Mauer 50,5 m, Stärke der Krone 5,5 m, Länge in der Krone 226 m. Der Inhalt an Mauerwerk beträgt 155 000 cbm.

Die größte der Talsperren im Ruhrgebiet ist diejenige an der Möhne, einem Nebenfluß der Ruhr, mit einem Fassungsvermögen von 130 Millionen cbm, welche die immer schwieriger werdende Wasserversorgung des rheinisch-westfälischen Industriebezirks sicherstellen soll. In dem sehr hügeligen Gelände hat die Mauer eine Länge von 400 m erhalten bei einer Höhe von 30 m über Talsohle. Der Mauerkörper enthält 270 000 cbm, eine Masse, zu deren Herstellung eine Bauzeit von 5 Jahren erfordert wurde. Die Wasserfläche des entstandenen Sees ist 10,3 qkm groß und greift in 2 Täler ein. Vor der Mauer wird ein Elektrizitätswerk gebaut, welches mit einer Leistung von 12 Millionen Kilowattstunden die Dörfer des Haarstrangs zwischen Werl bis Lippstadt und diese beiden Städte selbst mit elektrischer Kraft versorgt. Für die architektonische Ausgestaltung der Sperrmauer war ein besonderer öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben, der einen großartigen Erfolg hatte, war es doch das erste Mal, daß für ein derartig großes Ingenieurbauwerk Gelegenheit zu einer künstlerisch architektonischen Durchbildung geboten wurde.

Andere Sperren, welche überwiegend der Trinkwasserversorgung dienen, sind die bei **Chemnitz**, Nordhausen, Gotha und Plauen, von denen die erste mit 300 000 cbm Inhalt im Jahre 1904, die zweite mit 700 000 cbm 1905, die dritte mit 775 000 cbm 1905, die vierte mit 3 300 000 cbm Inhalt im Jahre 1909 fertig gestellt sind.

Stauweiher zur Speisung von Schiffahrtskanälen sind in Deutschland bis vor wenigen Jahren nur in Elsaß-Lothringen vorhanden gewesen und dort 1870 von der französischen Regierung übernommen worden.

In großem Maßstabe ist die Speisung des Rhein—Weserkanals durch Talsperren von teilweise gewaltigen Abmessungen vorgesehen, die im oberen Quellgebiet der Weser angelegt werden. Durch die außerordentliche Größe und die besonders günstigen Verhältnisse, ist nicht nur die sichere Speisung des Kanals gewährleistet, sondern es

werden daneben die Hochwassergefahren vermindert, die Landeskultur gefördert und die Schifffahrtsverhältnisse der Weser von Münden bis Bremen erheblich verbessert werden.

In erster Linie ist die Erbauung eines etwa 220 Mill. cbm fassenden Stausees an der Eder im Fürstentum Waldeck bei Hemmfurt vorgesehen mit etwa 50 m Mauerhöhe. Der hier entstehende See wird eine Länge von 25 km und eine Oberfläche von 10 qkm haben.

Eine weitere Sperre ist vorgesehen an der Diemel bei Niedermarsberg westlich von Arolsen mit einem Beckeninhalte von 30 bis 50 Millionen cbm. Der Bau der Waldecker Sperre geht im nächsten Jahre (1913) seiner Vollendung entgegen.

Nach diesem kurzen Überblick wollen wir uns nun zu den Talsperrenbauten in der Provinz Schlesien wenden, welche in erster Linie nur dem Hochwasserschutz dienen sollen. Als vor 3 Jahrzehnten der Wasserfrage im Westen näher getreten wurde, dachte man nicht daran, daß durch Anlagen zur Zurückhaltung der Wassermengen ein ganz wesentlicher Einfluß auf die schädigenden Hochwassermengen ausgeübt werden könnte. Während der Bearbeitung der schlesischen Wasserfrage und namentlich nach der großen verheerenden Hochwasserkatastrophe vom 31. Juli 1897 kam man zu einer ganz anderen Ansicht; und jetzt ist nach den Erfahrungen an den bereits fertiggestellten und bei den wiederholten Hochwässern der letzten Jahre bereits in Tätigkeit getretenen Sperren als richtig erkannt, daß zweckmäßig gelegene und genügend große Sammelbecken im Quellgebiete oder im Oberlauf der Flüsse den wirksamsten Schutz des Unterlaufes und der an diesen gelegenen Ortschaften und Ländereien bilden.

Die damals nach dem 97er Hochwasser auf umfangreichen Berechnungen und Erwägungen beruhenden Vorschläge von Juze zur Errichtung von Sammelbecken sind dann auch in das Hochwasserschutzgesetz aufgenommen. Nach diesem Gesetze vom 3. Juli 1900 betreffs Maßnahmen zur Verhütung von Hochwassergefahren in der Provinz Schlesien sollen ausgebaut werden die Flußgebiete der

Hofenplotz, Gläzer Neisse, Weistritz, Katzbach, des Bobers und der Lausitzer Neisse (s. Übersichtskarte). Die Gesamtkosten des Ausbaues, welche zu  $\frac{4}{5}$  vom Staat, zu  $\frac{1}{5}$  von der Provinz getragen werden, waren auf rund 39 Millionen M. festgesetzt, von denen 12,5 Millionen für Herstellung von Hoch- und Nutzwasserbecken vorgesehen waren, und zwar für 4 größere Talsperren und 10 Stauweiher. Der Unterschied zwischen beiden ist der, daß unter Talsperren die massiven Talabschlüsse, die eigentlichen Staumauern, verstanden werden, unter Stauweiher die durch Erddämme hergestellten Talabschlüsse in Verbindung mit massiven Überfallbauwerken.

War man früher wegen der Hochwassermengen auf die ungenauen und sich oft widersprechenden Angaben der Industriellen angewiesen, so war es nach dem Hochwasser von 1897 möglich, durch Beobachtungen und Messungen genauere Unterlagen zu beschaffen, und es konnten so für die Sammelbecken genaue Entwürfe aufgestellt werden, nachdem die Vorarbeiten, wie Geländeaufnahmen, Bodenuntersuchungen erledigt waren. Handelt es sich bei den für Wasserversorgung und industrielle Zwecke anzulegenden Sammelbecken darum, den Wasserbedarf für die in Aussicht genommenen Zwecke festzustellen, so sind bei den Hochwasserschutzbecken die Größenbestimmungen davon abhängig, wieviel Schadenwassermengen aufgespeichert werden müssen. Mit Schadenwasser bezeichnet man den Teil einer Hochwassermenge, welcher im Flußlaufe nicht bordvoll abgeführt werden kann, sondern eine Ueberschwemmung verursacht. Wenn man diese Schadenwelle also zurückhalten kann so lange, bis der Zufluß wieder in normale Grenzen zurückgegangen ist, dann kann man einen vollständigen Hochwasserschutz schaffen. Die schädlichen Hochwassermengen in Schlesien sind im Vergleich zu denen im Westen viel bedeutender. Die Ermittlungen nach dem Hochwasser von 1897 ergaben in Schlesien für 1 qkm Niederschlagsgebiet bis zu 40000 cbm, während sie an der Wupper für ein gleichgroßes Gebiet nur 3000 cbm betrugen. Die hochwassergefährliche Zeit im Westen fällt zwischen den

15. Oktober und 15. März; für Schlesien sind die kritischen Monate Juni und Juli. Die bei Hochwasser zum Abfluß gelangenden Wassermengen sind für die einzelnen Flußgebiete nach den Pegelbeobachtungen und den aufgenommenen Querschnitten unter Vergleich mit den gefallenen Regengängen bestimmt worden. Im Flachlande beträgt die jährliche Niederschlagsmenge vielfach weniger als 500 mm, im Gebirge dagegen mehr als das doppelte, im Riesengebirge und den Beskiden stellenweise 1400 mm. Für das Flachland ist die durchschnittliche Niederschlagsmenge in 24 Stunden 35–40 mm, höchstens 85 mm, im Gebirge dagegen 70–80 mm, im Höchstfalle 200 mm. Beim 97er Hochwasser kamen zum Abfluß in den oberen Quellstrecken am Riesengebirge bis zu 5 cbm/qkm, am Gläser Schneegebirge 4 cbm/qkm-Sekunde. Im Unterlauf ermäßigt sich natürlich dieser Einheitssatz. Hier in Neisse haben wir ein Niederschlagsgebiet von 3245 qkm. Die Hochwassermenge betrug rund 1000 cbm, also 0,3 cbm/qkm-Sekunde. Das Mittelwasser hier beträgt etwa 8–12 cbm. In Glätz ist das Verhältnis wie 8 zu 700 cbm.

Ist nun die aufzunehmende Wassermenge für eine Talsperre festgestellt, so kann an die Bestimmung der Abmessungen des Bauwerks gegangen werden. Die Hauptforderung, die zu stellen, ist natürlich, daß auf eine ausreichende Sicherheit Bedacht genommen werde; begegnet man doch in bezug hierauf oft sehr großem Mißtrauen. Dieses wird genährt durch die Nachrichten von eingestürzten Talsperrenbauten, Nachrichten, die allerdings nur aus dem Auslande kommen. In jedem dieser Fälle konnte aber nachgewiesen werden, daß diese Bauwerke mit furchtbarem Leichtsinne gebaut worden waren.

Am 30. September v. J. ist die Austin-Talsperre in Pennsylvanien zerstört worden. Die Wirkung des Durchbruchs war furchtbar. Das Wasser legte die  $2\frac{1}{2}$  km lange Strecke von der Sperre bis zur Stadt in 11 Minuten zurück, diese 3 m hoch überflutend. Leider waren auch über 100 Menschenleben zu beklagen. Die Mauer war aus Beton, hatte eine Länge von 166 m und eine größte Stau-

tiefe von 14,1 m mit einem Inhalt von 760 000 cbm. Die Sperre diente zum Betriebe einer Papierfabrik. Die Fehler, welche bei der Ausführung gemacht wurden, sind folgende: gradlinige Ausführung des Bauwerks, ein sehr geringer Querschnitt der Mauer, Gründung des Bauwerks auf der Fels-oberfläche statt eines tieferen Eingriffs in festen gesunden Felsen.

Im Jahre 1895 wurde die Anlage von Bouzey in Frankreich in der Nähe von Epinal zerstört. Diese Mauer war ebenso leichtsinnig gebaut. Sie war 472 m lang, 23 m hoch, jedoch über Talboden nur 15 m, schnurgrade und war unmittelbar auf Gerölle aufgesetzt, so daß sie schon bei der ersten Füllung um 37 cm in der Mitte ausbauchte und starke Risse zeigte. Die Risse wurden ausgeflickt und vor die Mauer ein in festen Felsen greifender Fuß gesetzt, so daß sie nicht mehr rutschen konnte. In dem zu schwachen Querschnitt der Mauer bildeten sich aber Zugspannungen und dadurch horizontale Risse. Das Wasser trat in diese, drückte von unten nach oben und trat auch unter die Mauer. Die gerade Mauer hatte wegen mangelnder Wölbung keine anderweitige Verspannung. Als das Wasser eine bestimmte Höhe erreicht hatte, mußte die Mauer an der zu schwachen Stelle aufreißen und einstürzen. In der anliegenden vergleichenden Übersicht sind Profile von zerstörten und nicht zerstörten Mauerquerschnitten übereinander gezeichnet. Der Querschnitt der Sperre von Bouzey zeigt im Vergleich zur Lingese-Talsperre ganz wesentlich geringere Abmessungen.

Das kühnste, aber auch wohl allergefährlichste Bauwerk ist der Bärenaldamm in Kalifornien. Die Mauer hat oben eine Stärke von 0,97 m und unten etwa 2 m in einer Höhe von etwa 14,5 m, in welcher Höhe die Remscheider Anlage etwa 10 m stark ist. Die Mauer hat im Grundriß Gewölbeform, ist zwischen Felswänden eingespannt und wirkt als Gewölbe mit kleinem Krümmungshalbmesser. Sie hat bisher gehalten, wirkt aber mit 40 kg Druck auf qcm. Es sind noch angegeben der Querschnitt der Talsperre von Remscheid, der vom Sweetwaterdamm in Kalifornien

und der große Crotondamm bei Newyork. Dieser letztere ist 70 m hoch und dient zur Aufspeicherung von 125 Millionen cbm Wasser für die städtische Wasserleitung. Die Kosten betrugen 100 Millionen M. Der Crotondamm zeigt schon einen Querschnitt, ähnlich den in Rheinland und Westfalen ausgeführten Sperrmauern. Der Querschnitt für die Talsperre bei Mauer unterhalb Hirschberg, dem ähnlich auch die Bauwerke bei Buchwald und Marklissa ausgeführt sind, ist der stärkste.

Wenn man dächte, eine sichere Mauer zu schaffen, sei nicht schwer, daß dieselbe umso besser, je dicker man sie mache, so ist das ein Irrtum. Würde man über eine gewisse Grenze der Sicherheit hinausgehen, dann würde man bei zu starken und sehr hohen Mauern eine viel zu große Beanspruchung des Untergrundes herbeiführen, und auch diese hat ihre Grenzen. Die Talsperre bei Marklissa ist der größeren Sicherheit wegen so konstruiert, daß der denkbar ungünstigste Fall angenommen wurde, daß nämlich der von unten gegen die Mauer wirkende vertikal nach oben gerichtete Wasserdruck aus dem Staubecken in Rechnung gestellt wurde. Um einen Begriff zu geben von der Größe der wirkenden Kräfte, sei erwähnt, daß der gesamte horizontale Wasserdruck, welcher gegen die für 50 Millionen cbm Stauinhalt errichtete Talsperre bei Mauer wirkt, rund 200 Millionen kg beträgt. Diese Kraftwirkung entspricht einer vertikalen Belastung von etwa 500 schwer beladenen Güterzügen.

Im allgemeinen wird eine so sehr weitgehende Sicherheit bei der Bestimmung der Mauerquerschnitte wie bei Marklissa nicht angenommen, und selbst Juze hat sich später auf den Standpunkt gestellt, daß es übertrieben und unwirtschaftlich sei, einen Wasserauftrieb in der Mauer anzunehmen. Alle Querschnitte werden so konstruiert, daß keine Zugspannungen im Mauerwerk auftreten, sich also auch keine klaffenden Fugen bilden können, in welche das Wasser eintreten kann. Es wird nämlich als Hauptforderung gestellt, daß die Mittellinie des Druckes im Kern, d. h. im mittleren Drittel der Breite verlaufen muß,

damit keine Zugspannungen entstehen. Die Druckspannung auf der Luftseite darf das Maß von 6 bis 10 kg/qcm nicht überschreiten. Dem horizontalen Druck des Wassers wirkt lediglich entgegen das Gewicht des Mauerwerks, das senkrecht nach unten wirkt. Diese beiden Kraftrichtungen setzen sich zu einer Resultierenden zusammen, die schräg bis in den felsigen Untergrund gerichtet ist. Wenn die Resultierende vollständig im mittleren Kern verbleibt, so können also Zugspannungen nicht auftreten, und es ist eine möglichst kleine und gleichmäßige Beanspruchung für die Flächeneinheit in den einzelnen Fugen und auf dem Felsuntergrund erzielt. Unsere deutschen Sperrmauern sind durchweg im Grundriß nach der Gewölbeform angelegt. Dadurch wird erreicht, daß eine große Reserve an Sicherheit vorhanden ist und außerdem Bewegungen im Mauerwerk, welche durch die Unterschiede in den Temperaturen und Druckverhältnissen bei wechselnden Wasserständen im Stau-becken auftreten, unschädlich gemacht werden. Bei gradliniger Ausführung der Mauern, wie sie in Frankreich mehrfach ausgeführt sind, zeigen sich bei Kälte zahlreiche Risse, weil sich das Mauerwerk zusammenzieht, während bei großer Wärme die zwischen festen Felsen eingespannten Mauern schlängelnde Formen annehmen.

Ist nun ein so aufgestellter Entwurf genehmigt, sind alle Vorverhandlungen, wie Grunderwerb usw. abgeschlossen, so kann mit dem Bau begonnen werden. Solche Bauvorgänge an den beiden Stauanlagen im Gebiete der Glaßer Neisse, die für uns wohl ein besonderes Interesse beanspruchen, seien in Folgendem geschildert. Die Bauvorgänge sind überall ziemlich gleich, ob es sich um einen kleineren oder größeren Bau handelt, ob die Ausführung 2, 3 oder 5 Jahre in Anspruch nimmt.

Die Wölfeltalsperre (s. anliegenden Querschnitt) ist unterhalb des Wölfelfalles in Wölfelsgrund errichtet und sperrt ein 25 qkm großes Niederschlagsgebiet ab. Für die örtliche Lage war die Gestaltung des Tales, welches unterhalb der Schlucht ein hinreichend großes Becken

freiläßt und sich unterhalb wieder durch steile Felshänge einschnürt, bestimmend.

Die Berechnungen ergaben bei höchstem Hochwasser eine sekundliche Abflußmenge von 90 cbm. Da die Wölfel im ausgebauten Zustande 35 cbm/sek. abfließen läßt, ohne auszuufern, so mußten 55 cbm/sek. zurückgehalten werden. Diese erforderten einen Beckeninhalte von nahezu 1 Million cbm. Die Sperrmauer ist mit 250 m Halbmesser nach der Wasserseite zu gekrümmt, oben ist sie 3 m, unten 20 m stark bei einer Höhe von 30 m. Mit dem Bau wurde Ende August 1905 begonnen. Zunächst wurden die im Staugelände gelegenen angekauften Gehöfte in Wohn- und Unterkunftsräume für Arbeiter eingerichtet, auf dem linken etwa 400 m oberhalb der Baustelle gelegenen Hange ein Steinbruch zur Gewinnung der Bausteine in gutem, festem Gneis angelegt, Transportbahnen verlegt und mit dem Bodenaushub für die Baugrube der Sperre begonnen. Unten in der Baugrube wurde verwitterter Porphyrt angetroffen, der etwa 2 m tief ausgebrochen und ausgesprengt werden mußte, bis der feste Felsen erreicht wurde. An den Hängen wurde erst in 2 bis 6 m Tiefe der feste Fels angetroffen.

Die Wölfel wurde in ein hölzernes Gerinne von 5 cbm/sek. Durchflußvermögen gefaßt und dasselbe mittelst hölzernen Gerüsts über die Baugrube hinweggeführt. Diese Überleitung gestattete einen ungehinderten Verkehr in der Baugrube und lieferte außerdem infolge des gewonnenen Gefälles von etwa 8 m die Betriebskraft für die Pumpen, die mittelst eines Wasserrades angetrieben wurden. Das in der Baugrube auftretende Drängwasser wurde durch einen oberhalb der Baugrube angelegten Abzugskanal zum Pumpensumpf geleitet. Im April 1906 war die Baugrube vollständig freigelegt. Vor Einbringen der Betonausgleichsschichten wurde die Felssohle sorgfältig gereinigt, mit einem Wasserstrahl von 25 m Druckhöhe abgespritzt und vorhandene Risse mit Zementmilch ausgegossen. An der Wasserseite wurde das Mauerwerk unmittelbar auf festen Felsen gesetzt, während an der

Luftseite und unter dem Sturzbecken die abfallende Felssohle durch Beton ausgeglichen wurde. Die Oberfläche des Betons wurde mit Absätzen versehen und so eine zu den resultierenden Kräften senkrechte Lagerfläche geschaffen, um die Druckkräfte annähernd senkrecht aufzunehmen. Der verwendete Beton hatte ein Mischungsverhältnis von 1 Teil Zement, 4 Teilen scharfem im Staugelände gewonnenen und gewaschenen Sand und 7 Teilen Gneisschotter von den Abfällen aus dem Steinbruch. Nach Fertigstellung der Betonarbeiten wurde sofort mit der Aufführung des Mauerwerks der Sperrmauer und der Umfassungsmauer des Sturzbettes begonnen und die Sohle des letzteren mit 50 cm starkem Steinpflaster in Zementmörtel abgedeckt. Die Bausteine wurden aus dem Steinbruche auf Feldbahnen zur Baugrube gefahren, sorgfältig mit dem Wasserstrahl abgespritzt und mit Drahtbürsten gereinigt und mittelst Holzrutschen in die Baugrube gebracht. Später bei steigendem Mauerwerk wurden die Transportbahnen auf den beiden Hangseiten eingebaut und die Materialien mit auf der Mauer verlegten Gleisen unmittelbar zur Verwendungsstelle geschafft. Der Mörtel bestand aus reinem Zementmörtel von 1 Teil Zement und 3 Teilen reingewaschenem scharfen Sand. Für das Mauerwerk an der Wasserseite in einer Stärke von 2 m gelangte ein Mörtel aus wasserdichtem Lux-Zement zur Verwendung; außerdem wurde die Wasserseite der Mauer bis zur Höhe des mittleren Durchlasses mit einem 25 mm starken Verputz aus Luxzementmörtel von 1 Teil Zement und 2 Teilen feinem Sand verputzt.

Um das in die Mauer etwa eindringende Sickerwasser unschädlich abzuführen, sind in der ganzen Ausdehnung derselben in einem Abstände von 1 m von der Wasserseite und in Entfernungen von 6 m von einander 80 mm starke Drainröhren in vertikaler Richtung eingemauert, welche etwa 3 m unter der Mauerkrone beginnen und einmünden in eine Sammelrohrleitung, die von der Mitte nach den Talhängen zu in die beiden Stollen für die Rohrleitungen hinabführt.

Die Mauerkrone ist 109 m lang, in der Mitte als 42 m breiter Überfall ausgebildet. Die an die Talhänge anschließenden beiderseitigen um 1,2 m höher liegenden Teile sind wasserseitig mit einer Brüstung aus roh bossierten Steinen luftseitig mit eisernem Geländer zwischen massigen Steinpfeilern versehen.

Zur Entlastung des Sammelbeckens dienen zwei untere durch Schieber verschließbare Rohrdurchlässe, welche das gewöhnliche Niedrigwasser abführen, und ein 12 m unter Mauerkrone liegender, zuerst frei, jetzt aber nachträglich auch verschließbar gemachter Durchlaß, der erst in Tätigkeit treten soll, wenn das Becken fast gefüllt ist. Diese nachträgliche Anbringung von Schieberverschlüssen an den mittleren und Grundablässen bei allen Stauweihern ist erfolgt, damit man die Regelung des Abflusses vollständig in der Hand hat, und auch bei kleinerem Hochwasser nicht die ganze unschädliche Wassermenge zum Abfluß gelangt. Das Äußere der Mauer ist in wenig bearbeiteten, aber sorgfältig vermauerten Steinen hergestellt. Während der Hochwasserüberfall aus Schichtenmauerwerk ausgeführt ist, sind die Seitenteile der Sperrmauer aus Cyclopenmauerwerk mit stark hervortretenden Bändern hergestellt. Die Zugänge zu den Schieberkammern sind durch Ausbauten gekennzeichnet. Der Stau bei gefülltem Becken umfaßt eine Fläche von 8,5 ha. An Mauerwerk sind 20 000 cbm erforderlich gewesen. Die Kosten betragen für die gesamte Anlage einschließlich aller Nebenarbeiten 540 000 M.

Das zweite im Gebiet der Gläzer Neisse ausgeführte Staubecken befindet sich an der Mohre, einem Nebenfluß der Landecker Biele, oberhalb Seitenberg. Die Stauanlage besteht hier aus einem Erddamm mit einem in der Mitte liegenden massiven Überfallbauwerk. Es ist schon erwähnt, daß bei uns in Deutschland Erddämme nicht gern über 18 m hoch ausgeführt werden, während in andern Ländern dies Maß weit überschritten wird.

Auch bei solchen Dämmen sind im Auslande Zerstörungen vorgekommen, die aber auch nur auf Leichtsinn

zurückzuführen sind. Im Mai 1889 brach der Staudamm im South Fork-Tale oberhalb Johnstown in Pennsylvanien. Der Wasserspiegel des Sees umfaßte eine Fläche von 162 ha, während sein Inhalt bei einer Höhe der Sperre von 22 m etwa 20 Millionen cbm betrug. Bei dem Unglück sind etwa 4000 Menschen umgekommen. Der Verlust an Eigentum wurde auf 35 Millionen Dollars geschätzt. Die Anlage war für die Speisung eines Kanals ausgeführt in den Jahren 1840—52, wurde dann aber nur 6 Jahre benutzt und unterlag dann bis 1880, also 22 Jahre hindurch, keiner Aufsicht mehr. In diesem Jahre wurde erst ein bereits im Jahre 1862 entstandener kleinerer Bruch ausgebessert, dabei wurden aber die Grundablaßröhren beseitigt und der Hochwasser-Überlauf bedeutend verengt. Die Arbeiten müssen wohl nicht sachgemäß ausgeführt worden sein, denn der Damm zeigte nachher in der Mitte eine Sackung von 1 m. All dieses führte dazu, daß der Damm nach einem wolkenbruchartigen Regen überströmte und vollständig zerstört wurde.

Der Mohrestauweiher liegt 2 km oberhalb der am Bahnhof Seitenberg liegenden Einmündung der Mohre in die Landecker Biele. Die Größe des Niederschlagsgebietes ist hier 51,3 qkm. Der Zufluß bei Hochwasser ist zu 103 cbm/sek. berechnet, wovon 35 cbm unschädlich abfließen können, also 68 cbm zurückgehalten werden müssen. Der Staubeckeninhalt beträgt 1,2 Millionen cbm bei einer Überstauungsfläche von 24 ha. Dieses Becken hält die schädliche Hochwassermenge 5—6 Stunden zurück, in welcher Zeit die Hochwasserwelle der Landecker Biele in den meisten Fällen schon abgelaufen ist.

Mit den Arbeiten wurde im April 1906 begonnen. Der Bauvorgang ist ziemlich derselbe wie bei der Wölfeltalsperre, nur konnte hier keine Überleitung des Wassers über die Baugrube hinweg erfolgen, sondern es wurde das Bauwerk in 2 Teilen aufgeführt: zuerst die rechte Hälfte mit Einschluß der beiden Grundablaßröhren, durch welche dann später das Wasser der Mohre geleitet wurde, als mit der Ausschachtung der linken Baugrube begonnen

wurde. Die zu vermauernden Steine mußten aus 3 km Entfernung mit Lastwagen herangefahren werden. Um diese Steine und den Felsen am Grunde der Baugrube mit Druckwasser abspritzen zu können, war ein besonderes Gerüst für einen Wasserbehälter aufgeführt worden, in welchen das Wasser erst hinaufgepumpt wurde. Die Herstellung des Mauerwerks durch eine Unternehmerfirma erfolgte in Schichtenmauerwerk für die Ansichtsflächen, für die von den Anschüttungen verdeckten Flächen in Cyclophenmauerwerk. Der 8 m unter der Überfallkrone befindliche Durchlaß, welcher zuerst offen hergestellt wurde, ist nachträglich auch mit einer eisernen Verschlusvorrichtung versehen worden. In Höhe der Flußsohle liegen 2 eiserne nicht verschließbare Rohrdurchlässe von je 0,70 m Durchmesser. Ganz in Tätigkeit wird der mittlere Durchlaß nur bei höchstem Hochwasser gesetzt, wenn das Wasser über den Überfall zu treten droht.

Gleichzeitig mit dem Mauern wurde auch die Dammschüttung auf dem linken Ufer in Angriff genommen. Zuerst wurde auf der ganzen Fläche, auf welcher der Dammfuß ruhte, die Mutterbodenschicht abgehoben und 3 m von der Dammkante an der Wasserseite ein 1 m tiefer Graben ausgehoben zum besseren Eingreifen der Schüttung in den Untergrund. Da das gesamte im Staubeckengebiet gewonnene Schüttungsmaterial aus fettem tonigen Boden bestand, so konnte von einem sonst üblichen Tonkern Abstand genommen werden. Die Anfuhr der Bodenmassen erfolgte zuerst durch Unternehmer, später im Eigenbetriebe auf Transportgleisen mit Lokomotivbetrieb, auf der rechten Seite zuerst mit Menschen und Pferden, später auch mit Lokomotive. Gefördert wurden 70000 cbm. Die Schüttung erfolgte in Schichten von 30 bis 40 cm Stärke, die fortwährend abgewalzt und gestampft wurden. Die größeren Steine in den Erdmassen wurden sämtlich entfernt.

Die Maurerarbeiten waren im November 1907, die Dammschüttungen im August 1908 vollendet. Die Dämme, welche bei 4 m Kronenbreite wasserseitig mit

einer 4fachen, luftseitig mit einer 2fachen Böschung angelegt, sind mit einer Grasnarbe versehen. Nur die beiden Erdkegel am Einlauf zu den Grundablässen sind mit starkem Pflaster in Zementmörtel befestigt. Die Kosten für die gesamte Anlage haben 325 000 M. betragen.

Dies sind die beiden Staubecken, welche bisher im Gebiete der Gläzer Neisse zur Ausführung gekommen sind. Da weitere Geldmittel für den Ausbau bewilligt werden sollen, so ist auch noch der Bau eines anderen Beckens im Lauterbader Wasser unterhalb Mittelwalde vorgesehen. Außer diesen nur dem Hochwasserschutz dienenden Becken soll zwecks Aufhöhung des Niedrigwassers der Oder in den wasserarmen Monaten des Jahres am Mittellaufe der Neisse oberhalb Ottmachau ein großes Staubecken von 120 Millionen cbm Inhalt ausgeführt werden, das einen Flächenraum von 1880 ha bedecken würde bei einer größten Wassertiefe von 18 m. Als Hochwasserschutzraum wird in diesem Becken ein Raum für 50 Millionen cbm freigehalten werden.

Gehen wir nun weiter in das Gebiet der Hozenplotz. Hier ist ein größerer Stauweiher angelegt an der österreichischen Grenze oberhalb Arnoldsdorf am Goldbach, einem Quellfluß der Hozenplotz. Ein großer Teil des angestauten Sees überflutet österreichisches Gelände, welches daher angekauft werden mußte. Das Niederschlagsgebiet des Goldbachs ist hier 50 qkm groß. Die Abflußmenge beträgt bei Hochwasser 145 cbm, von denen 65 cbm unschädlich abfließen können und 80 cbm zurückgehalten werden. Das Abschlußbauwerk besteht aus einem Erdamm und einem massiven Ueberfallbauwerk mit den nötigen Entlastungsvorrichtungen. Der Damm, dessen Krone 1,3 m über der Überfallkante liegt, zeigt dasselbe Profil wie bei Seitenberg. Das Überfallbauwerk lehnt sich gegen den linksseitigen Felshang des Goldbachufers und ist rechts durch einen schrägen und einen zackenförmigen Flügel an den Damm angeschlossen. In die Mauer sind 3 Durchlässe in verschiedenen Höhen eingebaut. Die beiden in der Mitte des Bauwerks liegenden Durchlässe sind im

Stande, bei gefülltem Becken die unschädliche Wassermenge abzuführen; der seitliche verschließbare Rohrdurchlaß dient als Entlastung des Beckens bei Überströmung des Überfalls. Alle übrigen Angaben über diese und die noch erwähnten Stauanlagen sind aus der beigefügten Zusammenstellung der Stauweiheranlagen zu entnehmen.

Zur Zurückhaltung des Wassers im Oberlaufe der Weistritz ist jetzt mit dem Bau einer großen Talsperre begonnen worden. Dieselbe liegt an der engsten Stelle des Weistritztals am Ausgange des Schlesiertales an der Grenze des Kreises Schweidnitz und Waldenburg. Die größte Hochwassermenge ist auf 120 cbm ermittelt, davon können 20 cbm unschädlich abgeführt werden, während 100 cbm zurückgehalten werden müßten. Hierfür würde ein Beckeninhalt von 2 Millionen cbm erforderlich sein. Die zur Ausführung kommende Sperre wird aber einen See von 8 Millionen cbm Inhalt anstauen, wovon 6 Millionen für einen Nutzwasserraum zur industriellen Verwertung der Wasserkräfte und 2 Millionen für den Hochwasserschutzraum entfallen. Der Stausee erstreckt sich 3,2 km im Tale aufwärts. Die Sperrmauer ist im Grundriß nach einem Halbmesser von 250 m gekrümmt. In Höhe des 8 Millionen cbm Stauspiegels wird die Mauer auf 50 m Länge als Hochwasserüberlauf ausgebildet, der zur Entlastung des Beckens in dem Falle dienen soll, daß übergroße Wassermengen bei lang anhaltenden Niederschlägen zufließen sollten. In Höhe der Flußsohle sind 2 verschließbare Rohrdurchlässe angeordnet, die einerseits den Stau für das Nutzwasserbecken halten, andererseits die unschädliche Wassermenge von 20 cbm abführen sollen. Außerdem werden am rechtsseitigen Hange ein oder zwei verschließbare Röhren zur dauernden Ableitung des Wassers zu Kraftzwecken angelegt werden.

Im Gebiete der Katzbach sind 2 Sammelbecken hergestellt, deren Staudammanlagen sich wesentlich von den beiden bereits beschriebenen Dämmen unterscheiden. Im Quellgebiet der Wütenden Neiße oberhalb Bolkenhain bei Kl.-Waltersdorf ist ein Becken von 860 000 cbm Inhalt

geschaffen. Das Stauwerk liegt 1 km oberhalb der Mündung des Röhrsdorfer Wassers. Der zur Ausführung gekommene Damm ist gradlinig zwischen den beiden Talhängen geschüttet und hat in der Krone eine Länge von 145 m bei einer Breite von 4 m. Wasserseitig ist die zweifach gehaltene Dammböschung mit Steinen abgepflastert, während die luftseitige Böschung im oberen Teile mit 3facher, im untern Teile mit 4facher Anlage versehen und berast ist. Als Entlastungsvorrichtung dient ein aus einem eisernem Rohr von 75 cm Durchmesser bestehender verschließbarer Grundablaß und ein Hochwasserüberfall, beide auf dem rechten Talhange. Der Überfall ist ein kaskadenartig gemauertes Gerinne von 6,6 m Breite, über welches der über die Krone des Dammes führende Weg mittelst gewölbter Brücke geführt ist.

Ganz ähnlich ist die Sperre oberhalb Schönau a. K. Zuerst war hier eine massive Talsperre geplant. Als man jedoch bei Ausschachtung der Baugrube 6 m unter der Bachsohle noch nicht auf festen Fels stieß, wurde dieser Plan aufgegeben und zur Ausführung eines Erddammes mit massivem Ueberfallbauwerk geschritten.

Wird durch die vorgenannten Staubecken in der Hauptsache ein Schutz für den dicht unterhalb derselben gelegenen Städte und der meist längs des Flusses liegenden dicht bebauten Ortschaften erzielt, so ist der möglichst vollständige Hochwasserschutz des ganzen unterliegenden Flußgebietes durch die Sperranlagen im Boberquellgebiete und im Gebiete des Queis erreicht. Im Bobergebiet war es möglich, das gesamte Quellgebiet abzufangen und so das wohlhabende gutbebaute Hirschberger Tal zu schützen und das ganze Bobergebiet zu entlasten.

An Stauweiher-Anlagen sind an den Nebenflüssen des Bobers 4 zur Ausführung gekommen. Im Ziedergebiet oberhalb Grüssau sind zwei übereinanderliegende Becken in gleicher Anordnung wie bei Schönau und Kl.-Waltersdorf hergestellt.

Die Anlage bei Erdmannsdorf an der Großen Lomnitz, dem gefährlichsten Zufluß des Bobers, hat infolge der

örtlichen Verhältnisse eine gegen die andern abweichende Anordnung erhalten. Ein großer Teil des 105 ha großen Stauweiher-Geländes liegt tiefer als das Bett der Lomnitz und wird durch eine Chaussee vom Bachlaufe getrennt. Die aufzustauenden Wassermengen müssen daher durch eine besondere Einlaufmulde unter der Straße hindurch in das Staubecken eingeleitet werden. Zum Leeren des Beckens ist eine besondere Entlastungsvorrichtung an der tiefsten Stelle erforderlich.

Das Niederschlagsgebiet ist 50 qkm groß. In seinem oberen Teile liegen die steilsten und niederschlagsreichsten Hänge des Riesengebirges. Das Staubecken nimmt 3 Millionen cbm auf, etwa 75 % des Katastrophenhochwassers. Die übrige Wassermenge fließt durch einen Durchlaß und über ein Überfallwehr ab.

Im Gebiete des Gr.-Zacken sind die Staudämme bei Herischdorf und Warmbrunn erbaut. Beide Dämme haben den gleichen Querschnitt wie der Seitenberger Staudamm und gleich ausgebildete Überfallbauwerke. Die Staubecken haben jedoch einen weit größeren Inhalt. Der 1500 m lange Damm bei Herischdorf am Heidewasser ist ganz gradlinig ausgeführt. Der Warmbrunner 3 km lange Staudamm ist mehrfach gekrümmt.

Ein weiterer Staudamm ist dann noch erbaut im Queisgebiet im Langwasser bei Friedeberg.

An Talsperren, also massiven Staumauern sind im Bober- und Queisgebiete 3 erbaut. Eine kleinere bei Buchwald im Bober besteht aus einer Betonmauer von 12,5 m Höhe mit verschließbarem Grundablaß und Hochwasserüberfall auf der linken Seite der Mauer mit Kaskadengerinne zum Flußbett.

Den weitaus wirksamsten Einfluß auf die Abschwächung der Hochwasserfluten haben die beiden großen Talsperren bei Marklissa im Queis und die im Bober bei Mauer.

Die etwa 2 $\frac{1}{2}$  km oberhalb Marklissa in den Jahren 1901—5 erbaute Talsperre hat bei 140 ha überstauter Fläche einen Beckeninhalt von 15 Millionen cbm. Es kann hier der schadenbringende Teil eines größten bisher be-

obachteten Hochwassers ganz zurückgehalten werden. Das Niederschlagsgebiet ist 303 qkm groß; der Zufluß beträgt 780 cbm/sek., von denen 110 cbm schadlos, also bordvoll, vom Queis abgeführt werden können. Die gewöhnlichen Hochwasser nehmen den Stauraum nur teilweise in Anspruch, und deshalb ist ein Raum von vorläufig 5—10 Million des Staubeckens als Nutzwasserbecken ausgebildet, welches zum Ausgleich des Wasserabflusses im Queis und zur Erzeugung eines 31,6 bis 37 m hohen Staudruckes für den Antrieb eines elektrischen Kraftwerkes ausgenützt werden kann. Auch dieser Nutzraum wird bei drohendem Hochwasser durch rechtzeitige Absenkung für den Hochwasserschutz mit herangezogen.

Die Sperrmauer ist ca. 40 m über der Sohle des Flußbettes und 45 m über dem tiefsten Punkt des festen Felsgrundes hoch und mit einem Krümmungshalbmesser von 250 m zwischen die steil anstehenden Felswände des Queistales gespannt. Die Krone der Mauer ist nur 130 m lang. Der Inhalt an Bruchsteinmauerwerk beträgt 64 000 cbm. Die Kosten für die Talsperre ohne Kraftwerk betragen  $3\frac{1}{4}$  Millionen Mk.

Die wasserseitige mit Zement-Traßmörtel abgeputzte und mit Siderostehn-Anstrich versehene Fläche ist, um sie vor Witterungseinflüssen zu schützen, durch eine Umarmelung aus einer aufgelösten Betonmauer geschützt, welche von der Mauerkrone auf 28,4 m herabgeht. Die nur durch 0,6—0,8 m starke kampfertartige Zwischenwände getrennten halbzyylinderförmigen Schächte des Betonmantels sind durch einen Fahrkorb befahrbar und gestatten die Beobachtung und Instandsetzung der Verputzflächen. Die Schächte stehen durch 10 cm weite Röhren untereinander und mit dem Staubecken in kommunizierender Verbindung, so daß sich in ihnen derselbe Wasserstand wie im Staubecken einstellt. Im unteren Teile ist der Verputz durch eine vorgestampfte Lehmschicht und eine Anschüttung geschützt.

Das Eigenartige der Marklissaer Talsperre liegt im wesentlichen in der Stollenanlage, mit welcher die Ent-

lastung des Staubeckens verbunden ist. Zwei Umlaufstollen von etwa 200 m Länge und 5,8 m Durchmesser im Lichten wurden zunächst für die Umleitung des Queis um die Baustelle der Sperrmauer während der Bauzeit ausgeführt und der Fluß unmittelbar unterhalb der Stolleneinläufe durch ein 7 m hohes Betonwehr abgedämmt. Nach Fertigstellung der Talsperre wurden die Umlaufstollen etwa 50 m unterhalb ihres Einlaufs unter Einfügung von Grundablaßrohren mit Schiebern zugemauert und dienen nun zur Abführung des an den Ueberläufen des Nutzwasserbeckens und des Hochwasserschutzbeckens abfließenden Wassers, indem dieses Wasser von den Ueberläufen durch Schächte den Umlaufstollen zugeführt wird.

Die Entlastungsanlagen des Nutzwasserbeckens sollen die sogen. unschädlichen Wassermengen bis zu 110 cbm selbsttätig von dem Zeitpunkte ab abführen, an dem das Staubecken mit 5 Millionen cbm gefüllt ist. Diese Menge muß auch während der größten Hochfluten abgeführt werden, wenn eine Ueberflutung der Hochwasser-Ueberläufe vermieden werden soll. Die Schächte der Hochwasser-Ueberläufe haben einen Durchmesser von 5 m. Die Schächte nach den unteren Ueberläufen einen Durchmesser von 4 m. Die Innenwände der Schächte und der anschließenden Stollen sind durch eine 8 bzw. 10 mm starke Blechhaut, die mit einer 60 cm starken Betonauskleidung verankert ist, gepanzert. Die Abstürzstellen des Wassers unter der Einmündung der Ueberlaufschächte sind mit Granitquadern ausgemauert.

Die oberen Ueberläufe des Hochwasser-Schutzbeckens sind auf die Abführung von zusammen 428 cbm/sek. eingerichtet. Die Geschwindigkeit der abfließenden derartig großen Wassermassen wird bis über 20 m/sek. betragen.

Das Triebwasser für das Kraftwerk wird aus dem Staubecken teils vermittelt zweier Druckrohrleitungen von 1200 mm Durchmesser, welche in zwei Kanälen durch die Sperrmauer geführt sind, entnommen und dem etwa 100 m unterhalb der Sperrmauer gelegenen elektrischen Kraftwerke zugeführt. Vor dem Werke vereinigen sich die

beiden Rohre zu einem Hauptrohr von 1700 mm Durchmesser, an welches drei Francis-Spiral-Turbinen zu je 700 bis 820 PS. angeschlossen sind. Eine dieser Turbinen dient zur Aushilfe. Zwei weitere Turbinen von je 700 PS. sind mit besonderen Zuleitungsrohren an einen kleinen durch die rechte Berglehne getriebenen Stollen von 2,3 m lichter Weite angeschlossen. Das Kraftwerk ist somit bei vollem Ausbau mit fünf gleichen Turbinen von zusammen 3500 PS. bei mittlerem Gefälle ausgerüstet, so daß die höchste Kraftleistung bei Belastung einer Turbine als Aushilfe 2800 PS. bei mittlerem Wasserstande im Staubecken beträgt. — Weiter hier einzugehen auf die elektrischen Anlagen des Kraftwerkes dürfte zu weit führen.

Die Talsperre bei Mauer, mit deren Bau 1906 begonnen wurde und deren Fertigstellung in diesem Jahre erfolgt, liegt in der Luftlinie gemessen, 10 km boberabwärts von Hirschberg an einer Stelle im Bobertal, welche mit ihren näher aneinander tretenden über 100 m hohen steilen Felswänden schon von Natur aus dafür geschaffen erscheint.

Das Niederschlagsgebiet an dieser Stelle hat eine Ausdehnung von 1210 qkm. Der Stauraum wird eine Oberfläche von 290 ha mit einer Länge von 8,5 km im Bober aufwärts gemessen haben. Mit einem Fassungsraum von 50 Millionen cbm wird diese Talsperre eine der größten in Europa sein.

Die Sperrmauer ist im Grundriß gewölbeförmig mit einem Krümmungshalbmesser von 250 m angelegt, so daß der am meisten beanspruchte mittlere Teil der Mauer entlastet und ein Teil dieser Belastung auf die seitlichen Felswände übertragen wird. An Mauerwerk sind rund 250 000 cbm Bruchsteinmauerwerk erforderlich. Die Arbeiten sind wie bei Marklissa der Firma B. Liebold & Comp. A.-G., Holzminden übertragen. Die Kosten der Talsperre werden sich auf 8,5 Mill. Mk. belaufen ohne das Kraftwerk. Wasserseitig wird die Ansichtsfläche mit einer 5 cm starken, fetten Zement-Traßmörtel-Schicht überzogen, die im oberen Teile zum Schutze gegen Witterungseinflüsse durch eine

einfache glatt vorgemauerte Schutzmauer von 70 cm Stärke gesichert wird.

Um den Bau ausführen zu können, mußte zunächst die Umleitung des Bobers durch einen im Felsausbruch 9 m breiten und 7 m hohen Tunnel durch den Bergrücken am rechten Ufer erfolgen. Dann wurden oberhalb der Baustelle der Sperrmauer ein 9 m hohes Wehr zur Umleitung des Bobers und unterhalb der Baustelle ein Rückstauwehr zum Schutze der Baugrube errichtet. Nach Fertigstellung der Sperrmauer wird der Tunnel in der Mitte auf 20 m Länge zugemauert und in diese Abmauerung werden 3 Rohrdurchlässe von je 1,5 m Lichtweite wie bei Marklissa und ebenso am Grunde der Sperrmauer selbst 2 Rohrdurchlässe von gleicher Weite zwecks Entleerung des Staubeckens angelegt. Sämtliche Rohre haben doppelten Schieberverschluß. Für die Bedienung der Schieber in dem Umlaufstollen ist ein senkrechter Schacht vom Tunnel bis über den höchsten Stauspiegel des Beckens hinaus durch den Fels emporgetrieben. Die 5 Rohre können die unschädliche Wassermenge von rund 250 cbm/sek. abführen. Um schließlich einer Ueberflutung der Sperre auch bei unberechenbaren Fällen vorzubeugen, wird oben am linken Flügel der Sperrmauer ein freier Ueberfall angelegt, von welchem aus das Wasser den von losen Bodenmassen freigelegten Felsgang hinunter zum Abfluß gelangen kann.

Ein Teil des Staubeckens, nämlich ein Raum von 20 bis 30 Millionen cbm, wird außer für die Zwecke des Hochwasserschutzes auch noch für den Antrieb eines Kraftwerkes zur Erzeugung elektrischen Stromes, wie an der Talsperre in Marklissa, ausgenützt werden. Das Kraftwerk kommt unmittelbar unterhalb der Sperrmauer zur Ausführung. Es gelangen in demselben 4 Turbinen-Aggregate von 1500 bei mittlerem, bis 2000 PS. bei höchstem Gefälle zur Aufstellung, so daß im ganzen eine Höchstleistung von 6000—8000 PS. in den Stunden des höchsten Kraftbedarfes erzeugt werden kann. Den Turbinen wird das Wasser durch 4 in der Sperrmauer angelegte Kanäle von

1,68 m Durchmesser die am luftseitigen Ende in geschweißte Rohre von 1,62 m Durchmesser ausmünden, zugeleitet.

Von den Kraftwerken aus wird nun ein großes Gebiet mit elektrischem Strom versehen werden. Die Ausdehnung des Fernleitungsnetzes erstreckt sich von der böhmischen Grenze; d. h. vom Kamme des Riesen- und Isergebirges (Schreiberhau—Rabischau nach Norden zu schon jetzt bis Bunzlau bzw. Kauffung) nach Osten zu bis hinter Schmiedeberg und nach Westen zu hinein in den Görlitzer Kreis bis dicht vor Görlitz. Eine weitere Ausdehnung dieses Netzes ist noch nach der Gegend von Goldberg, Haynau und evtl. auch nach Liegnitz in Aussicht genommen. Es sind bis jetzt 11 Städte und 78 Dörfer an das Fernleitungsnetz angeschlossen.

Unmittelbar an dieses Versorgungsgebiet der Elektrizitätswerke des Provinzialverbandes von Schlesien grenzt nach Osten zu das Interessengebiet des Elektrizitätswerkes der Niederschlesischen Elektrizitäts- und Kleinbahn-Aktien-Gesellschaft zu Waldenburg i. Schl.

An diese beiden anschließend wird ein neues Versorgungsgebiet entstehen durch das geplante Elektrizitätswerk an der jetzt im Bau befindlichen Talsperre im Schlesiertale oberhalb Schweidnitz.

So sehen wir, daß durch den Bau der Talsperren nicht nur ein weitgehender Hochwasserschutz erreicht wird, sondern auch Vorteile auf anderen Gebieten geschaffen werden, die für die wirtschaftliche Entwicklung unserer Provinz Schlesien von der allergrößten Bedeutung sind.





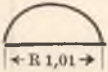

---

## Zusammenstellung der Tal-

Nr.	Talsperre bezw. Stauweiher bei	Fluß	Nieder- schlagsgebiet qkm, Zufluß in cbm/sek und in cbm/qkm/sek	Stauinhalt bis	Höhen		Ueber- staute Fläche in Höhe des Ueber- falls in ha
				1. Nutz- wasser- spiegel, 2. Ueberfall- kante, 3. Höchster Stau- spiegel  Mill. cbm	1. Krone, 2. Höchster Stau, 3. Ueberfall, 4. Sohle, 5. Funda- ment  Ord. + N. N.	Unter- schied  m	
1.	Arnoldsdorf (Staudamm)	Goldbach (Hogen- plog)	50 145 2,9	1. — 2. 2,22 3. 2,57	1. 379,3 2. 378,6 3. 378 4. 363,82 5. 361	0,7 0,6 14,18 2,82	55,8
2.	Seitenberg (Staudamm)	Mohre (Landeck. Biele), (Glaßer Neisse)	51,5 103 2	1. — 2. 1,15 3. 1,40	1. 518,76 2. 518,46 3. 517,46 4. 502,29 5. 502,00	0,3 1,0 15,17 2,29	25,0
3.	Wölfelsgrund (Sperrmauer)	Wölfel (Glaßer Neisse)	24,9 90 3,6	1. — 2. 0,79 3. 0,83	1. 525,15 2. 524,55 3. 523,95 4. 499,16 5. 494,50	0,6 0,6 25 4,2	8,06



## sperren und Staubecken.

Länge des Bau- wer- kes — Krüm- mungs- radius	Entlastungsvorrichtungen		Gesamt- kosten	Ein- heits- preis pro cbm Wasser	Bau- zeit
	Durchlässe	Ueberfall			
630	<p>1. Grundablaß, ver- schließbar</p>  <p><math>F = 2,38 \text{ qm}</math>, <math>Q = 35 \text{ cbm/}</math> <math>\text{sek.}</math> Sohle auf Ord. + 363,82</p> <p>2. Oberer Durchlaß, offen</p>  <p><math>F = 1,80 \text{ qm}</math> <math>Q = 15 \text{ cbm/}</math> <math>\text{sek.}</math> Schwerp. auf + 373,4</p> <p>3. Rohrdurchlaß, ver- schließbar</p>  <p><math>\varnothing 1,2 \text{ m}</math>, <math>F = 1,13 \text{ qm}</math>, <math>Q = 15,0 \text{ cbm/sek}</math>, Sohle auf + 365,82</p>	<p>Länge = 42,6 m, <math>Q = 50 \text{ cbm/sek}</math> bei 0,6 m Strahldicke</p>	600 000	0,27	1906 bis 1907
561	<p>1. Grundablaß, 2 Rohre offen</p>  <p><math>\varnothing 0,9 \text{ m}</math>, <math>F = 0,64 \text{ qm}</math>, <math>Q = 2. 9,7 = 19,4 \text{ cbm}</math>,</p> <p>2. Oberer Durchlaß verschließbar</p>  <p><math>F = 1,60 \text{ qm}</math>, <math>Q = 19,8 \text{ cbm}</math>.</p>	<p>Länge = 30 m, <math>Q = 76 \text{ cbm}</math> bei 1 m Strahldicke</p>	332 000	0,30	1906 bis 1907
112 250	<p>1. 2 verschließbare Grundablässe,</p>  <p>je <math>\varnothing 0,6 \text{ m}</math>, <math>Q = 2. 5,0 = 10,0 \text{ cbm/sek}</math></p>	<p>Überfall in der Mitte der Mauer Länge = 45 m, <math>Q = 55 \text{ cbm}</math> bei 0,6 m Strahldicke</p>	580 000	0,73	1905 bis 1908

## Zusammenstellung der Tal-

Nr.	Talsperre bezw. Stauweiher bei	Fluß	Nieder- schlagsgebiet qkm, Zufluß in cbm sek und in cbm qkm sek	Stauinhalt bis 1. Nutz- wasser- spiegel, 2. Ueberfall- kante, 3. Höchster Stau- spiegel Mill cbm	Höhen		Ueber- staute Fläche in Höhe des Ueber- falls in ha
					1. Krone, 2. Höchster Stau, 3. Ueberfall, 4. Sohle, 5. Funda- ment Ord. + N N.	Unter- schied m	
4.	Breitenhain (Sperrmauer)	Weistritz	148 120 0 81	1. 6,0 2. 8,0 3. 8,4	1. 352,0 2. 350,7 3. 350,0 4. 313,0 5. 308,0	1,3 0,7 37,0 5,0	51,0
5.	Kl.-Waltersdorf (Staudamm)	Röhrs- dorfer Wasser (Katzbach)	19,07 54 2,82	1. — 2. 0,735 3. 0,87	1. 339,5 2. 338,5 3. 337,9 4. 325,9 5. 323,7	1 0,6 12 2,2	20,6
6.	Schönau (Staudamm)	Steinbach (Katzbach)	39 78 2	1. — 2. 1,6 3. 1,8	1. 283,6 2. 282,1 3. 281,5 4. 264,15 5. 262,35	1,5 0,6 17,35 1,8	28,4

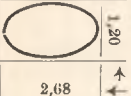
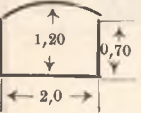
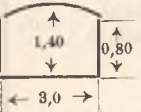
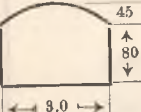
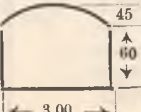
## sperren und Staubecken.

Länge des Bau- wer- kes  Krüm- mungs- radius  m	Entlastungsvorrichtungen		Gesamt- kosten	Ein- heits- preis pro cbm Wasser	Bau- zeit
	Durchlässe	Ueberfall			
	2. Oberer Durchlaß, verschließbar ⊙ 1,12 m, F = 1,0 qm, Q = 15 cbm/sek				
230 250	1. 2 verschließbare Grundablaßrohre, je 0,8 m ⊙ Q = 2 · 10 = 20 cbm  2. 4 verschließbare Durchlaßrohre, je 1,0 m ⊙ auf + 332,50 Q = 4 · 12,5 = 50 cbm	Länge = 40 m, Q = 60 cbm bei 0,7 m Strahldicke	3250 000	0,406	Bau- be- ginn Sept. 1911
137 —	Grundablaß, 2 ver- schließbare Rohrdurch- lässe ⊙ 0,7 m, auf Ord. + 325,9 im Einlauf des Umlei- tungskanals eingemauert	Länge = 21,3 m, Q = 25 cbm	200 000	0,27	1908 bis 1911
127	1. Grundablaß, offen, ⊙ 0,9 m, F = 0,64 qm, Q = 10 cbm/sek, Sohle auf + 264,35  2. Oberer Durchlaß, verschließbar ⊙ 1,45 m, F = 1,65 qm, Q = 14 cbm/sek, Sohle auf + 274 N. N.	Länge = 20 m, Q = 24 cbm/sek bei 0,6 m Strahldicke	397 000	0,23	1907 bis 1911

## Zusammenstellung der Tal-

Nr.	Talsperre bezw. Stauweiher bei	Fluß	Nieder- schlagsgebiet qkm, Zufluß in cbm/sek und in cbm/qkm/sek	Stauinhalt bis	Höhen		Ueber- staute Fläche in Höhe des Ueber- falls in
				1. Nutz- wasser- spiegel, 2. Ueberfall- kante, 3. Höchster Stau- spiegel	1. Krone 2. Höchster Stau, 3. Ueberfall 4. Sohle, 5. Funda- ment	Unter- schied	
				Mill. cbm	Ord. + N. N.	m	ha
7.	Buchwald (Sperrmauer)	Bober	59 120 2	1. — 2. 2,16 3. 2,65	1. 526,8 2. 525,6 3. 524,8 4. 512,3 5. 500	1,2 0,8 12,5 12,3	56,5
8.	Grüssau (2 Staudämme) übereinander)	Zieder (Bober)	I. 36,5 II. 57,7 I. 73 II. 115,4 I. 2 II. 2	I. 2. 0,35 3. 0,61 II. 2. 0,35 3. 0,52	I. 1. 470 2. 469,2 3. 468,6 4. 465,25 5. 464,24 II. 1. 467,8 2. 467 3. 466,4 4. 461,46 5. 460,46	0,8 0,6 3,36 1 0,8 0,6 4,94 1	I. 25,5 II. 25,4
9.	Erdmannsdorf (Staudamm)	Große Lomnitz (Bober)	50	3 bis Über- fallkante gefüllt	1. 398,8 2. 398,1 3. 397,5 4. 394,1 5. 392,1	0,7 0,6 3,4 2	94,3


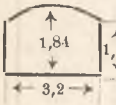
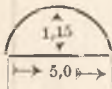
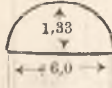

## sperren und Staubecken.

Länge des Bau- wer- kes — Krüm- mungs- radius m	Entlastungsvorrichtungen		Gesamt- kosten	Ein- heits- preis pro cbm Wasser	Bau- zeit
	Durchlässe	Ueberfall			
230 250	<p>Verschließbarer Grundablaß</p> <p><math>F = 2,51 \text{ qm}</math>, <math>Q = 30 \text{ cbm/sek}</math>, Sohle auf + 512,3 N. N.</p> 	<p>Auf der linken Seite der Mauer mit Kaskadengerinne zum Flußbett</p> <p>Breite = 50 m, <math>Q = 90 \text{ cbm/sek}</math> bei 0,8 m Strahldicke</p>	1,05 Mill.	0,5	1903 bis 1905
I. 454 II. 244	<p>I. Grundablaß</p> <p><math>F = 2,1 \text{ qm}</math>, <math>Q = 12 \text{ cbm}</math>, Sohle auf + 465,24</p>  <p>II. Grundablaß</p> <p><math>F = 3,6 \text{ qm}</math>, <math>Q = 20 \text{ cbm}</math>, Sohle auf + 461,46 N. N. beide verschließbar</p> 	<p>I. Länge = 53,4 m, <math>Q = 63 \text{ cbm/sek}</math> bei 0,6 m Strahldicke</p> <p>II. Länge = 81,5 m, <math>Q = 96 \text{ cbm}</math> bei 0,6 m Strahldicke</p>	376 000	0,54	1904 bis 1906
1520 —	<p>1. Unterer Durchlaß,</p> <p><math>F = 3,3 \text{ qm}</math>, <math>Q = 20 \text{ cbm}</math>, Sohle auf + 394,1</p>  <p>2. Oberer Durchlaß</p> <p><math>F = 2,70</math>, <math>Q = 15 \text{ cbm}</math>, Sohle auf + 395 beide verschließbar</p> 	<p>Länge = 88 m, <math>Q = 100 \text{ cbm/sek}</math> bei 0,6 m Strahldicke</p>	1157 000	0,385	Im Bau seit 1910

## Zusammenstellung der Tal-

Nr.	Talsperre bezw. Stauweiher bei	Fluß	Nieder- schlagsgebiet qkm, Zufluß in cbm/sek und in cbm/qkm sek	Stauinhalt bis 1. Nutz- wasser- spiegel, 2. Ueberfall- kante, 3. Höchster Stau- spiegel Mill. cbm	Höhen		Ueber- staute Fläche in Höhe des Ueber- falls in ha
					1. Krone 2. Höchster Stau, 3. Ueberfall 4. Sohle, 5. Funda- ment Ord. + N. N	Unter- schied m	
10.	Herischdorf (Staudamm)	Heide- wasser (Zacken) (Bober)	92 303,6 3,2	1. — 2. 3,91 3. 4,93	1. 346,8 2. 346 3. 345,5 4. 338,4 5. 333,5	0,8 0,5 7,1 4,9	205
11.	Warmbrunn (Staudamm)	Zacken (Bober)	118,8 345 2,9	1. — 2. 5,46 3. 6,45	1. 356,5 2. 355,8 3. 355,2 4. 345,5 5. 334,75	0,7 0,6 9,7 8,05	165,5
12.	Mauer (Sperrmauer)	Bober	1210 1300 1,07	1. 20 2. 50 3. —	1. 288,5 2. — 3. 286,7 4. 236,75 5. 228,2 6. Nutz- wasser- spiegel 269,3	49,95 8,55	127 in Höhe des Nutz- staues 250 in Höhe des höchsten Staues


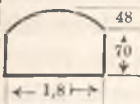


## sperren und Staubecken.

Länge des Bau- wer- kes  Krüm- mungs- radius  m	Entlastungsvorrichtungen		Gesamt- kosten	Ein- heits- preis pro cbm Wasser	Bau- zeit
	Durchlässe	Ueberfall			
	3. Leerlauf im Becken,  $\varnothing 1,52$ m, $F = 1,8$ qm, $Q = 15$ cbm/sek, Sohle auf + 389 N. N. verschließbar eingerichtet				
1500 —	Grundablaß  $F = 55,6$ qm, $Q = 50$ cbm/sek, Sohle auf + 338,4 N. N. verschließbar	Länge = 57 m, $Q = 50$ cbm bei 0,5 m Strahldicke	927 000	0,24	1904 bis 1907
3000	1. Grundablaß  $F = 4,5$ qm, $Q = 50$ cbm, Sohle auf + 345,50	Länge = 85 m, $Q = 100$ cbm bei 0,6 m Strahldicke	1500 000	0,27	1905 bis 1908
	2. Oberer Durchlaß,  $F = 6,26$ qm, $Q = 50$ cbm, Sohle auf + 351, beide offen				
295 250	1. 3 Grundablaßrohre im Umlaufstollen, ver- schließbar,  je $\varnothing 1,5$ m, $Q$ aller Rohre = 141 cbm/sek bei gefülltem Becken	Freier Überlauf in Höhe + 286,7 Länge = 87 m, $Q = 400$ cbm/sek bei 1,50 m Strahl- dicke	8 Mill. ohne Kraft- werk	0,16	1906 bis 1913

## Zusammenstellung der Tal-

Nr.	Talsperre bezw. Stauweiher bei	Fluß	Nieder- schlagsgebiet qkm, Zufluß in cbm/sek und in cbm/qkm/sek	Stauinhalt bis 1. Nutz- wasser- spiegel, 2. Ueberfall- kante, 3. Höchster Stau- spiegel Mill. cbm	Höhen		Ueber- staute Fläche in Höhe des Ueber- falls in ha
					1. Krone, 2. Höchster Stau, 3. Ueberfall, 4. Sohle, 5. Funda- ment Ord. + N. N.	Unter- schied m	
13.	Friedeberg (Staudamm)	Lang- wasser (Queis)	62,6 180 2,88	1. — 2. 3,4 3. 4,02	1. 356,6 2. 355,8 3. 355,2 4. 343,3 5. 340,7	0,8 0,6 11,9 2,6	270 in Kronen- höhe  94
14.	Marklissa (Sperrmauer)	Queis (Neben- fluß des Bober)	303 780 2,58	1. 5 2. 15 3. —	1. 282,6 2. 281,84 3. 280,4 4. 243,75 5. 237 6. Nut- wasser- spiegel auf 270,6	0,76 1,44 36,65 6,75	69 in Höhe des Nut- wasser- spiegels 133 in Höhe des Über- laufs.

## sperren und Staubecken.

Länge des Bau- wer- kes	Entlastungsvorrichtungen		Gesamt- kosten	Ein- heits- preis pro cbm Wasser	Bau- zeit
	Durchlässe	Ueberfall			
Krüm- mungs- radius					
640	<p>2. 2 Grundablaßrohre in der Sperrmauer, verschließbar   je <math>\varnothing</math> 1,5 m,  <math>Q = 85</math> cbm/sek. bei gefülltem Becken</p> <p>1. Grundablaß,   <math>F = 1,84</math> qm,  <math>Q = 22,4</math> cbm/sek,  Sohle auf + 343,3</p> <p>2. Verschließbarer Rohrdurchlaß auf Ord + 347,   <math>\varnothing</math> 1,33 m,  <math>F = 1,39</math> qm,  <math>Q = 17,6</math> cbm/sek</p>	<p>Länge = 45,5 m,  <math>Q = 120</math> cbm/sek  bei 1 m Strahldicke</p>	568 000	0,17	Im Bau seit 1909
150 125	<p>1. 6 Grundablaßrohre in den Umlaufstollen, verschließbar,   je + 1,1 m,  <math>F = 5,7</math> qm,  <math>Q = 116</math> cbm/sek bei Druckhöhe des Nutzwasserspiegels,  <math>Q = 136</math> cbm/sek bei der des vollen Beckens</p>	<p>1. 6 Entlastungsschützen  <math>F = 22,5</math> qm,  <math>Q = 110</math> cbm/sek bei einem Spiegel auf + 271,5 N. N.</p> <p>2. 2 freie Überläufe von je 68 m Länge in Höhe des höchsten Staues  <math>Q = 428</math> cbm/sek bei höchstem Stau.</p>	3,22 Mill. ohne Kraftwerk	0,21	1902 bis 1905

## Entstehung und Bedeutung der Wissenschaftlichen Gesellschaften in Schlesien.

Von Dr. Oswald May, Königl. Gymnasialdirektor.

Eine Geschichte der Wissenschaftlichen Gesellschaften Schlesiens zu schreiben, lag nicht in der Absicht des Verfassers, obwohl nach seiner Kenntnis der Dinge eine solche noch nicht vorhanden ist. Vielmehr will die folgende Darbietung nur als bescheidener Beitrag zu einer eingehenden und erschöpfenden Darstellung dieses Gegenstandes gelten, der ohne Zweifel die Teilnahme weiterer Kreise zu erregen und zu fesseln geeignet ist. Jedenfalls verdienen der ernste wissenschaftliche Sinn und das selbstlose geistige Schaffen, die sich in Schlesien schon in früher Zeit gastlicher Heimstätte und Pflege zu erfreuen hatten, Beachtung und Würdigung — selbst über die Marken unserer Provinz hinaus. Bestanden doch nach dem 35. Bericht der Philomathie in Neisse vom Jahre 1910 in Schlesien 18 auf wissenschaftlicher Grundlage fußende Vereinigungen gegenüber 26 Vereinen ähnlicher Natur in den übrigen Provinzen, mit denen die Neisser Philomathie im Schriftenaustausch steht. Mögen auch sonst an anderen Orten wissenschaftliche Vereine gleich viel welcher Art sich aufgetan haben und ihre Tätigkeit nach dieser oder jener Richtung des Wissens und Forschens entfalten, immerhin dürfte Schlesien, was die Zahl der Vereine und ihrer Mitglieder betrifft, wohl in erster Linie stehen.

Eigentümlich sind den schlesischen Vereinen die Namen: Philomathie, Philomathischer Verein, Wissenschaftlicher Verein. Nur in Breslau, Liegnitz und Görlitz tragen die einem ähnlichen Zwecke dienenden Vereini-

gungen andere Benennungen, aus denen sogleich die bestimmt begrenzte, ihrem Wirken vorgezeichnete Bahn erhellt. So besitzt Breslau „Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur“ und „Den Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens“, Liegnitz „Den Geschichts- und Altertumsverein“, Görlitz „Die naturforschende Gesellschaft“ und „Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften“. Die zuletzt genannte Gesellschaft hat zwar wie die meisten wissenschaftlichen Vereine Schlesiens einen mehr allgemein gehaltenen Namen aufzuweisen, ihre Tätigkeit indes bewegt sich in engerem Rahmen, insofern sie sich vor allem die Erforschung oberlausitzischer Geschichte und Volksart als Ziel gesetzt hat. Doch gebührt ihr der Ruhm, schon am Ende des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1779, den Reigen der wissenschaftlichen Gesellschaften Schlesiens eröffnet zu haben, während die Gründung der übrigen Vereine erst in das 19. Jahrhundert fällt. Andererseits hat die Oberlausitzische Gesellschaft noch den Vorzug, der älteste aller zur Zeit noch bestehenden deutschen Geschichtsvereine zu sein. Sie führt ihren Ursprung zurück auf die treue Hingabe ihrer Stifter an die engere Heimat und ans deutsche Vaterland, ins Leben gerufen von dem Historiker und Sprachforscher Karl Gottlob v. Anton und von dem vielseitig begabten Gelehrten Adolf Traugott v. Gersdorf, der in dem Stiftungsbericht als Naturforscher, Physiker, Meteorologe, Förderer der Künstler und Gelehrten gefeiert wird. Sie kann sich mit Stolz der Anerkennung und Würdigung rühmen, die sie bei hervorragenden Vertretern der Wissenschaft auch außerhalb der Oberlausitz gefunden hat, bei Fichte, Jacob Grimm, Alexander v. Humboldt, Hoffmann v. Fallersleben; sie sind ihr als Mitglieder beigetreten, sie haben ihre Entwicklung und Blüte wesentlich gefördert und manch neues, unverwelkliches Blatt ihrem Ruhmeskranze eingefügt.

Die Oberlausitzische Gesellschaft, errichtet auf den Pfeilern geistiger Macht und tiefgründiger Gelehrsamkeit, erfreute sich von Anbeginn der opferwilligen Teilnahme

ihrer Mitglieder auch in materieller Hinsicht und deshalb eines nicht unbeträchtlichen Wohlstandes. So schenkte ihr der Mitbegründer des Vereins v. Gersdorf außer 6000 Talern seine bedeutende Bücher-, Kupferstich-, Naturalien- und Instrumenten-Sammlung nebst 2 Häusern in Görlitz, deren eines ihr noch jetzt als freundliches Heim dient. Die Oberlausitzische Gesellschaft hat sich dank dieser Opferfreudigkeit und wissenschaftlichen Tätigkeit kraftvoll weiterentwickelt, sie hat eine Bedeutung erlangt, welche füglich über die Grenzen ihres eigentlichen Wirkungskreises weit hinausreicht und für gleichstrebende Vereine vorbildlich und maßgebend geworden ist.

25 Jahre später (1804) folgte der Görlitzer Vereinigung die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ in Breslau, die sich die schöne Aufgabe gestellt hat, Werke und Werte vergangener Zeiten in sach- und kunstverständiger Arbeit zu erforschen, aus Schutt und Trümmern neues Leben erblühen zu lassen, weit zurückliegende Kulturzustände Schlesiens ins helle Licht der Gegenwart zu rücken.

1838 wurde die älteste schlesische Philomathie in Neisse ins Leben gerufen, die nunmehr auf eine an rühmlichen Erfolgen reiche Zeit von 75 Jahren mit Genugtuung zurückblicken kann. 1853 gründete man eine Philomathie in Glatz und 1855 eine solche in Leobschütz. Seitdem wehte überhaupt ein frischer Zug schöngestiger Regsamkeit und wissenschaftlichen Strebens in vielen schlesischen Städten; in fast unmittelbarer Folge entstanden nunmehr wissenschaftliche Vereine in Brieg und Oppeln (1860), in Goldberg, dem einstigen Wirkungskreise des bekannten Rektors der schola Aurimontana (Lateinschule) Valentin Trogendorf (1860), in Öls (1867), in Hirschberg und Reichenbach (1868), in Neustadt O.-S. und in Striegau (1869), in Sprottau (1870), in Sagan (1871), in Kreuzburg (1872) und in Bunzlau; doch war das Gründungsjahr der Bunzlauer Philomathie nicht zu ermitteln. In den letzten 4 Jahrzehnten scheinen allerdings ähnliche, der Wissenschaft gewidmete Vereine in Schlesien nicht mehr errichtet

oder doch nicht an die Öffentlichkeit hervorgetreten zu sein außer in Jauer und Liegnitz.

Hier schritt man im Jahre 1904 zur Gründung des vorher erwähnten „Geschichts- und Altertumsvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz.“ Die Benützung seiner bis jetzt erschienenen 3 Bände „Mitteilungen“ hat der Verfasser der Liebenswürdigkeit des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Gemoll in Liegnitz zu verdanken. Nach § 1 der in den „Mitteilungen“ veröffentlichten Satzungen bezweckt der Verein „die Erforschung der politischen, Kultur- und Kunstgeschichte der Heimat, die Erhaltung der Altertümer der Gegend, die Ausgestaltung des städtischen Museums in Liegnitz und die Unterstützung anderer gleichartiger Bestrebungen, namentlich in Schlesien.“ Er hat in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits eine rege, erfolgreiche Tätigkeit entfaltet und eine Reihe wertvoller Arbeiten, unter anderem eine „Geschichte der Königlichen Ritterakademie zu Liegnitz,“ von Professor Dr. Pfudel, veröffentlicht. Erwähnt seien hier auch die Altertumsvereine; sie sammeln in besonderen Räumen die Altertümer, deren Entstehung am Sitze des Vereins selbst oder in dem zugehörigen Landstrich nachweisbar ist oder deren Beziehung zu diesem mehr oder weniger auf der Hand liegt. So dienen die Altertumsvereine mit ihrer sinnigen Freude an künstlerischen und gewerblichen Erzeugnissen früherer Zeit, mit ihrem Bemühen, das Verständnis für Leben und Streben der Vorfahren zu erschließen, der lange vernachlässigten Heimatpflege, die ebenso wie die Heimatkunst unablässige Förderung und Vertiefung beanspruchen darf. Nicht zu unterschätzen sind die Jahresberichte einiger Altertumsvereine, so des Neisser, die durch Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse die Kenntnis der Altertümer eines eng begrenzten Bezirks in weitere Kreise eintragen.

Unter diesen Umständen fühlt man sich zu der Frage gedrängt, worin denn das Bedürfnis nach Vereinigung und Zusammenschluß geistig verwandter Männer eines und desselben Ortes wurzelte. Die Gründe für diese

Erscheinung werden wir in der politischen, verkehrswirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lage des vorigen Jahrhunderts suchen dürfen. Zunächst wollte trotz der nationalen Großtat der Befreiungskriege eine rechte innere Ruhe in die deutschen Lande nicht einziehen. Äußerte sich doch schon wenige Jahre nachher der ungestüme Drang nach freier Bewegung und Betätigung einzelner Kreise und Stände innerhalb des Staatsganzen; es begann die Zeit des anfangs revolutionär gestimmten „jungen Deutschland“, jene stürmische Bewegung, die vielfach aus den dem Einzelnen gezogenen staatsrechtlichen Schranken heraustrat und ihren beredtesten Ausdruck fand in den aus dem Zeitgeist geborenen Schriftwerken, in den Dichtungen eines Börne, Heine, Gußkow und Laube, die eine Neu-Auflage der nicht lange lebensfähigen Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts zu sein schien. Je höher also, je bedrohlicher die Wogen auf dem tosenden Meere politischer Parteikämpfe sich türmten, desto nähere Fühlung suchte man in dem zumeist auf ebener und ruhiger Bahn verlaufenden Kleinstadtleben. In gemessener Entfernung von dem Gewirr erbitterter, leidenschaftlicher Tagesmeinungen fand man hier einen einigenden Mittelpunkt schönggeistigen Strebens, einer fast alle Wissensgebiete umfassenden außerberuflichen Tätigkeit. Wie wenig man Politik trieb, wie geflissentlich man sich von Parteifehden fernhielt, das ist unter anderem ersichtlich aus den in den Philomathien gehaltenen Vorträgen. So streifte von den Vorträgen der Neisser und Gläzer Philomathie in dem ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens kaum einer politische Fragen und Ereignisse. Hierzu kam die noch recht mäßige und beschränkte Verkehrsmöglichkeit; denn die erste deutsche Eisenbahn wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth gebaut, und Jahrzehnte vergingen, bis sich Deutschland mit einem auch kleinere Provinzialstädte berührenden Schienen-Netze umspannte. Zur See hinwiederum ließ der Verkehr an Schnelligkeit und Sicherheit noch viel zu wünschen übrig. So kann es nicht wundernehmen, daß Aufsehen erregende wissen-

schaftliche Forschungen und Entdeckungen nur ganz allmählich und mühsam von den Sigen und Stätten geistigen Schaffens in die abseits von den Hauptverkehrsadern liegenden Orte gelangten. Man verfügte zwar schon vor 70 bis 100 Jahren über einzelne Zeitschriften und Zeitungen, z. B. die Schlesischen Provinzialblätter und die Schlesische Zeitung, damals „Privilegierte Zeitung“ genannt. Allein was besagten diese Veröffentlichungen im Vergleich mit der jetzt zur Großmacht entwickelten Tagespresse, die damals nach Inhalt und Umfang noch in den Anfängen des Werdens und Wachsens lag. So bot sich in den Provinzialstädten die vielen erwünschte Gelegenheit und Anregung zur Pflege wissenschaftlicher Strebungen meist nur in beschränktem Maße; das war aber um so bedauerlicher, als die Bildungsfähigkeit ihrer Bürger und das Verlangen nach Vervollkommnung des Wissens sicherlich nicht fehlte oder durch ausschließlich berufliche und auf Erwerb gerichtete Arbeit kaum völlig in den Hintergrund gedrängt war. Es ist deshalb erklärlich und natürlich, daß einige auf ihre Fortbildung bedachte und mit offenem Blick für die Forderungen der Zeit begabte Männer sich zu einem kleinen, aber desto bedeutsameren Kreise zusammenschlossen, um aus dem Schatze ihrer Erfahrung und ihres Wissens das Beste zu schöpfen und sich gegenseitig mit neuen, fruchtbaren Gedanken zu beleben und zu erfrischen. Auffallend erscheint uns freilich die fast kleinliche Vorsicht, die bei der Stiftung der Philomathien waltete und zu einer engherzigen Beschränkung der Mitgliederzahl führte. Beispielsweise durften in Neisse anfangs nur 12 Herren der Philomathie angehören. Bei diesem Verfahren versperrte man aber einer Anzahl tüchtiger und leistungsfähiger Männer den Zutritt zum Verein. Es ist ja vom rein menschlichen Standpunkte verständlich und begreiflich, daß man Wert darauf legte, einer engeren Gemeinschaft einander befreundeter Bürger anzugehören und einen rein esoterischen, d. h. nur für Eingeweihte bestimmten Verkehr zu unterhalten. Hiermit war aber die Gefahr bedenklicher Einseitigkeit und mangelnder Abwechslung in den wissen-

schaftlichen Darbietungen nahe gerückt. In dieser Erkenntnis verschob man die Zahl der Mitglieder langsam, aber stetig nach oben und ließ zuletzt die ziffermäßige Beschränkung ganz fallen.

Den dritten Grund für die Stiftung philomathischer Gesellschaften in Schlesien dürfen wir suchen in dem damaligen Stande der exakten und spekulativen Wissenschaften, in ihrer Stellung gegenüber den dringlichen Fragen und Bedürfnissen des Lebens und Forschens. Die mit Leibniß im 17. Jahrhundert kräftig einsetzende, von Christian Wolff in Halle erfolgreich weitergepflegte Philosophie hatte in dem Königsberger Weltweisen Kant zunächst ihren krönenden Abschluß gefunden. Die Philologie hatte sich zur selbständigen, reich ausgebauten Wissenschaft emporgerungen, fußend auf der sicheren Grundlage sprachvergleichender Forschung, die zu unvergänglichem Ruhm geführt ward durch die Meisterwerke eines Wilhelm v. Humboldt, Bopp, Pott und Schleicher. Die in sich fertige und abgeschlossene Gedankenwelt des klassischen Altertums mit seinen Schrift- und Kunstdenkmälern, die durch Winckelmann modernem Empfinden und Verständnis erschlossene griechische Kunst in ihrer „edlen Einfalt und stillen Größe“ zu neuem Leben zu erwecken, dies war die hohe und lohnende Lebensaufgabe der bahnbrechenden Führer auf philologischem Gebiet, eines Friedrich August Wolf, Boeckh, Gottfried Hermann, Ritschl. Aus der großzügigen Arbeit der verhältnismäßig jungen Philologie, die sich von der später über das Ziel hinauschießenden Konjekturen-Forschung zwar nicht ganz fernhalten konnte, aber in ihr nicht den springenden Punkt erblickte, zog andererseits die Geschichtswissenschaft vielseitige Anregung und reiche Frucht für die mehr und mehr in den Vordergrund tretende Quellenforschung. Es mag genügen, hier auf Niebuhr hinzuweisen, mit dessen Römischer Geschichte eine neue Zeit kritischer Geschichtschreibung auf quellenmäßiger Grundlage heraufzog. Ihm folgten, zum Teil neue Bahnen geschichtlicher Betrachtung und Darstellung beschreitend, Theodor Mommsen, Leopold

v. Ranke, Heinrich v. Treitschke und andere, die an Tiefe der Auffassung, an Sachlichkeit des Urteils und an glanzvoller Sprache dem immer noch unerreichten und kaum erreichbaren Vorbilde wahrer Geschichtschreibung Thucydides wenigstens möglichst nahe zu kommen vermochten.

Daneben ging die neue Wissenschaft der von den Brüdern Grimm begründeten Germanistik einher, zur Erforschung der zum Teil noch ungehobenen Geistesschätze deutscher Vergangenheit wie zur Förderung der Reinheit unserer Muttersprache und zur Erhöhung des Verständnisses für ihre Schönheit.

Die Rechtswissenschaft konnte hervorragende Gelehrte mit klangvollem Namen die ihrigen nennen, den Mitbegründer der sogenannten historischen Schule der Rechtsgelehrten Friedrich Karl v. Savigny, den muster-gültigen Erklärer des Allgemeinen preußischen Landrechts Christian Friedrich Koch, Direktor des Fürstentumsgerichts in Neisse.

Medizin, Naturwissenschaft, Technik und Gewerbe bewegten sich in zusehends aufsteigender Richtung, Sieg um Sieg erringend, Handel und Verkehr, die gesamte Lebensführung in neue Bahnen lenkend. So glaubt Stewart Chamberlain in seinem Werke „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ von einem Jahrhundert der Wissenschaft, und zwar in dem Sinne sprechen zu dürfen, daß der Geist exakter Forschung, von Bacon zuerst mit aller Entschiedenheit gefordert, nunmehr alle Disziplinen unterjocht habe. Wie hätte man aber bei dem gewaltigen Aufschwunge des Geisteslebens gegen die bahnbrechenden Fortschritte und Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens und Erfindens in teilnahmsloser Gleichgültigkeit verharren können? Daneben trat hervor die der menschlichen Natur angeborene Neigung zur Mitteilung eigenen Kennens und Könnens, zur Veröffentlichung der in einsamer Denkerarbeit erzielten Forschungsergebnisse, die Freude an geselligem Verkehr, der Antrieb des mehr oder weniger ausgeprägten Gemeinsinnes.

Nicht immer und überall waren geistig bedeutende, durch Wissen und Gelehrsamkeit hervorragende Männer in Provinzialstädten in der Lage, sich selbstschöpferisch zu betätigen, während sie für die Um- und Nachbildung fremder Geisteswerke in den verfügbaren Bildungsmitteln das für ihre Zwecke nötige Rüstzeug fanden und hierbei auf geringere Schwierigkeiten stießen, als wenn sie aus den Quellen der Wissenschaft selbst hätten schöpfen wollen. So gedachte die von zwei evangelischen Theologen, zwei Philologen, vier Juristen und einem Apotheker gegründete Philomathie in Neisse\*) das Ziel geistiger und geselliger Anregung zu erreichen durch „Vorträge eigener Arbeiten oder durch Vorlesung fremder Produkte.“ Und die kleine aber wackere Schar gleichstrebiger Männer ging mit fast jugendlichem Eifer und Frohmut an die Lösung ihrer freudig übernommenen Aufgabe; sie ließ — ein seltenes Beispiel zäher Ausdauer — an manchen Sitzungsabenden sogar drei Vorträge über sich ergehen, freilich auf Kosten der Geselligkeit. Ja, längere Vorträge nahmen oft mehrere Abende in Anspruch. Hier (in Neisse) berührte man wohl auch politische Tagesfragen, behandelte sie aber in streng sachlicher Auffassung und mit wissenschaftlich begründetem Urteil, was u. a. der i. J. 1906 in Breslau verstorbene Geheime Regierungsrat Professor Dr. Poleck ausdrücklich bezeugt hat. — Vergl. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Neisser Philomathie (1863 S. 8), als deren Sekretär bis zum Jahre 1867 und späteres Ehrenmitglied er sich um die Entwicklung derselben unvergeßliche Verdienste erworben hat. — Aus ähnlichen Bedürfnissen wuchsen die übrigen wissenschaftlichen Gesellschaften Schlesiens heraus, von denen die Reichenbacher

\*) Hierüber finden sich noch nähere Angaben in dem von genauer Sachkenntnis zeugenden Aufsatz des Justizrats Ferdinand Fischer „Ein Bild des schlesischen sozialen Lebens, der deutschen Kunst und deutschen Wissenschaft in den dreißiger Jahren (des 19. Jahrhunderts).“ 14. Bericht der Philomathie in Neisse 1865. S. 72—93. Fischer war einer der Gründer der Neisser Philomathie und ihr erster Vorsitzender.

einem „Lesekränzchen“ ihre Entstehung verdankt und die Brieger „die geistige Unterhaltung und wissenschaftliche Anregung“ ihrer Mitglieder u. a. durch eine i. J. 1878 bereits 2000 Bände umfassende Bücherei zu erreichen suchte (nach § 1 der Satzungen). Über Büchersammlungen teils rein wissenschaftlicher, teils schöngestiger Werke verfügen wohl jetzt nahezu alle Philomathien Schlesiens und besitzen hierin ein Bildungsmittel, für dessen ständige Erweiterung man zum Teil namhafte Beträge aufwendet. — Ferner bezeichnete sich die Striegauer wissenschaftliche Vereinigung in bescheidener Darstellung ihrer Tätigkeit als „Wissenschaftliches Kränzchen“, da nach ihrer Auffassung die Benennung „Philomathie“ eine zu hoch gespannte Erwartung betreffs der Leistungskraft des Vereins berechtigen (sic!) könnte“. Die Leobschützer Philomathie läßt sich auf noch kleinere Anfänge zurückführen, auf Vorträge des Gymnasialprofessors Dr. Fiedler und des Kreisphysikus Sanitätsrat Dr. Bruck, die ihre Arbeiten zuerst in den Familien der Philomathie-Mitglieder vortrugen. Zwei Jahre später (1855) erweiterte man diesen sehr kleinen Kreis nach dem Vorgang der Neisser Philomathie, da man zwei durch ihre dienstlichen Obliegenheiten reichlich in Anspruch genommenen Beamten allein die Darbietung der satzungsmäßigen Arbeiten unmöglich zumuten konnte und sicherlich auch die nötige Abwechselung der Vortragsgebiete herbeiwünschte. Dr. Fiedler hielt im ersten Jahr 19 Vorträge, die doch gewiß ein erhebliches Maß an Zeit und Arbeitskraft erforderten, mochten sie auch seiner Fachwissenschaft, der Physik, entlehnt und vielleicht nicht besonders umfangreich sein. — Was nun andere Vereine tatsächlich beobachteten, brachte der Goldberger philomathische Verein auch in seinen Satzungen zum Ausdruck, daß nämlich „religiöse und politische Tagesfragen und konfessionelle Streitpunkte als Vortragsgegenstände ausgeschlossen sein sollten.“ Die meisten Philomathien hielten im Sommer monatlich eine Sitzung ab, im Winter dagegen fand man sich zweimal im Monat zu Vereinsabenden zusammen, so daß sich bei diesem Verfahren die

Vorträge zusehends häuften; beispielsweise bekamen die Neisser Philomathen in den ersten  $4\frac{1}{2}$  Jahren der Vereinstätigkeit 68 Vorträge von 28 Mitgliedern zu hören. Später beschränkte man, um die schönen Lenzestage in freier Natur unbehindert genießen zu können, die Zusammenkünfte auf die Zeit vom Oktober bis zum Mai und die Zahl der Vorträge auf 8 im Jahre, gesondert je einen in den Monaten Oktober bis Mai einschließlich, so in Neisse, wo man nach alter Gepflogenheit den Mitgliedern auch jetzt noch Gelegenheit gibt, sich über den Vortrag oder einzelne Teile desselben unmittelbar nachher zu äußern. In Neisse besteht außerdem die schöne Sitte, die an den wissenschaftlichen Teil sich anschließende Abendtafel durch gemeinsamen Gesang von Liedern zu würzen und neben dieser die Stimmung sichtlich hebenden Beigabe neue Erfindungen und bedeutsame Forschungsergebnisse mitzuteilen, sowie mannigfache Fragen aus allen Wissensgebieten zu stellen und kurz zu beantworten. Diesen immer beifällig aufgenommenen gelegentlichen Anregungen und Mitteilungen hat, um nur eines zu erwähnen, das wohl geordnete und reichlich ausgestattete Altertumsmuseum in Neisse seine Entstehung zu verdanken. Eine in Neisse wie auch sonst beliebte Einrichtung ist der nicht selten benützte „Fragekasten“, ein neuer Beweis für das Bedürfnis persönlicher Fortbildung und Wissenserweiterung der Mitglieder. Nach dem aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Glatzer Philomathie von dem verstorbenen Generalmajor v. Sommerfeld verfaßten Bericht wurde die Philomathie in Neisse vorbildlich\*) für die Errichtung der Glatzer. Ihr Gründer, der Artillerie-Offizier vom Platz Hauptmann Hoffmann, der in Neisse längere Zeit in Garnison gestanden hatte, übertrug die Grundsätze und Bestimmungen der von ihm besonders wertgeschätzten wissenschaftlichen Gesellschaft in Neisse auf seine Schöpfung in Glatz. Auch hier kamen

---

\*) Nach Polecks Darstellung a. a. O. S. 3 „ist wiederholt anerkannt worden, daß gerade die Tätigkeit der Neisser Gesellschaft die Bildung ähnlicher Vereine in der Provinz angeregt habe.“

die Mitglieder der Philomathie im ersten Jahre monatlich zweimal zusammen, hierauf nur einmal, weil es oft an Vorträgen fehlte; schon 1857 ließ man die Sommersitzungen ganz ausfallen und hielt in dem ersten Vierteljahrhundert jährlich 5, in den folgenden 25 Jahren 7—8 Vorträge.

Nunmehr, nach dem Überblick über die Entstehungsursachen der wissenschaftlichen Gesellschaften Schlesiens, wäre noch die Frage nach ihrer Berechtigung und Bedeutung aufzuwerfen. Hierbei wird man, um sich ein richtiges und ansprechendes Urteil bilden zu können, von der eigenartigen Zusammensetzung dieser Vereine nicht minder ausgehen müssen als von ihrer fast alle Wissenszweige umfassenden Tätigkeit. In den Mitglieder-Verzeichnissen finden wir die Namen von Offizieren, Theologen, Philologen, Juristen und Ärzten, von Beamten aller Verwaltungen, von Apothekern, Kaufleuten usw. In dieser bunten Mannigfaltigkeit der Berufsverhältnisse der Philomathen ist aber die reiche Abwechslung der Vorträge begründet, die naturgemäß in der Mehrzahl aus dem Fachgebiete der Vortragenden entnommen sind. Hieran reihen sich aber auch Arbeiten aus den außerhalb des Berufs liegenden Lieblingsbeschäftigungen der Philomathen, die sich auf wissenschaftliches oder schöngeistiges Gebiet erstrecken und oftmals wertvolle Beiträge zur Erweiterung und Vertiefung der Allgemeinbildung liefern. So finden sich neben theologischen, philosophisch-pädagogischen, philologischen, juristischen, staatswissenschaftlichen, medizinischen, literatur- und kunstgeschichtlichen, neben geschichtlich-erdkundlichen Vorträgen dem Zuhörerkreise angepaßte Arbeiten aus dem Bereich der Mathematik, Naturwissenschaft, Astronomie, Geologie; Heer und Marine, Deutschlands Kolonialpolitik, völkische Sitten und Gebräuche sind oft genug in Vorträgen behandelt worden. Auch hier findet das Goethische Wort: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ seine volle und schöne Bestätigung. Treffend und berechtigt ist darum der Wahlspruch der Neisser Philomathie: *Ἐὰν ᾗς φιλομαθῆς, ἔσῃ πολυμαθῆς* — wer mit Solon von sich sagen kann:

*Γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* — wer ein *φιλομαθής* ist in des Wortes voller Bedeutung, wird aus der reichen Fülle philomathischer Leistungen immer einigen Nutzen und bleibenden Gewinn davontragen; er wird hierin eine Quelle allgemein verständlicher Belehrung über mannigfache Gegenstände wissenschaftlicher Natur entdecken und manche Frage des praktischen Lebens gelöst finden. Aber die Bedeutung der philomathischen Vereine erstreckt sich noch weiter; denn die in den Sitzungen ausgestreuten Samenkörner fallen oft genug auf fruchtbaren Boden, sie treiben und sprossen zu erfreulicher Blüte empor, wenn bald dieser, bald jener Philomath einen im Vortrag behandelten Gegenstand sich zu eigen macht und eingehender Forschung zu Grunde legt. Mag auch der Kreis der Mitglieder naturgemäß einer gewissen Beschränkung unterliegen, so sickert doch ein gut Teil der in den Sitzungen geleisteten Geistesarbeit auch in breitere Schichten durch. Es liegt ja doch auf der Hand, daß bei dem heutigen Stande eifrig gepflegter Geselligkeit und hoch entwickelten Vereinslebens mindestens die Möglichkeit besteht, die wissenschaftliche Ausbeute der Philomathien auch zahlreichen Nicht-Philomathen zu vermitteln, bei denen man Teilnahme und Verständnis für gelehrte Forschung voraussetzen darf. Was aber dem unmittelbar wirkenden, gesprochenen Worte an Weite und Umfang des Geltungsbereichs abgeht, das wird reichlich ergänzt und ersetzt durch die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Berichte, die sich zumeist als Niederschlag tiefgründiger Gelehrsamkeit darstellen. Sie bieten außer einer bald mehr, bald weniger ausführlichen Übersicht über den Inhalt der Vorträge eine Fülle fachwissenschaftlicher Arbeiten, die sich in der Gelehrtenwelt verdienter Wertung und Anerkennung erfreuen und häufig die Anregung zur Fortsetzung oder Beendigung bedeutender Forschungen gegeben haben.

Ein nicht zu unterschätzendes Förderungsmittel besitzen die Philomathien in ihren vielfachen Beziehungen zu namhaften Gelehrten, Dichtern und Künstlern, die als Nicht-Mitglieder ihr Wissen und Können bereitwillig auf

die Ziele dieser Vereine einstellen und auf die wissenschaftliche Betätigung der Mitglieder oftmals bestimmenden Einfluß ausüben. So hat i. J. 1861 in der Neisser Philomathie der schlesische Dichter Karl v. Holtei über den Satiriker Saphir und sein Verhältniß zum Wiener Volkstheater gesprochen, der gleichfalls Schlesien angehörende Max Heinzel einige seiner Dichtungen vorgelesen und der rühmlichst bekannte Botaniker Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Göppert wissenschaftliche Vorträge gehalten. In erster Linie aber erfreute Geheimrat Poleck die Philomathie in Neisse wiederholt durch seine Anwesenheit, solange ihm sein Gesundheitszustand das Reisen ermöglichte, und spendete in beredten Worten aus dem reichen Schatze seines umfassenden Wissens, ein ebenso bedeutender Gelehrter als liebenswürdiger Mensch. Dieses nahe Verhältniß zu Männern der Kunst und der Wissenschaft schützt naturgemäß die philomathischen Vereine vor Verknöcherung und einseitiger Vertretung ihrer an sich löblichen Bestrebungen und läßt sie Fühlung nehmen mit dem vielverzweigten Getriebe des praktischen Lebens, mit seinen zahlreichen Bedürfnissen, mit den an Gewerbe, Handel und Verkehr gestellten Forderungen. Chemie und Technik im weitesten Sinne des Wortes, ihre Verwendung im Dienste der Wissenschaft und des Erwerbs fallen heut in den Bereich philomathischer Tätigkeit. Daneben erscheinen Berichte über Reisen in ferne, überseeische Länder und bringen auf eigener Anschauung des Vortragenden beruhende Schilderungen fremder Sitten und Gebräuche, mannigfacher Erzeugnisse des Bodens und Gewerbefleißes, des Tier- und Pflanzenlebens. Und derartige Darbietungen werden noch anschaulicher und fesselnender, wenn sie eine ergänzende Erläuterung finden in gleichzeitiger Ausstellung von Erzeugnissen der bereisten Länder, so z. B. in Neisse gelegentlich eines mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrags über Chile und Südpatagonien.

Zuletzt sei noch einer Seite philomathischen Lebens gedacht, die dem Bedürfnis geselligen Verkehrs und er-

quickenden Frohsinns zugewendet ist: des Liederschates. Die von den Mitgliedern aus festlichen Anlässen gedichteten Lieder sind zum Teil wahre Perlen herzerfreuender Lyrik, sinnig und stimmungsvoll dem Wesen der Feier entsprechend, durchweht von köstlichem Humor wie andererseits von bedeutungsvollem Ernst und tiefer Empfindung. Eines solchen, in seinen Anfängen bis zum Jahre 1849 zurückreichenden Liederbuches erfreut sich die Neisser Philomathie und besitzt hierin ein vielfach über den Rahmen des Vereins hinausgehendes Dichtwerk von allgemeiner Bedeutung. Es wäre gewiß ein dankenswertes Unternehmen, wenn auch andere wissenschaftliche Gesellschaften, soweit dies noch nicht geschehen ist, ihren Liederhort in ähnlicher Weise pflegten und veröffentlichten und von Zeit zu Zeit durch Nachträge ergänzten.

Unter diesen Umständen dürfte der Wunsch berechtigt sein, daß die wissenschaftlichen Vereine in den schlesischen Provinzialstädten sich gedeihlich fortentwickeln durch steten Nachwuchs schaffensfreudiger Mitglieder sowie durch zielbewußte Tätigkeit und freundschaftliche Geselligkeit. Mögen die Philomathien, die sich bisher als lebenskräftig und leistungsfähig erwiesen haben, auch in Zukunft ein Jungbrunnen anregender Belehrung und Bildung sein zu Nuß und Frommen ihrer Mitglieder wie zum Segen unseres deutschen Vaterlandes!\*)

---

\*) Benutzt wurden die Berichte der schlesischen Philomathien und außerdem 1. Kurzgefaßter Wegweiser durch die Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz von 1779–1904. Festgabe zum 125. Stiftungsfeste von Professor Dr. R. Jecht. 1904. – 2. Festrede zum 125. Stiftungsfeste derselben Gesellschaft am 1. Juni 1904 gehalten von dem Sekretär Professor Dr. R. Jecht.

## Dringen chemische Strahlen durch das obere Augenlid?

Von Professor Dr. Bernh. Solger.

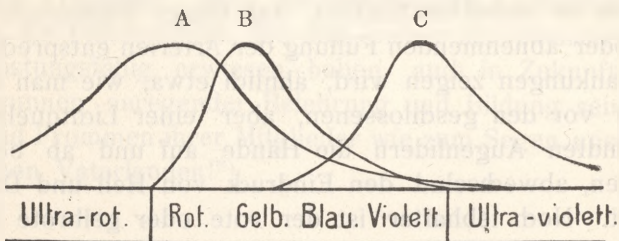
(Hierzu 1 Abbildung.)

Eine an mir selbst beobachtete entoptische Erscheinung, die in der Wahrnehmung eines mit dem Pulse regelmäßig wiederkehrenden centralen hellen Flecks und einer ihn umgebenden dunkleren Zone besteht, glaubte ich auf das Bild der Pupille und der stärker durchbluteten Iris beziehen zu müssen (vergl. Centralbl. f. Augenhkl., Maiheft 1912). Daß der Inhalt der Blutgefäße dem Eindringen aller Strahlen mehr oder weniger Widerstand entgegensetzt, wurde ja schon von Finsen exakt nachgewiesen, und es ist selbstverständlich, daß dieser Widerstand der zu- oder abnehmenden Füllung der Arterien entsprechende Schwankungen zeigen wird, ähnlich etwa, wie man dann, wenn vor den geschlossenen, aber einer Lichtquelle zugewandten Augenlidern die Hände auf und ab bewegt werden, abwechselnd den Eindruck von Hell und Dunkel erhält. Noch lebhafter ist der rote oder gelbrote Lichtschein, der durch die Netzhaut perzipiert wird, wenn man nach Pflüger (s. dessen Arch., Bd. XI, S. 269) das Gesicht mit einem dicken undurchsichtigen Tuch bedeckt und es dann, während man die geschlossenen Augen gegen eine Lichtquelle richtet, rasch entfernt. Es ist nur eine Nutzenanwendung solcher Erfahrungen, das Kopfende des Bettes zur Fensterwand so zu orientieren, daß die Lider nicht direkt vom einfallenden Licht getroffen werden.

Daß die Organe und Gewebe des menschlichen Körpers mehr oder minder transparent sind, ist ja längst bekannt. Die fest aneinander gepreßten Finger erscheinen, wie jedermann weiß, an ihren Spitzen und längs

ihrer Grenzflächen bei durchfallendem Licht rötlich. Schon die älteren Chirurgen (vergl. z. B. Bardeleben, Lehrb. d. Chir. u. Operationsl., Bd. IV, S. 305) benutzten diese Diaphanität der Gewebe zu diagnostischen Zwecken, nämlich bei der Untersuchung der Hydrocele oder des Wasserbruchs, wo man die vergrößerte Skrotalhälfte durchleuchtete, um sich über die Natur der Geschwulst und die Lage des Hodens Klarheit zu verschaffen. Aber erst der Neuzeit war es vorbehalten, auch den Nachweis des Eindringens chemischer oder aktinischer Strahlen zu liefern, wie ich an der Hand der zusammenfassenden Darstellung von L. Freund (Radiotherapie, Berlin-Wien, 1903) in kurzen Zügen zeigen werde.

Werfen wir aber zunächst einen Blick auf die Skizze von Busk, die ich aus A. Jesionek's Lichtbiologie und Lichttherapie (Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden 1912, Fig. 2, S. 7) mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung und des Herrn Verfassers, wofür ihnen hiermit öffentlich bestens gedankt sei, zum Abdruck bringen darf.



Nach Busk (aus Jesionek, Lichtbiologie und Lichtpath., J. F. Bergmann, Wiesbaden 1912.)

Die Figur zeigt über dem sichtbaren Spektrum des Sonnenlichts und den nach links und rechts sich anschließenden ultraroten und ultravioletten Strahlen drei Kurven A, B und C, durch welche die Wärmewirkung, die Wirkung auf die Netzhaut und die auf Chlorsilber (also nicht alle photochemischen Effekte überhaupt) und zugleich ihre Beziehungen zu den verschiedenen Strahlengruppen versinnlicht werden. Wenn die photochemische Wirkung der Strahlen am blauen Ende des Spektrums auf

Chlorsilber auch nur bis zum Gelb reicht, so kann doch auf Grund anderer Erfahrungen der Satz ausgesprochen werden, daß sämtliche Strahlen des sichtbaren Spektrums chemisch wirksam sind, wenn auch die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen durch ihre intensive chemische Wirksamkeit die des roten Endes weit über-  
treffen (Jesioneck, 1. c., S. 8).

Zunächst stellte Gadnoff (s. Freund, 1. c., S. 337) fest, daß Chlorsilber, das man in zugeschmolzenen Glasröhrchen unter die Haut von Hunden und Katzen gebracht hatte, sich schwärzt, wenn man die betreffenden Körperteile dem Sonnenlicht aussetzt. Den Durchgang chemischer Lichtstrahlen durch die Haut des Ohrläppchens, namentlich, wenn es durch Kompression blutleer gemacht war, bewies Finsen mit Hilfe von lichtempfindlichem Papier. Zu demselben Ergebnis gelangten Darbois, der das Licht eines Finsen'schen Konzentrators eine Minute lang auf die Wangenhaut einwirken ließ, deren Innenfläche ein zwischen zwei Uhrschälchen eingeschlossenes Stückchen photographischen Papiers anlag, und Gebhard, der eine elektrische Bogenlampe 20 Minuten lang unter lichtdichtem Abschluß der Finger auf die Mittelhand einwirken ließ. Noch strengeren wissenschaftlichen Anforderungen genügen die Angaben von Solucha. Er benützte kleine Röhrchen mit Bromsilbergelatine-Streifen und als Lichtquelle einen elektrischen Projektionsapparat von 10—20 Ampère Stromstärke und 50—60 Volt Spannung. Brachte er die Röhrchen Hunden unter die Haut, so trat schon nach  $\frac{1}{2}$  Minute Zersetzung des Bromsilbers ein, sie blieb aus, wenn die Röhrchen tief in die Glutaealmuskulatur versenkt wurden. Die Versuche am Menschen ergaben folgendes: Das Bromsilber, hinter das Ohr gebracht, zersetzte sich schon nach  $\frac{1}{2}$  Minute, unter die Wange geschoben, nach 2 Minuten. Dagegen waren die Strahlen selbst nach längerer Einwirkung (15 Minuten) nicht im Stande, einen Effekt hervorzurufen, wenn sie den Vorderarm oder die Faust zu durchsetzen hatten. Entstammten sie aber einer Lichtquelle von 25 Ampère und 110 Volt Spannung, so vermochten

chemisch wirksame Strahlen durch die Dicke des Halses in sagittaler Richtung, ja sogar durch die des Thorax in frontaler Richtung zu dringen. Kime und Hartatler gelang es später, auch durch Sonnenstrahlen, die den menschlichen Brustkorb passiert hatten, ein photographisches Bild zu erzeugen. — Da nun aber ultraviolette Strahlen auch die Eigenschaft haben, fluoreszenzfähige Körper zum Leuchten zu bringen, so suchte Strebel (s. Freund, 1. c. S. 338) auch auf diesem Wege die Frage zu beantworten, ob die menschliche Haut für sie durchgängig sei. Als nun ein von Fett befreites Hautstück von konzentriertem ultravioletten Licht bestrahlt wurde, zeigte sich wirklich auf einem Fluoreszenzschirm, den man hinter diesem Objekt aufgestellt hatte, eine schwache, aber deutliche Lichterscheinung.

War somit nachgewiesen, daß nicht nur optische, sondern auch chemisch wirksame Strahlen die tierischen und menschlichen Gewebe zu passieren im Stande sind und zwar, wenn die Lichtquelle hinreichend stark war und die Exposition länger währte, auch Massen von 10 bis 30 cm Dicke, so blieb nur noch die Frage übrig, welchem Teil des ultravioletten Spektrums diese Eigentümlichkeit zukommt. Freund (l. c., S. 338 und 339) bediente sich zur Beantwortung dieser Frage eines Gitterspektrographen, als Material verwandte er frisch abgelöste, unpigmentierte Epidermis des Menschen. Er kam zu dem Resultat, daß „von den blauen, violetten und ultravioletten Strahlen diejenigen bis zur Wellenlänge der Cadmiumlinie\*), durch die Epidermis dringen“, während die stärker brechbaren Strahlen keine Schwärzung mehr verursachen, also absorbiert werden. — Gefärbte (pigmentierte) Epidermis ist viel weniger durchgängig als pigmentlose. Daß auch das im Corium zirkulierende Blut dem Vordringen aller Strahlen ein sehr erhebliches Hindernis entgegengesetzt (Finsen), wurde schon oben angedeutet.

Nach den bis jetzt vorliegenden Tatsachen ließ sich schon von vornherein erwarten, daß auch die Augenlider

---

\*)  $\lambda = 3260 \text{ \AA E.}$

für chemisch wirksame Strahlen durchgängig sein möchten; immerhin schien es wünschenswert, den exakten Nachweis dafür beizubringen. Um mich nun vor technischen Fehlern und falschen Deutungen zu sichern, wandte ich mich an einen mit der modernen Technik vollkommen vertrauten Photographen, Herrn Ernst Jentsch jun. hierselbst mit der Bitte, mich mit seinem Rat unterstützen zu wollen. Er ging zu meiner Freude bereitwilligst darauf ein, und ich erfülle an dieser Stelle gern die angenehme Pflicht, ihm für seine wertvolle Hilfe meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Um etwaige Nachuntersucher vor fruchtlosen Experimenten zu bewahren, möchte ich auch die mißlungenen Versuche nicht unerwähnt lassen, denn erst nach einiger Zeit gelang es, die geeignete Technik ausfindig zu machen. Die äußere Form des lichtempfindlichen Streifens ergab sich von selbst: es wurden längliche, oben abgerundete, schmale Streifen (etwa 4 cm lang, 1,5 cm breit) verwendet. Die Anaesthesierung der Bindehaut, die ich ursprünglich für nötig hielt und mit Aल्पineinträufelung zu erreichen suchte, erwies sich späterhin als überflüssig, als zweckmäßig dagegen, um den unter das obere Augenlid geschobenen Streifen zu fixieren, die Anwendung einer Lidpinzette, deren einer Schenkel durch eine Schraube an den zweiten, nicht durchbrochenen Schenkel angepreßt werden kann. Die lichtempfindlichen Streifen wurden zuerst gewöhnlichem Bromsilberpapier bei rotem Licht entnommen und ebenso wie die später benutzten durch Schereneinschnitte gezeichnet. Aber bald zeigte sich, daß die Gelatine, soweit sie unter das Lid geschoben war, ganz oder teilweise sich verflüssigte. Es wurden dann in einer zweiten Versuchsreihe die Streifen mit Collodium übergossen und mindestens eine Nacht zum Trocknen im Dunkelkasten liegen gelassen. Aber auch dann machte sich, namentlich wenn mit der Schere an der Form der Streifen nachträglich etwas geändert worden war, der vorige Uebelstand wieder geltend. Endlich griffen wir zu Celluloid-Film-Streifen, die zurechtgeschnitten und dann in

verdünnten französischen Fixierlack (Lack von Soehnlees frères, Paris, zu gleichen Teilen mit Alkohol von 98° versetzt) getaucht wurden. Mit solchen Streifen, die eine Nacht oder länger im Dunkelkasten verweilt hatten, erzielten wir endlich einwurfsfreie Ergebnisse, d. h. es zeigte sich, daß die oben aufgeworfene Frage zu bejahen ist.

In Ermangelung von Abbildungen empfiehlt es sich, die verschiedenen Grade der Schwärzung in eine der vier Kategorien: lichtgrau, grau, dunkelgrau, schwarz zu bringen. Ein unbelichteter Kontrollstreifen nimmt beim Entwickeln nur einen hellgrauen Farbenton (Entwicklungsschleier) an. Ein mit seinem oberen Ende unter das Lid geführter Streifen zeigt, nachdem das Tageslicht 35—40 Sekunden auf ihn eingewirkt hatte, die Farbentöne schwarz und grau, nämlich schwarz, soweit er unmittelbar belichtet war, grau in Form eines etwa 1 cm breiten, nach unten ziemlich scharf begrenzten Segments am oberen Pol, soweit er vom oberen Lid bedeckt war. Bei längerer Belichtung (1,5 Minuten) wird dieses Segment dunkelgrau, stellenweise schwarz, so daß es sich wenig oder gar nicht von der Färbung des freien Abschnitts unterscheidet. Während der ganzen Dauer der Versuche wurden die beiden Augenlider dicht aneinander gepreßt gehalten, sodaß ein Durchtritt von Licht von den Lidrändern her auszuschließen ist. Es wird also unzweifelhaft das obere Lid mit seinen mehr oder minder blutreichen Schichten (Haut, Muskel, Bindegewebsplatte oder „Lidknorpel“, Bindehaut) nicht nur von optischen, sondern auch von chemischen Strahlen durchsetzt.

Nachträglich wurden noch einige Versuche mit der elektrischen Taschenlampe gemacht, da ja bekannt war, daß die künstlichen Lichtquellen „durchaus nicht im Verhältnis ihrer sichtbaren optischen Lichtstärke“ auf die photographische Platte wirken (Freund, 1. c., S. 312). Zur Verwendung gelangte eine Lampe mit Metallfaden und 4 Volt Spannung, die in einem Abstand von 5 cm vom Lide gehalten wurde. Mit dieser, wie mir von der Firma Reiniger, Gebbert und Schall (Breslau)

freundlichst mitgeteilt wird, je nach der Belastung an roten, orangefarbenen und gelben oder an blauen und grünen Strahlen reichen Lichtquelle wurde je ein Celluloid-Filmstreif nach Ueberzug mit verdünntem französischen Lack eine Minute und zwei Minuten belichtet; ein dritter Streifen derselben Serie wurde fixiert, ohne daß er der Wirkung der Lampe ausgesetzt war. Auch hier ließ sich in den beiden ersten Fällen eine deutliche Lichtreaktion erkennen, nur war die Schwärzung im zweiten Fall eine viel intensivere, statt grau hier dunkelgrau, während der Kontrollstreif nicht mehr als einen Entwicklungsschleier aufwies.

Berücksichtigt man die Ergebnisse meiner kleinen Versuchsreihe, so wird man auch geneigt sein, der Kritik beizustimmen, die Pflüger an gewissen Versuchen von Moleschott, die aus dem Jahre 1855 stammen, an der oben zitierten Stelle (S. 268) übt. Moleschott hatte, um die Frage zu entscheiden, in wie weit der Stoffwechsel durch Erregung der Haut und des Optikus vermittelt werde, die Augen von Fröschen mit einer Höllensteinlösung bestrichen. Als nun nach einigen Wochen die dadurch entstandene Entzündung zur Bildung einer Haut geführt hatte, die durch nichts sich von dem übrigen Integument unterschied, hielt er die Tiere für geblendet. Auf Grund obiger und anderer Erfahrungen spricht sich nun Pflüger dafür aus, daß die Tiere recht wohl noch eine dem Licht zugängliche Retina gehabt haben konnten.

Lenkei's Arbeit über die „Durchdringungsfähigkeit der blauen und gelben Strahlen durch tierisches Gewebe“, die in der „Zeitschr. f. phys. u. diät. Therapie 1907, Bd. 10 (cfr. auch Band 8, S. 634) veröffentlicht wurde, liegt mir im Original leider nicht vor, ich folge also dem Referat von Jesionek (l. c., S. 351). Demnach fand Lenkei, daß etwa der einhundertste Teil des auffallenden, unkonzentrierten Sonnenlichts durch die Haut und Bindegewebe bis zu einer Tiefe von 0,5 cm eindringt, und zwar kommen hiervon 85 % auf Rechnung von gelben, zum Teil auch grünen, 5 % auf die von blauen Strahlen.

Muskelschichten hemmen den Durchtritt dieser Strahlen zwar, aber trotzdem vermag ein kleiner Teil gelber Strahlen selbst noch bis zu einer Tiefe von 5—6 cm photographisch auf die Platte zu wirken. — Bedenkt man, daß die Dicke der Augenlider etwa 2—3 mm beträgt und daß der Lidteil des Schließmuskels (*M. orbicularis oculi*) nur aus einer ganz dünnen Lage quergestreifter Fasern besteht, während die Hauptmasse der Lider aus geformtem oder lockerem Bindegewebe sich aufbaut, so wird das Ergebnis meiner mitgeteilten Versuchreihe vollkommen verständlich.



# Weitere<sup>1)</sup> Beiträge zur deutschen Grammatik und zur Frage des deutsch-grammatischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten.

Von  
Prof. Aug. Faulde.

## I. Teil.

### Vorbemerkungen.

In der im Jahre 1888 zur Feier des 50 jährigen Bestehens der Neisser wissenschaftlichen Gesellschaft „Philomathie“ herausgegebenen Festschrift veröffentlichte ich einen Aufsatz über die „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der lateinischen Orthoepie <sup>1a)</sup> und ihr Verhältnis zur Schule“. Zwei Jahre später (1890) erschien in dem 25. Bericht derselben Gesellschaft ein Aufsatz betitelt: „Die Kernschen Reformvorschläge und ihre Bedeutung für den deutsch-grammatischen Unterricht“. Heute, zum 75 jährigen Jubiläum der Philomathie, möchte ich zunächst über die Kernschen Reformvorschläge in ihren Wirkungen auf den Betrieb des Unterrichts in der deutschen Grammatik, soweit dies aus neueren grammatischen Lehrbüchern zu entnehmen ist, einige Worte sagen, sodann aber, was mir die Hauptsache ist, dazu übergehen, meine zu diesen Reformen in mehr oder weniger nahen Beziehungen stehenden Ansichten über den Umfang und die Methode des deutsch-grammatischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten in kurzen Zügen darzulegen.

---

<sup>1)</sup> Mit Beziehung auf einen früher erschienenen Aufsatz (vgl. II. Teil, Anhang, Anmerkung †).

<sup>1a)</sup> Nicht „Orthographie“, wie es im 29. Bericht der Philomathie (1898) p. XXVI 15 heißt.

Als Resultat<sup>2a)</sup> der ziemlich eingehend geführten Untersuchungen hatte ich in der erwähnten Schrift pg. 261 fgd. und Sonderabdruck p. 64 fgd. angegeben, daß ich einverstanden sei mit der Beseitigung des terminus „Kopula“, der präpositionalen Objekte (einschränkend), der nackten, zusammengezogenen und verkürzten Sätze, sowie mit der Beschränkung der sogenannten „Hilfsverba“; daß ich mich aber ablehnend verhalten müßte gegen die Kernsche Auffassung vom verbum finitum, die darauf beruhenden Satzbilder<sup>2b)</sup>, die Bevorzugung des Imperativsatzes, die Einteilung der Nebensätze:

Über den Gesamteindruck der Kernschen Reformvorschläge äußerte ich mich am Schluß der Arbeit in folgender Weise:

„Kern hat in einer so glänzenden Form, in so lebhafter und fesselnder Sprache, mit so blendender und faszinierender Dialektik seine Reformen begründet und verfochten, daß es nicht auffallen darf, wenn so mancher Fachmann ihm sofort ohne Bedenken Gefolgschaft leistete. Er hat das Archimedische *ὅς μοι πῶν στῶ* auf grammatischem Gebiete in wahrhaft genialer Weise in die Praxis übersetzt, und dies Verdienst wird ihm stets einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der deutschen Grammatik sichern. Auf mich hat die Lektüre seiner Schriften ungefähr so gewirkt, wie einst auf Cicero die Lektüre der Platonischen Schrift über die Unsterblichkeit der Seele. Solange Cicero las, stimmte er Plato bei, legte er aber das Buch weg, dann war es mit seiner Überzeugung vorbei<sup>3)</sup>. Auch auf geistige Berausung erfolgt ja naturgemäß Ernüchterung. Kern hat für seine Behauptungen immer beweiskräftige Beispiele zur Hand, während der Leser nicht immer in der Lage ist, an einem anderen Beispiele die Probe auf die Stichhaltigkeit der betreffenden grammatischen Regel zu machen. Darauf deutet auch

<sup>2a)</sup> Vgl. 25. Philomathiebericht 1890 p. 261. Sonderabdruck p. 65.

<sup>2b)</sup> Ebendas. p. 245 fgd. Sond. p. 48 fgd.

<sup>3)</sup> Cic. Tusc. disp. I. 11,24: Nescio quomodo, dum lego, assentior; cum posui librum et mecum ipse de immortalitate animorum coepi cogitare, assensio omnis illa elabitur.

Wilmanns<sup>4)</sup> hin, der erklärt, die Ansichten Kerns in seiner Rezension deshalb so eingehend behandelt zu haben, weil zu befürchten sei, daß die treffliche Darstellung manchen Leser, der grammatischen Studien ferner steht, gewinnen oder ohne Not beunruhigen könnte.“

Im Jahre 1891, also ein Jahr später, tagte die 9. Direktorenversammlung in der Provinz Schlesien. Sie hatte neben anderen Beratungsgegenständen auch den Unterricht in der deutschen Grammatik im Anschluß an die Reformen von Franz Kern auf der Tagesordnung. Unter 5 angenommenen Thesen lautet die 2. folgendermaßen: „Kerns Reformvorschläge sind noch nicht als abgeschlossen zu betrachten; besonders ist die Frage nach ihrer wissenschaftlichen Berechtigung noch nicht spruchreif.“ Kern erlebte die Beschlüsse der Konferenz noch und mag wohl mit sehr gemischten Gefühlen vorstehenden Satz in den bald darauf erschienenen „Verhandlungen“<sup>4a)</sup> gelesen haben. Mit diesen Beschlüssen war natürlich der Einführung der Kernschen Reformen in Schlesien vorläufig ein Riegel vorgeschoben. Ob in anderen Provinzen an höheren Lehranstalten die Kernschen Lehrbücher (Leitfaden und Grundriß) inzwischen eingeführt worden sind, konnte ich leider nicht erfahren, weil von der Stelle, die mir hätte Auskunft geben können, auf meine Anfrage keine Antwort erfolgte. Dagegen waren die Herren Prof. Dr. Bruchmann und Prof. Dr. Reinold Kern in Berlin so liebenswürdig, mir auf einige Fragen sofort in ausgiebiger Weise zu antworten. Danach ist am Köllnischen Gymnasium in Berlin der „Leitfaden für den Anfangsunterricht“ in VI und V, der „Grundriß der deutschen Satzlehre“ in IV und III eingeführt. Der „Leitfaden“ ist 1897 in 2. Auflage, der „Grundriß“ 1896 in 3. Auflage erschienen. Von letzterem soll im Jahre 1913 eine neue Auflage erscheinen. Die Kernschen Schriften<sup>5)</sup> werden, wie ich höre, fast täglich

<sup>4)</sup> Zeitschr. f. Gymnas. 1883 p. 686.

<sup>4a)</sup> Verhandlungen d. 9. Dir.-Vers. in d. Prov. Schlesien 1891, p. 162, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

<sup>5)</sup> S. Anhang.

verlangt; ein Beweis, welch' lebhaftes Interesse man den literarischen, namentlich grammatischen Arbeiten Kerns auch jetzt noch allerwärts entgegenbringt. Kern starb am 14. Dezember 1894, leider zu früh für sein Reformwerk. Der Gegenreferent für die Kernsche Frage bei der Schles. Dir.-Versammlung (1891) sprach sich über sie folgendermaßen aus: „Der Stein ist sozusagen durch Fr. Kern ins Rollen gekommen und wird nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis er auf eine gesicherte Grundlage gebracht sein wird. Ob das noch von Kern selbst oder irgend einem anderen geschieht, ist dabei ganz gleichgültig; es ist nur zu wünschen, daß es recht bald geschieht“. Nachdem verschiedene Direktoren-Versammlungen (in Schlesien, Sachsen, Posen, Schleswig-Holstein) bestimmte Leitsätze für den Unterricht in der deutschen Grammatik aufgestellt hatten und auch durch die im Jahre 1901 vom Preußischen Kultusministerium herausgegebenen „Lehrpläne und Lehraufgaben“ feste Normen für den Unterricht geschaffen worden waren, trat eine gewisse Beruhigung in dem bisherigen Hin- und Herwogen der heterogensten Meinungen ein, da den Verfassern von Schulgrammatiken jetzt sichere Richtlinien gegeben waren, die der Subjektivität des Lehrers zwar immer noch genügenden Spielraum ließen, aber der Hauptsache nach doch innegehalten werden mußten. So wird hoffentlich noch auf Dezennien hinaus für eine gewisse Stabilität des deutsch-grammatischen Unterrichts gesorgt sein.

## I. Abschnitt.

### § 1.

#### Hinweis auf einige grammatische Lehrbücher.

Streng auf Kernscher Grundlage ruhende Grammatiken sind, soweit sich das übersehen läßt, auf höheren Schulen äußerst wenig im Gebrauch. Die meisten Verfasser grammatischer Lehrbücher haben sich in der Annahme der Kernschen Reformen größte Zurückhaltung auferlegt, oft gehen die Neuerungen kaum über die Annahme einiger

belangloser grammatischer Termini hinaus. Es war ja das auch nach den von drei Direktorenversammlungen abgegebenen ziemlich gleichlautenden Urteilen nicht anders zu erwarten.

Vor mir liegt die „Kleine deutsche Sprach- und Satzlehre“ von Theod. Lohmeyer. Im Vorwort weist der Verfasser darauf hin, daß er in der 1. Auflage nach dem Vorgange Fr. Kerns die Kopula beseitigt; in der 2. im Anschluß an ebendenselben die verkürzten Nebensätze. Im übrigen stehe er bezüglich der Kernschen Reformvorschläge auf dem Standpunkte G. Wendts in Karlsruhe, der in der 17. Auflage zu seinem „Grundriß der deutschen Satzlehre“ bemerke, „daß die empfohlene Reform der Satzlehre weder theoretisch zu begründen noch praktisch durchzuführen sei.“ „Auf demselben Standpunkte“ — setzt er weiter fort — „steht auch W. Wilmanns in Bonn; Wilmanns und Wendt sind bekanntlich Fachmänner ersten Ranges in bezug auf deutsche Grammatik. Auch Aug. Faulde in seiner lehrreichen, gründlich und klar abgefaßten Sonderschrift „Die Kernschen Reformvorschläge“ usw. verhält sich gegen den eigentlichen Hauptpunkt der Kernschen Reformvorschläge, nämlich die Auffassung vom *verbum finitum*, ablehnend“ usw.<sup>6)</sup> Von einer graphischen Darstellung des Satzes habe ich in dem Buche nichts finden können, jedenfalls würde auch Lohmeyer im Satzbilde, wenn er es eingefügt hätte, dem Subjekte eine beigeordnete, nicht untergeordnete Stellung angewiesen haben. Wegel<sup>7a)</sup> beurteilt das Buch sehr günstig, trotzdem es in der Satzlehre nicht auf Kernscher Grundlage ruht. Er meint, „jedenfalls werden auch ausgesprochene Anhänger des verstorbenen verdienstvollen Fachmannes, über dessen Neuerungen man unter keinen Umständen einfach zur Tagesordnung übergehen

<sup>6)</sup> Lohmeyer, Vorwort V fgd. Hannover Helwing'sche Buchhandlung 1904.

<sup>7a)</sup> Zeitschr. für das Gymnasialwesen, 59. Jahrg. (39. Jahrg.) Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung.

kann,<sup>7b)</sup> dem Verfasser das Zeugnis nicht versagen, daß seine Arbeit . . . etwas zu bedeuten hat“.

Ich wende mich nun einem anderen Lehrbuch zu, das bereits im Jahre 1891 unter dem Titel „Grundzüge der deutschen Grammatik“ von Dr. W. Wüseke“ herausgegeben wurde und schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage erlebte. Dieselbe hatte nach dem inzwischen leider zu früh erfolgten Tode des „wissenschaftlich und pädagogisch hochbegabten Verfassers“ der Direktor Vockeradt in Recklinghausen besorgt. Wüseke war mit jugendlichem Feuer für die Kernschen Reformen eingetreten und hatte in mehreren Zeitschriften mit der größten Entschiedenheit für eine neue den Reformen entsprechende Behandlung der Satzlehre sich ausgesprochen, aber schon in der ersten Auflage seiner „Grundzüge“ zeigte sich dasselbe Schwanken in der Auffassung gewisser Punkte wie bei Kern. Ein Blick in das Vorwort<sup>8a)</sup> wird dies zeigen. Dort heißt es: „Wie ich über die wichtigsten der von Fr. Kern behandelten syntaktischen Fragen urteile, habe ich im Gymnasium VIII, Nr. 6 und 7 und in der Besprechung der Abhandlung von Faulde „Über die Kernschen Reformvorschläge“ (Gymnasium IX, Nr. 3) ausführlicher dargelegt. Den dort begründeten Anschauungen entsprechen die betreffenden Teile des vorliegenden Buches. Nur in einem Punkte, der Auffassung des *verbum finitum* und der damit zusammenhängenden graphischen Darstellung des Satzes, in welcher ich früher Kern beistimmte, bin ich mittlerweile zu der entgegengesetzten Ansicht gelangt. . . . Aus dem Gesagten erklärt sich, daß in den nach dem Muster Kerns angefertigten Satzbildern dem Subjekt eine gleichgeordnete Stellung<sup>8b)</sup> neben dem Prädikate angewiesen werden mußte“. Daran schließt sich eine Bemerkung Wüsekés über die Schriften Kerns, wonach „deren hohe Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung auf dem

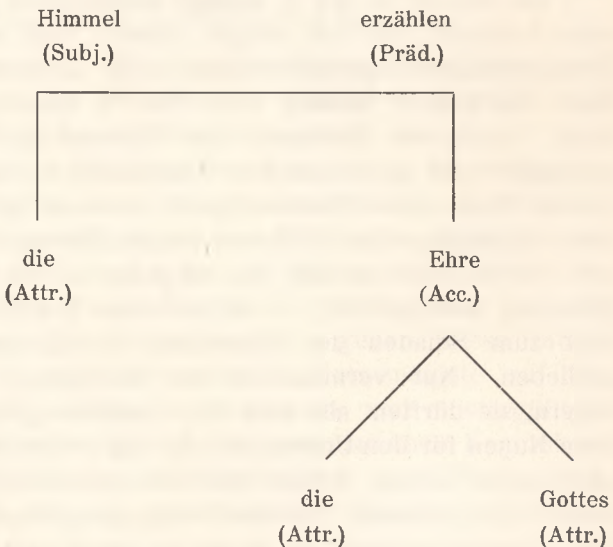
<sup>7b)</sup> S. Anhang.

<sup>8a)</sup> Wüseke, Grundzüge etc. Vorwort V fgd.

<sup>8b)</sup> Vgl. die Kernschen Reformvorschläge etc. S. 48 fgd. § 11. 25. Philomathiebericht S. 245 fgd.

Gebiete der Syntax und für die Verbesserung der Unterrichtsmethode außer allem Zweifel steht“. Auf den „Grundzügen“ von Wüseke beruht nun, was den Unterricht in den unteren Klassen betrifft, also dem I. Teil, die Grammatik von Prof. Dr. Friß Hofmann (5. Aufl. 1912). In der von dem Verfasser dem I. Teil gegebenen Fassung ist das ursprüngliche Buch nicht wiederzuerkennen. Einzelne Sätze und Beispiele, da und dort auch Übergänge, erinnern ja an Wüseke, aber sonst hat das Buch eine ganz andere Gestalt bekommen, es hat, wie Hofmann selbst sagt, eine „wesentliche Umarbeitung“ erfahren. So schließen sich z. B. die Satzbilder an Kern an, indem der Bevorzugung des Prädikats in der graphischen Darstellung stattgegeben wird, während Wüseke dem Subjekt Gleichberechtigung mit dem Prädikat zugesteht. Man vergleiche die beiden Satzbilder von Wüseke<sup>9)</sup> und von Hofmann:<sup>10)</sup>

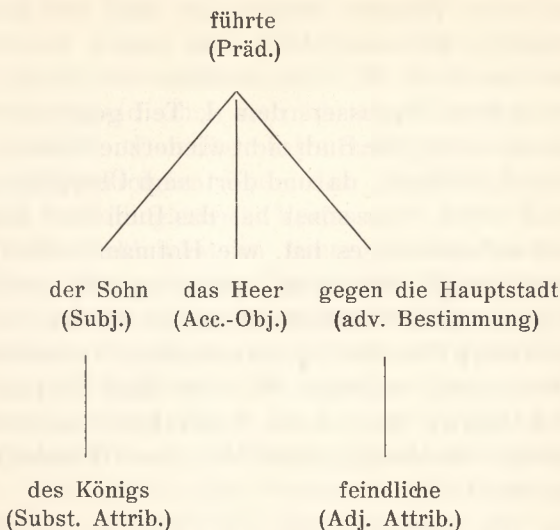
### 1. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.



<sup>9)</sup> Wüseke, Grundzüge p. 11.

<sup>10)</sup> Hofmann, Kl. Handbuch etc., Anhang II, p. 111.

## 2. Der Sohn des Königs führte das Heer gegen die feindliche Hauptstadt.



Ein bereits in der 8. Auflage erschienenenes grammatisches Lehrbuch, das vor einigen Jahren auch am Neisser Realgymnasium eingeführt wurde, ist die „deutsche Sprachlehre für höhere Schulen von Prof. v. Sanden“.<sup>11)</sup> Mit Recht weist der Verfasser im Vorwort auf die Notwendigkeit des grammatischen Unterrichts in der Muttersprache hin; diese Notwendigkeit betonen ja auch die neuen Lehrpläne von 1892 und die revidierten vom Jahre 1901. v. Sanden hat sich, wie ich sehe, an die Kernschen Reformen nicht gekehrt, er ist der alten Tradition, gewiß nicht zum Schaden des Unterrichts, im allgemeinen treu geblieben. Nur vermisste ich die Einfügung von Satzbildern, sie dürften als eine Art Anschauungstafeln nicht ohne Nutzen für den Unterricht sein. Mir will es wenigstens scheinen, als ob die Schüler der Schematisierung der Sätze immer ein gewisses Interesse entgegengebracht hätten. Ein „Viertelstündchen“ im Monat ist gewiß auch für diesen Zweck leicht zu erübrigen.

<sup>11)</sup> Friedrich Ebbeckers, Verlag, Lissa i. P. 1908.

In der Rehorn-Werthschen Grammatik<sup>11a)</sup> sind an drei verschiedenen Stellen S. 27, 60, 84 Satzbilder auf Grundlage der Gleichberechtigung des Subjekts mit dem Prädikat angeführt.

In der Grammatik von F. Martin<sup>11b)</sup> finde ich nur auf S. 51 fgd. Satzbilder erwähnt und weiter entwickelt. Sie sind ähnlich ausgeführt, wie ich § 11 p. 48 in den „Kernschen Reformvorschlägen“ angeraten habe. Martin meint, daß die Satzbilder am klarsten und sichersten den Bau und die Gliederung von Satzgebilden vermitteln, sagt jedoch ganz richtig am Schluß: „Will man aber alle möglichen grammatischen Verhältnisse in dem Satzbilde zur Darstellung bringen, so wird das Satzbild schließlich so verwickelt, daß der Wert des ganzen Verfahrens als ein sehr zweifelhafter erscheint“. Damit bin ich ganz einverstanden (s. § 11, p. 48 fgd.).

## § 2.

### Allgemeine Bemerkungen über den Unterricht in der deutschen Grammatik.

In den i. J. 1901 veröffentlichten Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen wird über den deutschen Unterricht folgendes gesagt:

„Die grammatische Unterweisung in der Muttersprache hat die Aufgabe, dem Schüler einen sicheren Maßstab für die Beurteilung des eigenen und fremden Ausdrucks zu bieten, ihn auch noch später in Fällen des Zweifels zu leiten und ihm einen Einblick in die Eigenart und die Entwicklung seiner Muttersprache zu geben. Diese Unterweisung hat sich aber auf das Notwendigste zu beschränken, sich immer an bestimmte und mustergültige Beispiele anzulehnen und die grammatischen Kenntnisse früherer Stufen so zu wiederholen, daß Neues und Schwieriges sich in erweiternden Kreisen an früher

<sup>11a)</sup> Methodischer Lehrgang für den Unterr. in der deutschen Grammatik, 9. Aufl. Berlin, Moritz Diesterweg 1910.

<sup>11b)</sup> Schulgrammatik der deutschen Sprache, 14. Aufl. F. Hirt, Kgl. Univ.-Verl.-Buchh., Breslau, 1906.

erworbene Kenntnisse anknüpft und ein zusammenhängender Überblick gewonnen wird. Die Behandlung der deutschen Grammatik wie die einer Fremdsprache ist zu verwerfen.“

Zehn Jahre vorher (1891) waren von der Schles. Dir.-Versammlung folgende Thesen angenommen worden:

1. Ein selbständiger, planmäßiger Unterricht in der neuhochdeutschen Grammatik ist notwendig; derselbe dient zur Einführung in die Erkenntnis unserer Muttersprache.<sup>12)</sup>
2. Über Kern s. pag. 61.
3. Der Unterricht in der neuhochdeutschen Grammatik wird in den Klassen VI—O III in einem auf das Notwendigste beschränkten Umfange und in einer den Bedürfnissen der Anstalten entsprechenden Unterrichtszeit erteilt.<sup>13)</sup>
4. Der Gebrauch des Leitfadens ist notwendig.

---

<sup>12)</sup> Ueber den Zweck des grammatischen Unterrichts in den Volksschulen — um auch diesen hier zu berühren — äußert sich das preußische Kultusministerium in seiner Anweisung betreffend die Schulrevisionen v. 31. Jan. 1908 folgendermaßen: „Die grammatischen Besprechungen beschränken sich in der Volksschule im wesentlichen auf den Zweck, den richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache fördern zu helfen.“

<sup>13)</sup> Bezüglich der auf diesen Unterrichtszweig zu verwendenden Zeit heißt es in dem eben erwähnten ministeriellen Erlaß für Volksschulen weiter: „Demnach ist für die grammatischen Besprechungen im Stundenplan nicht zu viel Zeit zu beanspruchen.“ Die Behörde drückt sich wie immer sehr vorsichtig aus und scheint auch hier nicht ohne Absicht einen etwas dehnbaren Begriff gebraucht zu haben. R. Lange (Method. Handbuch für den grammat. Unterricht in der Volksschule 1909, p. 6), hilft der richtigen Auffassung dadurch etwas nach, daß er schreibt: „Gewiß, zu viel Zeit darf der grammatische Unterricht nicht beanspruchen, nämlich nicht mehr als nötig ist, um sein Ziel zu erreichen.“ Ganz dasselbe gilt für die höheren Lehranstalten. Ich meine auch, unter Umständen kann für den grammatischen Unterricht „viel, sehr viel Zeit“ beansprucht werden, vielleicht so viel, daß ein peinlicher, nach dem Buchstaben gehender Revisor den Lehrer dann glaubt an das „ne quid nimis“ der „Behörde“ erinnern zu müssen.

5. Es ist zu wünschen, daß die einzelnen Anstalten Verzeichnisse der in ihrer Gegend am meisten vorkommenden Sprachfehler aufstellen.

Die in den „Lehrplänen“ erwähnte „Behandlung der deutschen Grammatik“ schließt natürlich den Gebrauch eines Leitfadens nicht aus, nur die Methode, die Behandlungsweise soll eine andere sein als bei Fremdsprachen, wo ja doch durchweg, wie in allen übrigen Unterrichtsfächern (Geographie in VI ausgenommen?), Leitfäden in Gebrauch sind. Nichts wäre törichter, als wenn zwar der Lehrer sich in seinem Unterrichte von einem Leitfaden leiten ließe, aber nicht gestatten wollte, daß auch seine Schüler einen solchen Leitfaden als willkommene Stütze bei Repetitionen und als Berater bei Schwankungen und Unsicherheiten in Anspruch nehmen. Die Schles. Dir.-Vers. von 1871 hat den Gebrauch einer Grammatik für ratsam erklärt, die von 1891 für notwendig. Im Jahre 1903 verhandelte die 8. Direktorenversammlung in Schleswig-Holstein über die Gestaltung des grammatischen Unterrichts in der Muttersprache und nahm u. a. folgenden Leitsatz an: „Ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Leitfaden, der auf die praktischen Bedürfnisse Rücksicht nimmt, muß sich in den Händen der Schüler befinden“. Freilich soll ein Lehrbuch, welches allen Anforderungen genügt, noch geschrieben werden; es existiert wohl in der Phantasie, aber nicht im Buchhandel.

Eine Gefahr für den Unterricht erwächst sicher nicht aus der durch ein solches Lehrbuch „sich hindurchziehenden §§mäßig abgegrenzten Systematik“;<sup>14)</sup> denn kein Lehrer wird so töricht sein, §§mäßig das ganze Pensum lernen zu lassen. Ein verständiger Lehrer wird vielmehr bei aller Systematik, bei aller Planmäßigkeit eklektisch verfahren und das augenblickliche Bedürfnis zu Rate ziehen.

---

<sup>14)</sup> Frick, Lehrproben, 15. 1888, p. 109.

## II. Abschnitt.

### § 3.

#### Zweck und Ziel des deutsch-grammatischen Unterrichts.

Es wird sich jetzt um die Beantwortung der Frage handeln, welchen Zweck und welches Ziel der deutsch-grammatische Unterricht verfolgt, welcher Umfang ihm auf den höheren Lehranstalten gegeben werden soll und welche Methode anzuwenden ist.

Die im folgenden Aufsatz niedergelegten Gedanken entstammen zum Teil meiner eigenen langjährigen Erfahrung, zum Teil sind sie aus den Erfahrungen bewährter Fachmänner geschöpft.

Einen historischen Rückblick auf den deutsch-grammatischen Unterricht zu werfen erübrigt sich; das Material dazu bieten in Fülle Kehr, Rein, Werther u. a.<sup>15)</sup>

Es genügt der Hinweis darauf, daß man die grammatische Schulung durch Anlehnung an den lateinischen Unterricht und in genügender Weise später dadurch zu erreichen glaubt, daß man neben der Anlehnung an den lateinischen Unterricht<sup>16)</sup> und in Übereinstimmung mit der grammatischen Terminologie desselben das Lesebuch als Mittelpunkt des deutschen Unterrichts betrachtete und die grammatischen Belehrungen an den Inhalt der Lesestücke knüpfte. Dadurch wurde aber nichts erreicht; die Unsicherheit und Ungenauigkeit im Gebrauch sprachlicher Formen nahm vielmehr zu, und es forderte schließlich die in bedenklicher Weise hervortretende Nachlässigkeit im Stil die Behörde zu entschiedeneren Maßnahmen auf. Es erschienen die Lehrpläne vom 31. März 1882, welche sich etwas genauer über Umfang und Methode des grammatischen

<sup>15)</sup> C. Kehr, theoret. prakt. Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke, 8. Aufl., Gotha 1883.

W. Werther, der Unterricht in der Volksschule, Leipzig 1887.

W. Rein, Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts.

<sup>16)</sup> Wiese, I. 66, Zirkularverfügung von 1843.

Unterrichts aussprechen. Sie forderten „die Kenntnis der wichtigsten Gesetze der Formlehre und der Syntax der deutschen Sprache“.<sup>17)</sup>

In den Erläuterungen dazu heißt es: „Die weit verbreitete Ansicht, daß deutsche Formlehre und Syntax nicht ein Gegenstand des Unterrichts an höheren Schulen, sondern nur gelegentlich aus Anlaß der Lektüre zu berühren sei, ist veranlaßt durch falsche Methoden, welche einerseits die Muttersprache so behandelten, wie eine erst zu erlernende fremde Sprache, andererseits den Unterricht darin zu einer Beispielsammlung der Logik zu machen suchten. Verkannt ist in dieser Ansicht, in welchem Umfange der Gebildete über Punkte der Formlehre und der Syntax seiner Muttersprache bestimmte Kenntnis gewonnen haben muß, um nicht für Fälle des Zweifels und der Schwankung dem Zufall und dem subjektiven Belieben preisgegeben zu sein.“ Es wird also zunächst hier gesagt, die falsche Ansicht, wonach die deutsche Formlehre und Syntax kein Gegenstand des Unterrichts an höheren Schulen sei, beruhe auf einer Verkennung des Umfanges, in welchem die Kenntnis gewisser Punkte der Formlehre und der Syntax jedem Gebildeten zu einem bestimmten praktischen Zwecke notwendig sei. Dieser praktische Zweck ist — nach dem Wortlaute der Verfügung — die Vermeidung des Falschen und die Anwendung des grammatisch Richtigen in Fällen des Zweifels und der Schwankung. In dieser durch den grammatischen Unterricht herbeizuführenden Befähigung des Schülers ist ohne Zweifel das nächste Ziel zu erblicken, welches die Schule anzustreben hat. Ich verweise hier auf den Leitsatz, welchen die 11. Direktoren-Versammlung der Provinzen Ost- und Westpreußen im Jahre 1886 aufgestellt hat; er lautet: „Ein besonderer, planmäßiger Unterricht in der nhd. Grammatik muß erteilt werden, damit die Schüler zur bewußten<sup>18)</sup> Korrektheit im Gebrauch der Muttersprache geführt werden.“ Weiter-

<sup>17)</sup> Vgl. den 1867 veröffentlichten Normallehrplan.

<sup>18)</sup> Ähnlich Programm des Kasseler Gymnasiums 1887, p. 13.

gehende Ziele, z. B. solche, wie sie für die österreichischen Schulen von den Instruktionen<sup>19)</sup> gefordert wurden, sind als unerreichbar von der Hand zu weisen. Ob an ihnen jetzt noch festgehalten wird, möchte ich bezweifeln. Auf die „Entwicklung des Sprachgefühls“ wird freilich auch der Unterricht auf preußischen Anstalten Bedacht nehmen müssen, auch er wird das Sprachgefühl „zur bewußten Klarheit und Fähigkeit sicherer Entscheidung“ bringen können, aber wie er dasselbe „zur vollen Herrschaft über das Sprachmaterial steigern“ soll, das ist mir unerfindlich. Zu dieser Höhe wird ein Abiturient nicht gebracht werden können, geschweige denn ein mit dem Zeugnis für den einjährigen Dienst abgehender Sekundaner; und doch haben die preußischen Lehrpläne von jenem Jahre ohne Zweifel auch diese jungen Leute im Sinne, wenn sie von „Gebildeten“ sprechen, die in Fällen „des Zweifels und der Schwankung“ nicht dem subjektiven Belieben preisgegeben sein sollen. Unter dem Ausdruck „Gesetze“, den jene Erläuterungen gebrauchen, sollen jedenfalls nur die grammatischen „Regeln“ verstanden werden; denn die Kenntnis der sprachlichen Gesetze würde eine mehr philosophische Behandlung der Sprache voraussetzen, und das läge außerhalb der Aufgabe der Schule. Am Schluß jener „Erläuterungen“ wird ja überhaupt nur von „Punkten der Formlehre und Syntax“ gesprochen, über die ein Gebildeter im klaren sein soll. Zur Erreichung dieses Zieles würde also die Einübung eines etwas bestimmter abgegrenzten Lernstoffs erforderlich sein. Es fragt sich nun

1. welchen Umfang hat dieser Stoff zu beanspruchen,
2. auf welche Klassen ist er zu verteilen,
3. welches Zeitmaß darf dem Unterricht in den einzelnen Klassen eingeräumt werden?

---

<sup>19)</sup> Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich, Wien 1885, p. 118. Raumer, Gesch. der Pädagogik III, p. 305 stellt als Ziel hin: Die richtige Handhabung der deutschen Schriftsprache und die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprache.

## § 4.

## Umfang des Unterrichtsstoffs.

Mit der ersten Frage geht eine andere Hand in Hand, die freilich zum Teil das Gebiet der Methode berührt, aber hier nicht gut umgangen werden kann; es ist die Frage, ob dem Unterricht eine Grammatik zu Grunde zu legen sei. Die preußischen Lehrpläne sprechen sich darüber nicht aus, auch die von 1892 und 1901 übergehen diesen Punkt mit Stillschweigen, wohl aber haben, wie ich auf S. 69 fgd. bereits bemerkte, mehrere Direktorenversammlungen darüber ihr Urteil abgegeben. Schon die 1. Schles. Direktorenversammlung v. J. 1871 hat, als sie sich dafür entschied, daß in den vier unteren Klassen neben der gelegentlichen Belehrung über grammatische Objekte auch ein abgesonderter systematisch-grammatischer Unterricht zu erteilen sei, gleichzeitig auch die These aufgestellt, daß es ratsam sei, für die vier unteren Klassen eine deutsche Grammatik einzuführen. An den meisten, wenn nicht allen, höheren Schulen der Provinz befinden sich denn auch kurz gefaßte Lehrbücher in den Händen der Schüler<sup>20a)</sup>. Die Einführung konnte ja übrigens nach Erlaß der letzten Lehrpläne gar nicht mehr fraglich sein. Ziemlich belanglos erscheint es dagegen, ob ein gesonderter grammatischer Leitfaden im Gebrauch ist, oder ob der grammatische Stoff als Anhang dem Lesebuch beigegeben ist. Notwendig erscheint mir nur, daß für die einzelnen Stufen feste Penssen ausgesondert werden, damit in jeder Klasse sicher auf dem in der vorhergehenden Klasse Durchgenommenen weiter gebaut werden kann.<sup>20b)</sup> Dadurch wird dem Unterricht Halt und Übereinstimmung gegeben, und es wird bei planmäßiger Verteilung des Stoffes<sup>21)</sup> die Erfahrung verhütet, „daß sich

<sup>20a)</sup> In Neisse sind an den 4 höheren Lehranstalten (Gymnas., Realgymnas. und 2 Mädchenlyceen) 4 verschiedene Lehrbücher in Gebrauch, nämlich: J. Buschmann, v. Sanden, Mensing u. Rehorn-Werth.

<sup>20b)</sup> In Schlesien ist das ja wohl schon überall üblich.

<sup>21)</sup> Zu vergl. die Lehrpläne und Lehraufgaben etc. 1901.

kein Lehrer auf die Leistungen des Vorgängers stützt, daß jeder von neuem und zugleich am gesamten Gebäude und jeder nach seinem Stile baut“.<sup>22a)</sup>

Die grammatischen Lehrbücher behandeln nun zwar in systematischer Ordnung den Stoff, aber es wäre töricht zu meinen, daß ein systematischer Unterricht Seite um Seite oder Abschnitt um Abschnitt in der Grammatik durchzunehmen hätte; ein solches Verfahren schlägt man ja selbst beim fremdsprachlichen Unterricht nicht immer ein; man wird vielmehr eklektisch<sup>22b)</sup> zu verfahren haben, auf verschiedene Stufen übergreifen und gerade das zur Einübung herausnehmen müssen, was durch die augenblicklichen Verhältnisse gefordert wird. Die Lehrpläne skizzieren den Umfang des Lernstoffes nur und überlassen es der Schule, die Auswahl zu treffen. Es ist wohl auch besser, daß in Bezug hierauf nicht Einzelbestimmungen getroffen worden sind, sondern daß zwar über ein allgemeines Verfahren Einigung gefordert wird, alles übrige aber dem Ermessen der Lehrerkollegien anheimfallen darf. Man denke nur, in welche Verlegenheit gewisse Anstalten kommen müßten (z. B. Posener, Oberschlesische, Schleswigsche), wenn ihnen die strenge Befolgung solcher Einzelbestimmungen zur Pflicht gemacht würde. Eine gleichmäßige Behandlung aller Teile der Grammatik ist sicher nicht erforderlich; so würde m. E. die Formlehre schon erheblich hinter der Syntax zurückstehen müssen, und die Lautlehre dürfte überhaupt nur soweit zur Behandlung kommen, als sie zur Erklärung bestimmter Erscheinungen unumgänglich notwendig ist. Über Zusammensetzung deutscher Wörter und die Wortverbindung muß dem Schüler jedenfalls etwas genauerer Aufschluß gegeben werden, damit er in zweifelhaften Fällen später nicht bloß nach einem gewissen dunklen Gefühl, auf irgend welche Analogien gestützt, sein Urteil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit irgend einer Sprach-

<sup>22a)</sup> Hermes, Unsere Muttersprache, Berlin 1881, p. IV.

<sup>22b)</sup> Vgl. § 2, p. 69, Schluß.

form<sup>23a)</sup> abgebe, sondern bewußt, auf Grund grammatischer Einsicht, sich für das Richtige entscheide. Die Notwendigkeit, über das, was sprachlich falsch und richtig ist, sich ins klare zu setzen, ist heute, wo die Sprachbildnerie von ganz unberufener Seite geübt wird, wo die verschiedensten sprachlichen Verstöße, die auffallendsten, krassesten Mißbildungen durch die Presse schnell verbreitet und namentlich von der für alles Neue begeisterten „Jugend“ oder von gewissen für alles Moderne schwärmenden, geckenhaften „Halbwissern“ gierig aufgegriffen und in Gebrauch genommen werden, mehr als je anzuerkennen, nachdem wir über die Ausdehnung des sprachlichen Unfugs noch vollends durch verschiedene Schriften<sup>23b)</sup> belehrt worden sind. Auch für die Sprache gilt das Platonische *Κινεῖται καὶ δεῖ τὰ πάντα*, auch die Sprache ist ein lebendiger, der Entwicklung fähiger Organismus, aber unorganische, der Entwicklung nicht förderliche, sondern sie hemmende und nur zur Verkrüppelung führende Auswüchse, also gleichsam Schmarotzerbildungen der Sprache, müssen schonungslos aus dem Gebrauch entfernt werden. Wenn man heute<sup>23c)</sup> — ich will nur ein paar Beispiele anführen, die mir gerade zur Hand sind — das Verbum durchqueren gebraucht für den längeren Ausdruck „quer durch ein Gebiet gehen“, oder durchlochen<sup>24)</sup> für „ein Loch durch etwas machen“ (coupieren!), Speisekarte<sup>25)</sup> für „Speisekarte“, Äpfelbäume<sup>26)</sup> für „Apfelbäume“, der Hochgestelltste für der „Höchstgestellte“, <sup>27)</sup> er anerkennt<sup>28)</sup> für „er erkennt an“, Rechenbuch für „Rechenbuch“, landwirtschaftlicher Schuldirektor<sup>29)</sup> für „Direktor einer landwirtschaftlichen Schule“, Reisebeschreibung durch Italien für „Beschreibung einer Reise durch Italien“, ein selten<sup>30)</sup> vernünftiger Mann für „ein sehr vernünftiger Mann“ und so unzählige andere Verbindungen und Ausdrücke, so muß der einigermaßen Gebildete doch imstande sein, wenn er zwischen die Wahl solcher Formen gestellt wird, nicht bloß nach seinem Sprachgefühl — das ihn irre führen

---

<sup>23a)–30)</sup> S. Anhang.

kann —, sondern auf Grund eingehender durch den grammatischen Unterricht in der Schule gewonnener Kenntnisse über die Zulässigkeit einer Form ein begründetes Urteil abzugeben. Ohne systematische Übersicht der Grammatik kann der Schüler aber hierfür weder Interesse noch Verständnis bekommen. Wie soll er sich zu folgenden syntaktischen Verbindungen stellen: „Vor der Tür angelangt, öffnete sich dieselbe“;<sup>31)</sup> oder „die Erzählung nimmt einen den Leser unbefriedigenden Verlauf“; oder „alles war bereit, und reichte ich ihm dann zum Abschied die Hand“?<sup>32)</sup> Die Umgangssprache vermeidet solche falsche Wendungen nicht, und häufig ist selbst die Lektüre nicht ganz frei davon. Der Geschäfts- und Amtsstil, der sich auch in Zeitungen einbürgert, gibt in bedenklicher Weise Aufschluß darüber, welche Unsicherheit<sup>33)</sup> und Willkür im Gebrauch der Sprache herrscht. Dem kann nur durch sicheres grammatisches Wissen oder doch wenigstens durch Vertrautheit mit einer deutschen Grammatik begegnet werden, aus welcher man sich auch im späteren Leben noch Rat und Belehrung holen kann.

Der Lernstoff der Grammatik ist aber mit Formlehre und Syntax noch nicht erschöpft. Einen Gegenstand des Unterrichts auf Schulen, höheren wie niederen, bildet auch die Orthographie und die Interpunktion. Wenn gleich beide, streng genommen, zur Grammatik nicht gehören, so stehen sie doch in so vielen Beziehungen zu ihr (man denke nur an die Lautlehre, an die Wortbildungs- und Satzlehre), daß man es für nötig gehalten hat, sie in den grammatischen Lehrbüchern wenigstens in einem Anhang gesondert zu behandeln. Für wie wichtig die Orthographie allgemein gilt, geht schon aus dem Umstande hervor, daß grobe Verstöße gegen gewisse orthographische Regeln nicht selten als Gradmesser für die Bildung eines Menschen gelten. Freilich sind Täuschungen nicht ausgeschlossen. Auch auf die Interpunktion hat die Schule ihr Augenmerk zu richten. Nichts stört so sehr

31) — 33) S. Anhang.

in der Lektüre eines Schriftstücks als der Mangel an Satzzeichen, namentlich dann, wenn durch ihn Zweideutigkeiten entstehen. Bezüglich der Interpunktion herrscht ja wohl im allgemeinen Übereinstimmung,<sup>34)</sup> und in der Orthographie gelten jetzt auch nicht nur für Deutschland, sondern auch für Österreich ganz bestimmte Normen, so daß der Unterricht nun auf völlig gesicherter Grundlage ruht. Als vorzügliches Nachschlagebuch, das nur selten versagt, gilt das allgemein bekannte „Orthographische Wörterbuch“ von Duden.

### § 5.

#### Verteilung des Unterrichtsstoffes.

Auf welche Klassen ist nun der grammatische Unterrichtsstoff zu verteilen, und wieviel ist jeder einzelnen Klasse zuzuweisen? Darüber besteht wohl kein Zweifel mehr, daß der gesonderte grammatische Unterricht mit der Ober-Tertia seinen Abschluß finden muß. Von der UII an können nur ganz gelegentlich neue grammatische Fragen erörtert werden. Der deutsche Unterricht wird nur dann, wenn ein äußerer Anlaß, sei es die deutsche oder die fremdsprachliche Lektüre oder der deutsche Aufsatz, dazu auffordert, das grammatische Gebiet betreten. So wird es z. B. notwendig sein, daß gewisse grammatische Termini, wie Brechung, Umlaut, Ablaut, starke und schwache Deklination und Konjugation noch einmal begrifflich klargelegt und dem Bewußtsein des Schülers eingeprägt werden. Dasselbe gilt von der deutschen Satzlehre<sup>35)</sup>, deren schwierigeren Partien jetzt schon ein etwas gereifteres Verständnis entgegengebracht wird. Daß auch Bemerkungen sprachgeschichtlichen Inhalts z. B. über die Lautverschiebung, die früheren Deklinations- und Konjugationsformen über Fremdwörter<sup>36a)</sup>, Lehnwörter u. dgl. in den Unterricht einfließen dürfen, soweit diese Bemerkungen ohne genauere Kenntnis des Mittelhochdeutschen verständlich sein können, wird niemand befremdlich finden, der weiß, wie oft der

<sup>34)</sup>—<sup>36a)</sup> S. Anhang.

Lehrer im Unterricht auf frühere Sprachstufen zurückgreifen muß, wenn er gewisse sprachliche Erscheinungen im Neuhochdeutschen dem Schüler klar machen will. Dabei wird der Schüler einen Einblick in die „lebendigen Kräfte der Sprachbildung und deren Gesetze“ gewinnen und den Satz als richtig erkennen lernen, daß „die Sprache nichts Fertiges und Abgeschlossenes, sondern etwas Werdendes, ein lebensvoller, sich stetig fortentwickelnder Organismus ist“. Diese Erkenntnis aber muß ihn dann allmählich auch zur richtigen Beurteilung sprachlicher Neubildungen<sup>36b)</sup> befähigen.

Eine allgemein gültige Norm läßt sich für die Stoffverteilung nicht aufstellen; sie muß den einzelnen Lehrerkollegien überlassen bleiben, da örtliche Bedürfnisse oft ausschlaggebend sind. Nachahmung oder wenigstens Beachtung verdient der im Kasseler Programm von 1887 veröffentlichte Stoffverteilungsplan, der freilich von den für den Unterrichtsbetrieb geltenden preußischen Lehrplänen von 1901 nicht unerheblich abweicht. Begründet wird die Aufstellung eines solchen Planes sehr richtig damit, daß „nicht nur der Wirksamkeit des Lehrerkollegiums, auch wenn in dem Personalbestande desselben ein Wechsel eintreten sollte, die erforderliche Einheitlichkeit und Planmäßigkeit gesichert, sondern auch der Unsicherheit und Ratlosigkeit vorgebeugt werden soll, mit welcher die meisten jungen Lehrer dem Unterricht im Deutschen gegenüberzustehen pflegen“. Seit länger als einem Dezennium gibt es wohl keine höhere Schule in Preußen, an der nicht, dem von der Volksschule gegebenen Beispiel gemäß, auch in der deutschen Grammatik nach einem bestimmten Stoffverteilungsplane unterrichtet würde.

Die Lehrpläne von 1901 weisen zwar den einzelnen Klassen von VI—OIII bestimmte Lehraufgaben in der deutschen Grammatik zu, sprechen sich aber ebenso wenig, wie über manches andere, über den Zeitumfang aus, den der grammatische Unterricht beanspruchen dürfe. Die

---

<sup>36b)</sup> S. Anhang.

Antwort auf die Frage, wieviel von der dem gesamten deutschen Unterricht bewilligten Zeit auf Einübung der Grammatik zu verwenden sei, ist sehr schwierig, weil von äußeren Umständen abhängig. Daher lautet auch die auf der Schles. Direkt.-Versammlung von 1891 angenommene 3. These: „Der Unterricht in der nhd. Grammatik wird in den Klassen VI—OIII in einem auf das Notwendigste beschränkten Umfange und in einer den Bedürfnissen der Anstalten entsprechenden Unterrichtszeit erteilt.“<sup>37)</sup> Ich halte es nach meiner Erfahrung — und diese wird sich mit der anderer Kollegen decken — fürs beste, mit den aufsteigenden Klassen ein absteigendes Zeitmaß, also eine Einschränkung eintreten zu lassen. Dem Lehrer muß es überlassen bleiben, die genauere Zeiteinteilung zu treffen, aber eines muß er beachten, nie darf er eine volle Stunde mit den Schülern Grammatik treiben, da auch „bei geschicktester Methode die kleinen Geister durch sprachliche Verstandesarbeit leicht abgespannt oder überreizt werden.“<sup>38)</sup> Ganz aus meiner Seele hat Direktor Stein (Glatz) damals auf der Schles. Dir.-Vers. gesprochen, wenn er sagte, daß er sich aus seiner eigenen Schulzeit erinnere, wie ertötend der grammatische Unterricht auf ihn gewirkt habe, und daß nur die stundenlange Beschäftigung damit bei einer an sich wohl nicht schlechten Methode der Grund dazu gewesen sei. Ganz dieselbe Wahrnehmung hat gewiß jeder von uns selbst in seiner Jugend gemacht; er wird auch, wenn er später als Lehrer tätig war, gesehen haben, mit welcher Freude die Kleinen nach dem Lesebuche griffen, wenn nach etwas zu weit ausgedehnten grammatischen Erörterungen das Signal zur Lektüre gegeben wurde und die böse Grammatik mit dem interessanteren Lesebuche vertauscht werden durfte. Es hätte uns das eigentlich immer ein Fingerzeig zur Änderung der Lehrmethode sein müssen.

<sup>37)</sup> S. ob. p. 68.

<sup>38)</sup> Klee in Lyon, Zeitschr. für den d. Unt. II 1, p. 13.

## § 6.

## Methode des deutsch-grammatischen Unterrichts.

Wie ich bereits auf S. 71 bemerkte, wird in den den Lehrplänen von 1882 beigegebenen Erläuterungen die Notwendigkeit des gesonderten Unterrichts in der Formlehre und Syntax durch den Umfang begründet, in welchem jeder Gebildete sich bestimmte Kenntnisse auf diesem Gebiete angeeignet haben müsse, die durch gelegentlichen aus Anlaß der Lektüre betriebenen Unterricht nicht erlangt werden könnten. Des weiteren werden zwei falsche Methoden berührt, die sogenannte deduktive, welche zwar beim fremdsprachlichen Unterricht mit Erfolg zur Anwendung gebracht wird, aber bei der Behandlung der Muttersprache vom Übel ist; und dann die sogenannte Beckersche Methode, nach welcher die Sprache in logische Kategorien gezwängt wird, denen sie oft nur mit Widerstreben sich fügt. Beide Standpunkte dürfen wohl jetzt als überwunden betrachtet werden, aber doch nicht in der Weise, daß alle und jede Beziehung zu ihnen, jede Erinnerung an sie aus dem deutschen Unterricht entfernt werden müßte. Während die Lehrpläne in negativer Weise sich über die Methoden äußern, unterlassen sie es, bestimmt und positiv die einzig richtige Methode anzugeben; man liest nur das eine aus ihnen heraus, daß zur Erreichung des oben angedeuteten Zieles gelegentliche Belehrungen völlig unzulänglich sind. Ganz gewiß. Es lassen sich dieselben ja doch meist nur ganz planlos geben, wie das augenblickliche Bedürfnis sie gerade fordert, wobei das Bedenken gerechtfertigt erscheint, ob sie nicht über das Verständnis des Schülers hinausgehen, weil der Boden für sie noch nicht gehörig empfänglich ist. Oft genug führen derartige grammatische Exkurse von dem zunächst liegenden Zweck ab, und für den bezüglich der Grammatik beabsichtigten Zweck wird auch nichts erreicht. Richtig ist, was jemand sagt: Was gelegentlich gelehrt wird, wird auch gelegentlich vergessen, es ist dieser Unterricht „ein Freibrief für das Vergessen“.

Diese Bemerkung ist aber cum grano salis zu fassen; Ich meine doch, daß der gelegentliche grammatische Unterricht, nicht bloß der, den der Lehrer des Deutschen erteilt, sondern der Unterricht, an dem sich die ganze Schule beteiligt, in seinen Wirkungen häufig unterschätzt wird. Mit Recht gilt je d e Unterrichtsstunde an deutschen Lehranstalten auch als Unterrichtsstunde im Deutschen, und der Lehrer, welcher sich von dem Grundsatz der Konzentration des Unterrichts nicht so weit beeinflussen lassen wollte, daß er offenbare Verstöße gegen den richtigen mündlichen<sup>39a)</sup> oder schriftlichen Ausdruck der Schüler sofort verbesserte, würde gegen eine seiner ersten Pflichten verstoßen. Wie oft wird in der Religionsstunde, wie oft in dem Geschichts- oder naturwissenschaftlichen Unterricht Gelegenheit geboten, den Schüler auf Mängel im Ausdruck aufmerksam zu machen. Wie oft kommt der Lehrer der Mathematik und Physik in die Lage, bei schriftlichen Ausarbeitungen grobe orthographische oder syntaktische Fehler mit einem roten Strich zu versehen.<sup>39b)</sup> Wie oft bietet der fremdsprachliche Unterricht dem Lehrer Gelegenheit, Verstöße gegen Orthographie, Formlehre und Syntax dem Schüler vor Augen zu halten! In welchem Umfang hier dem deutschen Unterricht in die Hände gearbeitet wird, läßt sich ja gar nicht übersehen oder gehörig beurteilen. Unvermerkt wird das Wissen des Schülers auf diesem Wege erweitert und befestigt. Von einer eigentlichen Methode im Unterricht kann freilich nicht entfernt die Rede sein, es fehlt ihm ja zunächst jede Einheitlichkeit, und die ganze Unterweisung entbehrt auch jeder Planmäßigkeit, sie beruht vielmehr auf dem Zufall und einem sich zeitweise geltend machenden Bedürfnis. Der Schüler erhält, wie Wilmanns richtig bemerkt, auf diesem Wege nur einen „ungeordneten Haufen von Baumaterial“.<sup>40)</sup> Ich glaube auch, er würde sich auf diese Weise nie recht bewußt werden, was er im gegebenen Falle mit den einzelnen Bausteinen, die ihm zur Verfügung stehen, anfangen soll.

<sup>39a)</sup>—<sup>39b)</sup> S. Anhang.

<sup>40)</sup> Programm d. Gymnas. z. Gr. Kloster, Berlin 1870.

Etwas günstiger steht die Sache mit dem sogenannten angelehnten Unterricht. Dieser hat manche Berührungspunkte mit dem gelegentlichen gemein, ja er fällt häufig mit ihm zusammen. Die Lehrpläne scheinen unter dem gelegentlichen Unterricht auch den angelehnten mit verstanden zu haben, da sie ihm sonst den gesonderten nicht so ohne weiteres gegenübergestellt hätten. Trotzdem der angelehnte auch nicht gesondert betrieben wird, ist er doch mit dem gelegentlichen nicht auf eine Stufe zu stellen, da bei ihm immer noch eine gewisse Planmäßigkeit herrschen kann. Die Anlehnung kann nun eine dreifache sein, entweder wird der Unterricht in Verbindung mit dem fremdsprachlichen (lateinischen oder französischen) gesetzt, oder er lehnt sich an die deutsche Lektüre, oder an den deutschen Aufsatz an.

Der Anlehnung an den lateinischen Unterricht sprechen freilich manche Kapazitäten das Wort. So hält Schrader<sup>41)</sup> den systematischen (also gesondert erteilten) Unterricht namentlich in der Formenlehre auf den unteren und mittleren Lehrstufen nicht nur für überflüssig, sondern in mehr als einem Betracht für geradezu schädlich.

Die nötige Bekanntschaft mit den allgemeinen Formen und Kategorien der Sprache, meint er, erwirbt sich der Schüler am leichtesten und klarsten an einer fremden Sprache; die eigene ist ihm hierzu nicht gegenständlich genug und ein zu inniger Teil seines lebendigen Wesens, um nicht ihre analytische und anatomische Betrachtung für ein so frühes Alter zu erschweren und zu widerraten. In ähnlicher Weise spricht sich ein Artikel in Schmid's Enzyklopädie<sup>42)</sup> aus. Das Lateinische, heißt es hier, ist diejenige Sprache, durch die der Schüler zugleich in die Grammatik seiner Muttersprache eingeführt wird, allerdings nicht auf systematischem Wege, sondern auf dem Wege des gelegentlichen Unterrichts . . . ., aber es folgt

<sup>41)</sup> Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre p. 445.

<sup>42)</sup> Schmid, Enzyklopädie 2, p. 41.

daraus doch nicht, daß er nicht planmäßig vom Leichterem zum Schwereren fortschreite . . . Die Konjunktionen, an leichten Sätzen des lateinischen Lesebuchs geübt, führen auf ganz praktischem Wege in die Satzlehre ein, ohne daß der Schüler irgend etwas über ihre Theorie zu erfahren braucht usw. Ja sogar für die Interpunktion würde ein Gewinn erzielt. Auch Raumer<sup>43)</sup> scheint sich mit dem gelegentlichen bzw. angelehnten Unterricht zu begnügen. „Die gelehrte Schule“, meint er, „hat so viele Mittel, die Fehlerlosigkeit . . . in der Schriftsprache zu erreichen, daß sie zu diesem Behufe in deutscher Grammatik besondere zusammenhängende Lektionen nicht nötig hat.“ Trotzdem scheint ihm der lateinische Unterricht allein nicht zu genügen, da er eine, wenn auch nur elementare, Zusammenstellung der Lehren der deutschen Grammatik wünscht. Mit diesen Anschauungen der drei genannten Kapazitäten auf pädagogischem Gebiet vergleiche man die im Jahre 1891 auf der Schles. Dir.-Versammlung und im Jahre 1903 auf der 8. Dir.-Vers. in Schleswig-Holstein angenommenen Thesen. Wie sehr die Urteile über diesen Punkt auseinandergehen, beweisen die vom Gegenberichterstatter der ersterwähnten Konferenz aufgestellten Thesen<sup>44)</sup>, in denen die Auffassung von Schrader, Raumer und Schmid sich deutlich widerspiegelt. Sie lauten:

- Nr. 3. Ein selbständiger planmäßiger Unterricht in der Grammatik der Muttersprache ist neben dem fremdsprachlichen weder notwendig noch nützlich.
- Nr. 4. Nicht nur der ganze grammatische Bau der Muttersprache, sondern auch ihre Eigentümlichkeiten in Formen- und Satzlehre sind dem Schüler durch den lateinischen Unterricht bekannt zu machen.
- Nr. 6. Der Unterricht in der Muttersprache bringt gelegentliche grammatische Belehrung, insofern

<sup>43)</sup> Raumer, Geschichte der Pädagogik III, 2, 107 und 121.

<sup>44)</sup> Verhandl. p. 51. S. oben p. 67 fgd.

- a) Fehler der Schüler gegen den (mündlichen und schriftlichen) guten Sprachgebrauch zu verbessern
- b) Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch in der Lektüre, soweit es nötig und soweit es möglich ist, kurz zu erklären sind,
- c) in den oberen Klassen ein wissenschaftliches Verständnis der Muttersprache anzubahnen ist.

Nr. 7. Ein besonderer systematischer Unterricht in der Rechtschreibung ist nicht erforderlich;  
a, b, c, etc.

Nr. 8. Die Zeichensetzung ist gelegentlich im Anschluß an die schriftlichen Übungen der Schüler zu lehren.

Ohne mich in meinem Urteil von dem Berichterstatter, der im allgemeinen die Zustimmung der Direkt.-Versammlung mit seinen Thesen gefunden hat, oder von dem Gegenberichterstatter, der die erwähnten Kapazitäten auf seiner Seite hat, irgendwie beeinflussen zu lassen, muß ich erklären, daß mir, wie so manchem meiner Kollegen, im Laufe der Zeit die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der Anlehnung des deutschen Unterrichts an den lateinischen gekommen ist und kommen mußte. Von der Unzulänglichkeit sage ich, denn den aus dieser Unterrichtsmethode erwachsenden Nutzen überhaupt in Abrede stellen zu wollen, kann mir nicht beikommen, wiewohl ich andererseits auch die aus derselben für die Sprache entspringenden Nachteile nicht verkenne. Es handelt sich in den Lehranstalten zumeist um die lateinische und französische Sprache. Nun ist die Verschiedenheit beider Sprachen, namentlich der lateinischen, von der deutschen Sprache so groß, sowohl was Formenlehre, als was Syntax betrifft, daß der Schüler zunächst wenig mehr als die den beiden Sprachen gemeinsamen Kategorien lernen wird. Gewöhnlich ist ja wohl der angehende Sextaner mit einem solchen Maß von grammatischen Kenntnissen ausgerüstet,

daß er die leichteren Formen der deutschen Deklination<sup>45)</sup> und Konjugation nicht erst ab ovo in der lateinischen Stunde zu lernen braucht. Nicht selten fehlen aber einzelnen Schülern diese Kenntnisse, und der lateinische Unterricht wird dann dadurch erfahrungsgemäß außerordentlich gehemmt. Will nun der Lehrer das für die Klasse vorgeschriebene Pensum erledigen, so ist er gezwungen, die Hilfe des den deutschen Unterricht erteilenden Lehrers in Anspruch zu nehmen, um eine genügende Grundlage zu haben, auf der er weiter bauen kann. Erteilt er selbst den deutschen Unterricht,<sup>46)</sup> so wird er wissen, was er zu tun hat: er wird den deutsch-grammatischen Unterricht gesondert betreiben, und wäre es nur ad hoc. Zu empfehlen ist, daß er dem lateinischen Unterricht immer eine Stufe vorangeht. Einerseits hat doch nun einmal das Latein andere Aufgaben zu erfüllen als das Deutsche und kann sich durch eingehendere deutsch-grammatische Belehrungen in seiner Aufgabe nicht hemmen lassen, andererseits bleibt für den deutschen Unterricht schon noch soviel Zeit übrig, um dem Schüler die erforderliche sprachliche Grundlage zu verschaffen, welche die Elementarschule entweder zu legen versäumt hat oder, was wahrscheinlicher ist, in dem gewünschten Umfange nicht hat legen können. Unbestritten bleibt hier, daß durch die fortwährenden Deklinations- und Konjugationsübungen, durch das Vokabellernen, durch das Analysieren lateinischer Sätze<sup>47)</sup> die grammatischen Kenntnisse des Schülers erweitert und belebt werden; aber für ebenso unbestritten halte ich es, daß der Schüler die verschiedenen Abweichungen in den fremden Sprachen doch nur sehr schwer

<sup>45)</sup> S. Anhang.

<sup>46)</sup> Das sollte der Lateinlehrer freilich immer, und zwar nicht nur in den beiden unteren Klassen, sondern womöglich bis in die II hinein. Leider läßt sich das nicht so leicht durchführen.

<sup>47)</sup> Was bietet z. B. der Satz: *Quae prosunt nobis maximos labores?* für Stoff zum Analysieren und Korrigieren! Solche und ähnliche Quintanerleistungen begeben dem Lehrer aber doch täglich in seiner Praxis.

richtig erfassen wird, wenn er nicht genauere Kenntnis von den Eigentümlichkeiten seiner eigenen Sprache erlangt hat. Auf der 15. Dir.-Konferenz der Provinz Westfalen weist der Referent nicht mit Unrecht darauf hin, daß das, was in unseren Grammatiken fremder Sprachen von deren Syntax gelehrt wird, nur eine wesentliche Zusammenfassung dessen sei, worin die Syntax der betreffenden Sprachen von der unserer Muttersprache abweicht. Ein Einblick in die Gesetze der sprachlichen Bildung, „eine Kenntnis der wichtigsten Gesetze der Formenlehre und Syntax der deutschen Sprache“ läßt sich auf diesem Wege allein nicht gewinnen; ein solcher Unterricht ist „im wesentlichen gleichbedeutend mit fragmentarisch und salopp; denn erfahrungsgemäß bleiben dabei ganze Partien notwendiger deutsch-grammatikalischer Kenntnisse unbekannt.“<sup>48)</sup>

Ja, ich gehe noch weiter. Schrader hält den systematischen deutschen Unterricht für schädlich, ich halte ihn im Gegenteil für nützlich und notwendig und befinde mich mit dieser Ansicht auch in ganz guter Gesellschaft.<sup>49)</sup> Die Erfahrung zeigt doch, daß durch den fremdsprachlichen Unterricht (namentlich die Übersetzung aus fremder Sprache) häufig ein höchst nachteiliger Einfluß auf die Angemessenheit und Richtigkeit des deutschen Ausdrucks<sup>50)</sup> ausgeübt wird, so daß das einzige Korrektiv dagegen in einer gesonderten Behandlung der deutschen Grammatik zu suchen ist. Darin freilich muß ich Schrader recht geben, daß die lateinische Sprache mit ihrem einfachen, systematischen Aufbau mehr als andere Sprachen zur richtigen Vermittelung der deutschen Grammatik dienen kann, und

<sup>48)</sup> Erste Direktoren-Konferenz d. Prov. Sachsen 1874, p. 153, Schluß.

<sup>49)</sup> S. oben p. 67 fgd.

<sup>50)</sup> Humperdinck Programm Siegburg 1876 verweist auf Laas (der deutsche Unterricht an höh. Lehranstalten 1872) p. 53, der meint, es gebe Schulmeister, denen mehr daran liegt, daß der Schüler weiß, daß es milia, genitivus und Vergilius heißt, als daß er nicht Beredsamkeit, flehendlich und Rudolph schreibt.

ich bin mit Humperdinck<sup>51)</sup> fest davon überzeugt, daß auch künftighin der deutsche Unterricht, soviel es die Natur des Gegenstandes gestattet, an den fremdsprachlichen, und ebenso der fremdsprachliche an den deutschen sich anzuschließen suchen wird. Und zwar mit Recht, nur muß man immer im Auge behalten, daß nebenbei die deutsche Grammatik, da sie sich mit der fremdsprachlichen nicht überall deckt, immer in gesondertem Unterricht und zwar nach einer vom fremdsprachlichen Unterricht wesentlich verschiedenen Methode zu betreiben ist.

Auch in den lediglich für den deutschen Unterricht angesetzten Stunden kann das grammatische Wissen des Schülers nur unvollkommen ausgebildet werden, sobald es dem Belieben des jedesmaligen Lehrers anheimgegeben wird, nur beiläufig, ab und zu, grammatische Dinge zu behandeln und den grammatischen Lehrstoff lediglich im Anschluß an das Lesebuch dem Schüler zu vermitteln. Jeder beschäftigt sich bekanntlich am liebsten mit dem, was seiner Neigung entspricht und was ihm als Hauptsache gilt; vieles, was der Behandlung wert wäre, wird so unberührt gelassen. Wahr ist: „Alles dem Belieben Anheimgegebene taugt für die Pädagogik und die Schule nichts;“ hier muß System und, ich möchte sagen, ein gewisser Zwang herrschen. Das Lesebuch soll ja, namentlich in den unteren und mittleren Klassen, im Mittelpunkt des Unterrichts stehen, und es wird jedem Lehrer unbenommen bleiben, grammatische Erörterungen an die Lektüre, namentlich an die prosaische,<sup>52)</sup> anzuknüpfen und zwar nicht bloß zu dem Zweck, das Verständnis einer Stelle zu erschließen, sondern auch, um die formalen

---

<sup>51)</sup> p. 11.

<sup>52)</sup> Die poetischen Stücke sind im allgemeinen von grammatischen Erörterungen auszuschließen. Nur bei schwierigeren Konstruktionen hat Belehrung einzutreten. Es wäre ja doch eine arge Versündigung an der Poesie, „einen schönen Dichterstrauß zu zerpfücken, um den Knaben klar zu machen, daß diese oder jene Blume so- oder sovieler Staubfäden hat und zu dieser oder jener Klasse gehört.“

und syntaktischen Sprachkenntnisse des Schülers gelegentlich zu erweitern. Da aber das Lesebuch nicht zu diesem Zweck da ist, sondern, wie die Lektüre überhaupt, die Aufgabe hat, durch den Inhalt auf Herz und Verstand des Schülers zu wirken, „ihn für Höheres und Schöneres zu erwärmen und zu begeistern“, so würde nichts törichter sein, als wenn der Lehrer „durch beständige nüchterne, grammatische Zwischenfragen“ dem Schüler den Genuß an der Lektüre vergällen, ihn aus dem Zusammenhange reißen und dadurch, daß er an den einzelnen Teilen einer lebens- und gemütvollen Erzählung anatomische Zergliederungen vornimmt, in ihm den „Eindruck des Frischen, Vollen und Ganzen“ verwischen wollte. Freilich werden sich auch grammatische Erörterungen mit der Lektüre recht wohl verbinden lassen. Sie dürfen aber — und darüber ist man sich einig — nur dann vorgenommen werden, wenn über den Inhalt des Stückes das Erforderliche gesagt und jeder Zweifel an der richtigen Auffassung desselben ausgeschlossen ist. Aber selbst dann wird der Lehrer zu einem grammatischen Exkurs sich nur bequem, wenn 1. eine schwierige Stelle ihn dazu auffordert<sup>53)</sup> oder 2. das Lesestück hinsichtlich seines Wertes nicht zu hoch steht. Solcher Stücke finden sich genug in den Lesebüchern. Das Zurückgreifen auf bereits Gelesenes

<sup>53)</sup> Solcher Stellen gibt es in Gedichten, namentlich in den Klopstockschen Oden, unzählige. Richtige Erkenntnis des Sinnes ist dann mit richtiger grammatischer Erkenntnis unzertrennlich verbunden. Aber selbst leichtere Gedichte nötigen oft, bei Konstruktionen etwas zu verweilen. In dem bekannten Gedichte „Andreas Hofer“ heißt es z. B.: „Ihm schien der Tod gering; der Tod, den er so manches Mal“ usw. Ich erinnere mich, daß mir einmal zwei Quartaner beim Vortrag des Gedichts wiederholt, trotzdem ich es für falsch erklärt hatte, statt der Tod, den er usw., sagten: Den Tod, den er . . . geschickt ins Tal. Keiner in der Klasse konnte herausfinden, warum es der Tod heißen müsse; daß das nur eine Abkürzung des vorangehenden Satzes „ihm schien der Tod gering“ bedeute, mußte den Schülern erst klar gemacht werden. Vielleicht war in diesem Falle bei den Schülern auch eine gewisse Denkfaulheit mit im Spiele.

lediglich zum Zweck grammatischer Belehrung würde den Zweck der Lektüre durchaus nicht beeinträchtigen. Hat man ja doch mit Berücksichtigung dieser Methode bereits Lesebücher in der Weise eingerichtet, daß zur Einübung oder Befestigung einzelner grammatischer Pensen bestimmte Lesestücke eingeschoben sind, deren formale Fassung sich genau an einen dem Lesebuch als Anhang beigegebenen grammatischen Leitfaden anschließt. In diesem Falle ist freilich nicht zu fürchten, worauf der Referent der Hannoverschen Dir.-Konf. (1885) hinweist, „daß sich die Lesestücke dem in Gedanken feststehenden Plane des Lehrers oft nur dürftig, oft gar nicht fügen werden.“ Die Anlehnung des grammatischen Unterrichts setzt aber hier schon eine systematische Unterweisung in der Grammatik voraus: es kann daher ein derartiger Unterricht, weil er systematisch und planvoll vorgeht, nicht mehr als angelehnter gelten. Sonst ist der grammatische Unterricht, der sich nur an die deutsche Lektüre anlehnt, ebenso wenig ausreichend, wie derjenige, welcher lediglich in fremdsprachlichen Stunden den Schüler mit den wissenswertesten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Grammatik bekannt machen will.

Ein anderes Mittel, den Schüler in sprachrichtiger Darstellung zu fördern, besteht darin, daß man grammatische Unterweisungen an die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten knüpft. Ein methodischer Gang, ein Aufsteigen vom Leichterem zum Schwereren läßt sich hier allerdings auch nicht innehalten, denn die gemachten Fehler gehören ja doch den verschiedensten sprachlichen Gebieten an, der eine Schüler macht diesen, der andere jenen Fehler; die Abwehr des Falschen und die Feststellung des Richtigen wird also immer mehr den Charakter des Zufälligen als des Berechneten und Systematischen an sich tragen. Außerdem ist diese Art der grammatischen Unterweisung sehr zeitraubend und verbürgt nicht den einem solchen Zeitaufwand entsprechenden Nutzen. Der Lehrer wird gut tun — im allgemeinen verfährt man wohl auch so — gleich bei der Durchsicht der Hefte diejenigen

Arbeiten beiseite zu legen, welche viele oder besonders grobe grammatische Verstöße aufweisen. Notizen auf ein Blatt zu machen, dürfte noch bequemer sein.<sup>54)</sup> An diese Arbeiten wird nun der Lehrer bei der Rückgabe die grammatischen Bemerkungen zu knüpfen haben, natürlich ohne Namennennung<sup>55)</sup> nur in der Weise, daß er die Aufmerksamkeit sämtlicher Schüler dafür in Anspruch nimmt, indem er das Falsche die Schüler selbst finden und das Richtige feststellen läßt. Den größten Gewinn davon wird aber meist nur der Schüler haben, der den Fehler gemacht hat — vorausgesetzt natürlich, er zeigt Interesse und ist strebsam —; bei den übrigen ist zu befürchten, daß so gelegentlich gegebene Belehrungen, weil sie doch nicht immer eingehend und genau genug oder nicht mit dem gehörigen Nachdruck erfolgen können, auch gelegentlich wieder vergessen werden. Besser ist es schon, der Schüler erhält gesonderten grammatischen Unterricht und kann dann auf das gelegentlich Gelernte verwiesen werden. Zur Verbesserung der schriftlichen Arbeiten mag man den Schülern der unteren Klassen öfter  $\frac{1}{4}$  auch  $\frac{1}{2}$  Stunde Zeit in der Klasse geben; wer trotz Zuhilfenahme des orthographischen Regelbuches und der Grammatik nicht zur Klarheit über einen Fehler kommen kann, darf um Aufklärung bitten. Diese erfolgt durch einen kurzen Hinweis; trotzdem reicht die Zeit oft nicht aus, um alle Fragen zu beantworten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß durch diese Methode die grammatischen Kenntnisse eine Erweiterung und vielleicht auch eine Vertiefung erfahren können, aber für Erlangung einer übersichtlichen und zusammenhängenden grammatischen Erkenntnis, zu einer grammatischen Durchbildung ist dieselbe doch völlig unzureichend, weil manche wichtige Kapitel in der Grammatik entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig zur Behandlung kommen. Die Kenntnisse erweisen sich dann als höchst lückenhaft.

<sup>54)</sup> S. Anhang.

<sup>55)</sup> Schon aus pädagogischen Rücksichten, um den Schüler nicht dem Spott und Hohn seiner Mitschüler auszusetzen.

Räumen nun die preußischen „Lehrpläne und Lehraufgaben“ der deutschen Grammatik einen Platz unter den Unterrichtsgegenständen auf höheren Lehranstalten ein, dann wird auch der Betrieb derselben ebenso wie in anderen Fächern mit allen der Didaktik und Pädagogik zu Gebote stehenden Mitteln erfolgen müssen. „Alles, was wert ist, getan zu werden, verdient auch, gut getan zu werden.“<sup>56)</sup> Es wird also darauf ankommen, alle jene Fehler zu vermeiden, welche die frühere gesonderte Behandlung der Grammatik in so argen Verruf gebracht haben. Vom Geschmack der Schüler allein darf man sich bei Erwägung der Frage freilich auch nicht leiten lassen; der Schüler findet manches langweilig, ermüdend und uninteressant auch in anderen Unterrichtsfächern; er lauscht vielleicht lieber interessanten Einzelheiten aus dem Leben gewisser Tiere oder Erzählungen aus der Geschichte und der Mythologie, als trockenen Beweisen von der Ähnlichkeit der Dreiecke, oder Auseinandersetzungen über die verschiedenen Arten von Nebensätzen und deren Abhängigkeitsverhältnis zu den Hauptsätzen. Dieses Wohl- oder Mißbehagen der Schüler allein darf uns ebensowenig beirren, wie den Arzt der Widerwille des Kranken vor einem unangenehm schmeckenden Medikament. Aber das gebe ich gern zu, daß der Lehrer durch eigene Ungeschicklichkeit den an sich trockenen Gegenstand der Grammatik noch trockener, ja, wie Hildebrand<sup>57)</sup> meint, sterbenslangweilig machen kann, so daß begabte Schüler darüber Worte des Abscheus verlieren. Geistreiche Lehrer, wie Hildebrand solche gehabt hat, und empfängliche Schüler, wie Hildebrand einer gewesen ist, sind eben nicht immer und überall zu finden. Die deutsche Grammatik darf dem Schüler nicht wie eine andere, fremdsprachliche Grammatik, als peinliches Gesetzbuch gegenüberstehen, „aus der in endloser Paragraphenreihe ihn anklingt: Das muß so sein! Das mußt du so machen, sonst —!“<sup>58)</sup>

<sup>56)</sup> 20. Westfäl. Dir.-Konf., p. 120.

<sup>57)</sup> Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht 1887, p. 251.

<sup>58)</sup> Ebendas. p. 18.

Das mit Strafe drohende „Muß“ hat vielmehr einem „fröhlichen, freien Ergreifen“ Platz zu machen. Der geographische und der naturwissenschaftliche Unterricht litten früher an ähnlichen Mängeln wie der deutsche; die Einwohnerzahl der Städte und die lange Serie von unverstandenen Pflanzen- und Tiernamen auswendig zu lernen war ebenso mühselig wie zwecklos. Jetzt treten Anschauung und Belehrung in wohltuende Verbindung.

Also, um noch einmal auf früher Gesagtes zurückzukommen, wesentlich anders als der fremdsprachliche grammatische Unterricht wird sich der Unterricht in der deutschen Grammatik zu gestalten haben. Die Elementarschulen mit ihrem Unterrichtsbetriebe<sup>59)</sup> können den höheren Schulen für die unteren Klassen wohl als nachahmenswertes Beispiel gelten. Für den deutschen Schüler ist die deutsche Sprache kein fremdes Gebiet; er verfügt, wenn er in die Schule eintritt, bereits über einen nicht unerheblichen Wortschatz, kann deklinieren, konjugieren, spricht in längeren oder kürzeren, mehr oder weniger richtig gebauten Sätzen und gebraucht seine Sprache ohne irgend welchen Unterricht so, als ob sie einen integrierenden Teil seines Wesens ausmache. Nur die Nachahmung des Gehörten hat ihn zum Sprechen geführt. Aber seine Sprache ist doch oft sehr verschieden von der Schriftsprache. Wie viele kommen nur mit der Kenntnis irgend welchen Dialekts oder doch mit nur sehr dürftiger Kenntnis des Neuhochdeutschen in die Schule! Das Nhd. aber ist, wie Schleicher<sup>60)</sup> sagt, „eine auf dem Papier entstandene Sprache“, die allerdings immer mehr und mehr in alle Schichten der Gesellschaft Eingang findet, aber einem großen Bruchteil der Gesellschaft noch ziemlich fremd ist. Mit dieser Sprache hat die Grammatik in der Schule sich zu beschäftigen, in ihr soll der Schüler allmählich so weit gefördert werden, daß er später die literarischen Erzeugnisse der Nation verstehen lernt.

<sup>59)</sup> S. Anhang.

<sup>60)</sup> Schleicher, Die deutsche Sprache, p. 108 fgd.

Die von der Volksschule angewandte Methode soll aber in den unteren Klassen der höheren Schulen nicht aufgegeben, sondern weiter fortgesetzt werden.<sup>61)</sup> Das muß auch schon aus dem Grunde geschehen, weil die Altersunterschiede der in die VI aufgenommenen Schüler und ihre Bildungsstufen sehr verschieden sind. Die Rücksicht auf den Mangel genügender Vorbildung gebietet ein Herabsteigen auf das Bildungsniveau der Schüler. Daß die Methode in Schulen mit polnischen, dänischen, holländischen und französischen Elementen durch die Rücksichten auf die nichtdeutschen Schüler bestimmt werden muß, versteht sich von selbst, es wird hier die praktische Übung das meiste tun müssen.<sup>62)</sup> Im fremdsprachlichen Unterricht betritt der Schüler ein ihm völlig fremdes Gebiet, er muß erst Wörter, Formen und Regeln lernen und nach diesen Regeln die Formenbildung vornehmen; im Deutschen steht ihm das sprachliche Material bereits zur Verfügung, nur der Regeln ist er sich noch nicht bewußt. Diese dürfen ihm aber nicht fertig gegeben werden, sondern er muß sie selbst suchen und entwickeln. Läßt man auch hier Formen und Regeln auswendig lernen, sagt Hiecke,<sup>63)</sup> obwohl sie jeder Schüler schon inwendig mitbringt, so

---

<sup>61)</sup> Zur Bestätigung meiner Ansicht führe ich an, was Frick (Lehrproben 15. 1888, p. 104) sagt: Es gleicht oft weit mehr einem Bruche mit der früheren Arbeit, wie hier diese Dinge (Sprechen und Lesen) betrieben oder vielmehr nicht betrieben werden. Der Sextaner aber, nachdem sich seine Verwunderung gelegt hat, wie wenig streng in der neuen Schule das genommen wird, was in der Elementarschule als etwas so Wichtiges behandelt wurde, läßt sich mit Behagen in seinen Leistungen noch viel mehr gehen, als der Lehrer in seinen Anforderungen.

<sup>62)</sup> Im Programm von Tremessen 1880 heißt es, die polnischen Schüler würden erst im Verkehr mit dem Lehrer und durch die grammatische Unterweisung in die Sprache im eigentlichen Sinne eingeführt. Wer an oberschlesischen — natürlich weiter östlich im Industriebezirk gelegenen — Anstalten unterrichtet hat, wird ganz dieselbe Erfahrung gemacht haben.

<sup>63)</sup> Hiecke, Der deutsche Unterricht auf Gymnasien, Leipzig 1842 (1872).

kann der Erfolg kein anderer sein als der, daß die Muttersprache wirklich halb zur fremden Sprache, daß das Sprachgefühl abgestumpft wird.

Dem Schüler muß eine Anzahl von verwandten Spracherscheinungen, von Wörtern, Sätzen und Verbindungen vorgeführt und zur Anschauung gebracht werden; dadurch wird er unwillkürlich zur Vergleichen geführt, und der Lehrer wird, wenn der Schüler die Verschiedenheit oder Gleichartigkeit herausgefunden hat, daraus die Regel entwickeln. An verschiedenen Beispielen muß nun schriftlich oder mündlich die Regel eingeübt werden, damit ihm die richtige Anwendung später weder im schriftlichen noch im mündlichen Gebrauch Schwierigkeiten macht. Ich kann mich daher mit dem, was Frick<sup>64)</sup> sagt, vollständig einverstanden erklären: Der von den Volksschulen jetzt allgemein eingeschlagene Weg, erst das Beispiel für die Anschauung, dann das abgeleitete Gesetz, die Regel als Ergebnis, endlich die Übung ist der richtige.<sup>65)</sup> Das sind die drei starken Säulen, „auf denen das Gebäude des grammatischen Unterrichts ruht“. Diese induktiv-heuristische Methode, die nicht, wie im fremdsprachlichen Unterricht, dem Schüler eine Regel drohend zur Nachachtung aufstellt, sondern den Schüler sie durch Vergleichung finden läßt, ist die in den unteren und zum Teil auch mittleren Klassen höherer Lehranstalten allein anzuwendende. Um zunächst eine sichere Grundlage zu haben, auf der sich weiterbauen läßt, muß der Lehrer die in die

<sup>64)</sup> Frick, Lehrproben und Lehrgänge, H. 15, 1888, p. 94.

<sup>65)</sup> Auf dieser Grundlage ruhen auch die mir gerade vorliegenden für die Volksschulen verfaßten Lehr- und Übungsbücher von Jütting (1907 und 1910), R. Lange (1909), Thal (1904), von Oppelner Schulmännern (1910), von Hähnel und Paßig (1909), E. Rasche (1909). Während Kern die Anwendung der streng heuristischen Methode vollständig dem Belieben des Lehrers anheimgibt — freilich meint auch er, das Meiste und Wichtigste müsse im Anfangsunterricht in der Muttersprache durch Frage und Antwort gefunden werden —, wird in den angegebenen Lehrbüchern auch in den oberen Klassen meist nach den von Frick erwähnten Grundsätzen, namentlich bei der Behandlung der etwas schwierigen Satzlehre, verfahren.

Sexta eingetretenen Schüler vorerst genau prüfen, auf welchem Standpunkt sie stehen. Von dem Resultat der Prüfung wird der Umfang der Repetition des bereits Gelernten oder der Umfang der für den Standpunkt der Sexta erforderlichen neu zu übermittelnden Kenntnisse abhängen. Den Stoff, die Beispiele für den Unterricht muß die Grammatik bieten, das Lesebuch ist meist nach anderen Rücksichten angelegt, wenigstens sind die Lesebücher mit grammatischem Anhang und darauf zugeschnittenen Lesestücken, wie ich oben<sup>66)</sup> schon bemerkte, wohl ziemlich selten. Es wird sich nach meiner Erfahrung empfehlen, den Schülern bei geschlossener Grammatik Beispiele vorzuführen und sie dann die Regel finden zu lassen. Ist das geschehen, dann dürfen sie sich die Regel oder Definition, oder was es sonst sein mag, in der Grammatik durchlesen. Sind die grammatischen Regeln später allmählich Eigentum des Schülers geworden, dann kann bei Repetitionen, die übrigens häufig vorzunehmen sind, auch der deduktiven Methode ihr Recht eingeräumt werden. Material zur Bildung von Sätzen, aus denen man ersieht, ob der Schüler das erforderliche Verständnis gewonnen hat, läßt sich ja sehr bequem aus dem Anschauungskreise des Schülers, aus der Geschichte, den Naturwissenschaften, der Religionslehre oder sonst woher leicht beschaffen. Aber jeder Lehrer, der deutschen Unterricht erteilt hat, weiß, mit welchen Schwierigkeiten gerade die Bildung solcher Sätze für den Schüler verbunden zu sein pflegt. Nichtsdestoweniger sollten diese Übungen, weil sie das Denkvermögen des Schülers ungemein stärken, nicht vernachlässigt werden. Es versteht sich wohl von selbst, daß der Unterricht, wenngleich systematisch zu erteilend, also vom Leichterem zum Schwereren aufsteigend, doch auch in eklektischer Weise das Wichtige vom minder Wichtigen zu unterscheiden hat. Als Wegweiser kann hier ein verständig angelegter kurzer Leitfaden dienen, aber auch ein etwas ausführlicher gehaltenes

---

<sup>66)</sup> Vgl. p. 87 fgd.

grammatisches Lehrbuch wird mit Nutzen gebraucht werden können, wenn der Lehrer versteht, aus dem vorhandenen reichen Stoffe die richtige Auswahl zu treffen. Die Übungen müssen mündlich und schriftlich veranstaltet werden, in jedem Falle aber nur in der Klasse; ich halte es für ganz unangebracht, die Schüler auch noch zu Hause mit schriftlichen Arbeiten zu quälen, da sie ohnehin schon genug anderweitig in Anspruch genommen sind.

Wie im allgemeinen, so kann auch für die Grammatik der Anschauungsunterricht wichtige Dienste leisten. Deklinations- und Konjugationsformen, vollständige Sätze, Schemata von Sätzen u. dgl. an die Tafel zu schreiben oder besser schreiben zu lassen, hat unbestritten großen Wert, indem es die Aufmerksamkeit der Schüler nicht wenig anregt. Falsch gebildete Formen oder Sätze, Interpunktions- oder orthographische Fehler muß der aufgerufene Schüler selbst mit der Kreide zu berichtigen versuchen, und man wird aus der Lebhaftigkeit im Aufzeigen der anderen Schüler und den mehr oder weniger gelungenen Verbesserungsversuchen ungefähr ansehen können, inwieweit das Verständnis für grammatische Dinge Wurzeln geschlagen hat. Diktierübungen in der Orthographie und Interpunktion dürfen sich nicht auf die beiden unteren Klassen beschränken, sie sind auch in der Quarta noch vorzunehmen, und zwar dürfte es sich empfehlen, um die Aufmerksamkeit anzuspannen, die einmal, aber deutlich und langsam gesprochenen Wörter nicht zu wiederholen. Ich halte es auch für vorteilhaft, wenn die Schüler nach erfolgtem Wechsel der Diarien dazu gehalten werden, die Fehler in den Diktaten ihrer Mitschüler selbst zu erkennen oder — weil manche dazu doch nicht fähig sind — nach Anweisung des Lehrers zu finden und durch Unterstreichen kenntlich zu machen. Wenn in der Sexta und Quinta der Lehrer des Deutschen sich mit dem Schreiblehrer in Verbindung setzt, kann für die Orthographie<sup>67a)</sup> und Interpunktion viel gewonnen werden.

---

<sup>67a)</sup> S. Anhang.

Der durch bloße praktische Übungen wirkende Unterricht, welcher dem Schüler das Gesetz, die Regel, noch nicht erschließt, kann natürlich nur für die unteren Stufen einer Anstalt Geltung haben, dagegen bin ich ganz und gar für eine Vereinigung des induktiven und deduktiven Unterrichts mit dem rein empirischen oder praktischen auf den weiteren Stufen, weil er die Verstandeskräfte in Bewegung setzt und zur Ausbildung des Unterscheidungsvermögens der Schüler außerordentlich viel beiträgt. Schon im lateinischen Unterricht hat der Lehrer große Mühe, gleichlautende deutsche Formen, die verschiedenen Inhalt haben, richtig übersetzt zu bekommen. Häufig genügt ja die bloße Fragestellung, um z. B. den richtigen Kasus zu ermitteln, aber bei den Verba und Pronomina wird man die Sache doch anders anfangen müssen. Liegt z. B. der Satz vor: „Ich kenne deren Bücher“, so kann der Schüler die singulare oder plurale Bedeutung des demonstrativen „deren“ nur dann auseinanderhalten, wenn ihm das Wort, auf welches das „deren“ hinweist, aus dem vorhergehenden Satze bekannt ist. War z. B. von mehreren Dichtern vorher die Rede, dann wird die Übersetzung sich wesentlich anders gestalten, als wenn eine Dichterin erwähnt worden wäre. Eine ganz andere Bedeutung, nämlich eine relative, die sich gleichfalls auf einen Singular oder einen Plural beziehen kann, wohnt dem Worte „deren“ in einem Nebensatze inne, der sich an einen Hauptsatz anschließt, z. B.: Ich kenne die meisten Dichter persönlich nicht, deren Schriften ich kenne; oder: Ich kenne jene Dichterin persönlich nicht, deren Schriften ich sehr genau kenne. Jeder mit dem deutschen und lateinischen Unterricht betraute und vertraute Lehrer weiß von den Schwierigkeiten zu erzählen, welche die Unterscheidung von einigen in verschiedenen Kasus gleichlautenden Pronominalformen dem Anfänger verursacht. „Mir“ und „mich“ wird ja der Sextaner, wenn er nicht Niederdeutscher oder Berliner ist, sehr leicht unterscheiden, aber „euch“ und „uns“ als Dativ oder Accusativ auseinanderzuhalten, wird nur sehr aufmerksamen

Schülern gelingen. Da müssen denn unausgesetzt Übungen im Umformen von Sätzen angestellt werden, denn nur aus der Stellung der Wörter im Satze kann durch genaues Fragen der richtige Kasus vom Schüler ermittelt werden. Auch auf gewisse Präpositionen können solche Übungen mit Nutzen ausgedehnt werden, besonders auf solche, welche einen doppelten Kasus regieren. Dasselbe gilt von gleichlautenden Verbalformen, deren wesentliche Verschiedenheit in der Bedeutung dem Schüler oft nur durch unausgesetztes Zurückweisen auf das Verhältniß der Wörter im Satze und durch genaues Zergliedern der einzelnen Bestandteile des Satzes klar zu machen ist.<sup>67b)</sup>

Je weiter der deutsche Unterricht fortschreitet, um so mehr muß natürlich das grammatische Element in ihm zurücktreten, und die induktive Methode wird später der deduktiven gegenüber nur einen sehr bescheidenen Platz beanspruchen dürfen. Gelegentliche grammatische Unterweisungen sind selbst in den obersten Klassen nicht ganz zu entbehren. Hier wird sich oft Gelegenheit dazu bieten,

<sup>67b)</sup> Ausführlicher habe ich darüber gehandelt in der *Sonderschrift* „Die Kernschen Reformvorschläge etc.“ p. 26 fgd. und p. 54 fgd. (25. *Philomathie-Bericht* 1890). Übersetzt ein Schüler den Satz: „Ich werde das Buch nicht lesen können“ mit: „*Librum non legam posse*“, weil er kurz zuvor den Satz: „Ich werde das Buch nicht lesen“ richtig übersetzt hat mit: „*Librum non legam*“, so wird hierin für den Lehrer die Aufforderung liegen, an diesen Fehler sofort eine kurze grammatische Erörterung zu knüpfen, die dem Schüler das Verständnis erschließt. Wie schwierig ist es für Anfänger, das *Fut. act.* vom *Praes. pass.* zu unterscheiden! Selbst dann noch, wenn im Deutschen die mit „werden“ verbundenen Verbalformen verschieden lauten, z. B. „er wird loben“ und „er wird gelobt“, ist man einer richtigen Auffassung nicht immer sicher, geschweige denn, wenn im Aktivum und Passivum die Formen gleich lauten z. B. „er wird begraben“ (*sepelitur* und *sepeliet*). Wichtig für die Übersetzung in eine Fremdsprache ist es auch zu wissen, daß die Verben können, wollen, sollen, mögen, hören u. a. ihr starkformiges Partizip der Vergangenheit gleichlautend mit dem *Inf.* der Gegenwart bilden, sobald dasselbe einen *Infinitiv* regiert. Der Satz: „Er hat wagen können“ wird dann nicht so leicht übersetzt werden mit „*ausus est posse*“ (Die Beispiele sind aus meinem *Sammelheft*).

besonders zu solchen Erörterungen, die geeignet sind, die Verstandestätigkeit der Schüler in Bewegung zu setzen und zu schärfen. Die Schüler müssen nur öfter auf gewisse sprachliche Unsitten hingewiesen werden; es wird ihnen dann schließlich Vergnügen machen, selbständig, ohne Hilfe des Lehrers, Sprachfehler zu finden und auch die Gründe ausfindig zu machen, auf denen solche Fehler beruhen. Verbesserungsvorschläge, die von den Schülern ausgehen, hat dann der Lehrer wohlwollend und, wenn es die Umstände gestatten, auch mit aufmunternden Worten der Anerkennung zu prüfen.<sup>68)</sup>

### § 7.

Der Satz als Ausgangspunkt des grammatischen Unterrichts.

Nun noch eine Frage: Wovon hat denn eigentlich der grammatische Unterricht auszugehen? Soll er, wie manche Grammatiker wollen, die Schüler von den Wörtern zum Satze führen oder umgekehrt von dem Satze zu den Wörtern? Kern hat ohne Zweifel recht, wenn er den Satz an den Anfang des grammatischen Unterrichts stellt, weil sich nur am Satz das Wesen der Wortarten richtig erfassen läßt. Alle Definitionen, die dem Schüler vom Substantivum Adjektivum, Adverbium usw. gegeben werden, können nicht imstande sein, ihm die Erkenntnis richtig zu vermitteln. Wird ihm das Adjektiv als dasjenige Wort definiert, welches die an einem Dinge haftende Eigenschaft bezeichnet, so darf man sicher sein, daß er Wörter wie Röte, Glanz, Größe, Schönheit u. a. als Adjektiva ansehen wird. Mit Definitionen muß man überhaupt äußerst sparsam umgehen, weil „in allen noch so feinen, scharfsinnigen Definitionen etwas dem kindlichen Geiste Widerstrebendes liegt“ und dieselben „deshalb auch im letzten Grunde für den Unterricht in der Muttersprache nutzlos sind.“<sup>69)</sup> Hat man sich ja bisher noch nicht einmal über die Definition des Begriffes „Satz“ einigen können. Man vergleiche

<sup>68)</sup> S. Anhang.

<sup>69)</sup> Nausester, Programm d. Joach. Gymn., Berlin 1883.

darüber die Kernschen Schriften.<sup>70)</sup> Auch in den „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“ findet sich, ich glaube auch jetzt noch, die Forderung, daß in der Sexta die Syntax des einfachen Satzes „zuerst, selbständig und in elementarer Vollständigkeit an der Hand des Lehrbuchs durcharbeiten“ ist. Im Anschluß an die aus der Volksschule mitgebrachten Kenntnisse soll dann das Auffinden der Bestandteile des einfachen Satzes wiederholend eingeübt und sogleich von Anfang an die Terminologie<sup>71)</sup> dafür festgestellt und angewendet werden. Kerns Ansicht bezüglich der Satzlehre geht freilich dahin, daß die Satzlehre in unseren Gymnasien im allgemeinen mit zu jungen Schülern behandelt werde. Propädeutische Mitteilungen schlossen sich besser an den Unterricht in fremden Sprachen an. Rein theoretische Belehrungen über den Zusammenhang, in welchem die Wörter des einfachen Satzes zu einander stehen, sollten erst in Quarta beginnen, dann aber mit ganzem Ernst behandelt werden. Ab Kerns Bedenken gehörig begründet ist, möchte ich bezweifeln, wiewohl ich zugeben muß, daß die Lehre vom einfachen Satze in Sexta und die vom zusammengesetzten in Quinta nur in der Weise mit einigem

---

<sup>70)</sup> Nach Kern „Die d. Satzlehre“ etc., p. 165 ist Satz nicht schlechthin sprachlicher Ausdruck eines Gedankens, sondern sprachlicher Ausdruck eines Gedankens mit Hilfe eines finiten Verbuns.

<sup>71)</sup> Die lateinischen termini sind jedenfalls den deutschen vorzuziehen. Hiecke meint, daß die vernünftig beigebrachten lateinischen Ausdrücke als gewissermaßen international die besten wären. Das Erlernen wird nicht, wie es den Anschein hat, erschwert, sondern erleichtert durch den Umstand, daß sie immer dieselben bleiben, die deutschen Benennungen dagegen sich noch nicht einheitlich einzubürgern vermochten. Kern, der manche Änderungen in der grammatischen Terminologie versuchte, hatte bekanntlich auch einen Anlauf zur Beseitigung der althergebrachten Bezeichnung „Artikel“ unternommen und dafür „Zeiger“, „Zähler“ zu setzen vorgeschlagen; der allgemeine Widerspruch und vielleicht auch die eigene bessere Überzeugung ließ ihn in der nächsten Ausgabe seines grammatischen Lehrbuches wieder zur alten Bezeichnung zurückkehren.

Erfolg behandelt werden kann, daß alles über die Fassungskraft der Schüler Hinausliegende vorläufig auszuschneiden und für eine gereifere Altersstufe aufzusparen ist. Dem Takte des Lehrers ist da sehr vieles zu überlassen; bindende Vorschriften lassen sich nicht geben, sie wären auch überflüssig. Hauptsache ist nur, daß dem Schüler der unteren Klasse die Satzlehre in möglichst elementarer und praktisch lebendiger Weise übermittelt werde, daß dann aber dieser elementare Kursus in den höheren Klassen durch ein straffes Zusammenfassen des Gelernten ergänzt, erweitert und vertieft werde.<sup>72)</sup>

Die vielumstrittene Frage, ob man im Anfangsunterricht den Schüler zuerst das Subjekt oder das Prädikat suchen lassen soll, habe ich bereits früher in der oben erwähnten Abhandlung über Kern<sup>73)</sup> etwas genauer erörtert; es wird deshalb hier nur nötig sein, auf das gewonnene Resultat kurz hinzuweisen. Es lautet: Auf der ersten Stufe des Unterrichts gilt dem Subjekt der Vorzug, auf der späteren dem Prädikat. Auf welche Weise Subjekt und Prädikat erfragt werden sollen, dafür läßt sich eine bestimmte Regel nicht aufstellen. Jedenfalls hält es nicht schwer, für alle Frageweisen passende und unpassende Beispiele zu finden. Die allgemeinen Begriffe tun oder leiden (wer tut? wer leidet?) dürfen in die Fragestellung nicht aufgenommen werden, sondern es wird sich empfehlen, immer das verbum finitum bei der Frage nach dem Subjekt zu gebrauchen. Kerns Vorschlag,

<sup>72)</sup> Etwas überschwenglich äußerte sich Dir. Vogel (in einem Perleberger Programm) über den Nutzen der Übungen in deutscher Satzbildung, wonach der erste Satz, den der Sextaner selbständig baut, „das Embryo des Abiturientenaufsatzes sein soll“. Aber baut nicht schon ein Kind, sobald es über die Anfänge des Sprechens hinaus ist, auch schon ganz hübsche Sätze? Unanfechtbar dagegen ist folgendes Urteil desselben Pädagogen: „Die vom Satz ausgehende Methode bezeichnet einen wichtigen und bahnbrechenden Fortschritt in der Methode des deutschen Unterrichts“. Was Vogel vor 30 Jahren sagte, gilt auch heute noch.

<sup>73)</sup> Philomathiebericht 1890, p. 251, 253, 256. Sonderabdruck p. 54 fgd., 56 fgd., 59 fgd.

zur Ermittlung des Prädikats zu fragen: Wovon ist in dem Satze die Rede? erregt Bedenken; nach meinem Dafürhalten würde es angebracht sein, entweder zu fragen: Was tut er oder was geschieht mit ihm? oder: Welches ist das Prädikat in dem Satze? Es ist doch offenbar ganz zwecklos, eine Frage so zu stellen, daß nicht mit Notwendigkeit die gewünschte richtige Antwort erwartet werden kann. Näheres darüber s. oben (Philomathiebericht).

Nun zum Schluß noch eine Bemerkung über die Methode, den Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz dem Schüler klar zu machen. Auch hierüber habe ich mich bereits früher ausgelassen;<sup>74)</sup> jedenfalls bietet die Sache mancherlei Schwierigkeiten, und ich wiederhole hier, was Kern sagt, „daß man auf Sätze stoßen kann, bei denen man in der Erklärung Halt machen muß.“ Im übrigen kann die Methode, wie die Bestimmungen im Satze erfragt und benannt werden, wie ferner die verschiedenen Arten von Nebensätzen auseinander zu halten und in das richtige Verhältnis zu einander oder zum Hauptsatze zu bringen sind, sehr verschieden sein und hängt von der Individualität des Lehrers ab; völlig verfehlt wäre es, dem Lehrer auch hier noch Fesseln anlegen zu wollen.

#### Schlußbemerkungen.

Wenn es richtig ist, was Herder gesagt hat, daß der Mensch nicht aus der Grammatik die Sprache, sondern aus der Sprache die Grammatik lernt, dann kann es wohl vorkommen, daß die besten Kenner der Grammatik, sobald es darauf ankommt, die Regeln in die Praxis zu übertragen, Fehler begehen, gegen die sie selbst immer mit aller Entschiedenheit aufgetreten sind. Das sagt auch der Korreferent der Schles. Direktorenversammlung von 1891 (vgl. p. 47): „Wir fehlen trotz besseren Wissens täglich; wir ereifern uns für Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit, wir haben die feinste Empfindung für die geringste Schiefeit des Ausdrucks, aber unsere eigenen Fehler sehen

<sup>74)</sup> Sonderabdruck etc. p. 61 fgd. (25. Philomathiebericht p. 258 fgd.)

wir nicht. Ein in Wahrheit namhafter Sprachkenner schreibt im Anfange, im 2. Satze seines gelehrten und geistvollen Gutachtens: „„Die gemeinsame Tätigkeit für und auf mehreren Direktorenversammlungen . . . ““ Dagegen schreibt ein anderer Referent sehr bezeichnend: „„Auf der mittleren Stufe werden wir meist mit Unlust und Unbeholfenheit der Schüler(?) zu solchen Wiedererzählungen zu kämpfen haben““. Solcher Sprachsünden hätte ich bei meiner Lektüre unzählige zusammenstellen können“. Ganz dasselbe muß auch ich von meiner Arbeit sagen. Sollte sie unter die Lupe strenger Kritik genommen werden, dann dürfte sich manches finden, was jenen oben erwähnten „Sprachsünden“ ähnlich sieht. „Die Gewohnheit beherrscht uns eben“ alle mehr oder weniger, und es geht uns dann wohl wie jenem bekannten Philologen auf einer Schles. Direktorenversammlung, der seine wirkungsvolle Rede, in der er die Forderungen der lateinischen Orthoepie sehr energisch verfochten hatte, mit den pathetisch gesprochenen, aber völlig falsch betonten lateinischen Worten schloß: Ja, meine Herren, das ist ein „Conndihzio sihne qua nonn“! Ein homerisches Gelächter soll, wie mir ein Direktor erzählte, dieser Exclamation gefolgt sein.<sup>75)</sup> Ja, zwischen Theorie und Praxis liegt oft eine weite Kluft.

<sup>75)</sup> Die richtige Aussprache des lateinischen „conditio sine qua non“ lautet bekanntlich: „Cohndittio sinne qua nohn“

## II. Teil.

### Anhang.\*)

Bereits früher (1892) hatte ich in einem Philomathiebericht†) mit der Zusammenstellung einer Anzahl aus verschiedenen grammatischen Gebieten herausgegriffener Sprachfehler begonnen und dazu Notizen aus einem vor Jahren angelegten Sammelhefte benutzt. Seit jener Zeit nun hat sich das Material ungemein gehäuft, und es wäre eigentlich eine sehr dankbare Aufgabe, eine gewisse Auslese unter den Fehlern besonders nach der Häufigkeit des Auftretens zu treffen; manchen nämlich pflegt man, weil sie zu geringfügig erscheinen oder nicht als Fehler anerkannt werden, nur geringe oder gar keine Beachtung zu schenken, und die Folge ist, daß sie wie Unkraut in Wort und Schrift fortwuchern und sich schließlich gar nicht mehr ausrotten lassen. Solche Verstöße gegen die grammatische Richtigkeit sollen hier angeführt und besprochen werden; natürlich nur, entsprechend dem zur Verfügung stehenden Raume, in ganz beschränkter Anzahl. Daneben wird sich aber auch noch für diese oder jene sprachliche Besonderheit Platz finden, die nicht gerade in die Kategorie sprachlicher Fehler gehört, auch für Bemerkungen über

---

\*) Die den einzelnen Anmerkungen vorgedruckten Nummern weisen auf die gleichen Nummern im Text des I. Teils zurück.

†) Beiträge zur deutschen Grammatik und deutschen Lektüre. Zum Teil im Anschluß an Wustmanns Buch: *Allerhand Sprachdummheiten*. 26. Bericht. Sonderabdruck, Neisse, J. Graveursche Buchhandlung (G. Neumann) 1892.

Orthographie und Interpunktion. Natürlich kann bei der durch den Charakter der Anmerkungen bedingten zwanglosen Folge von einer streng logischen Anordnung nicht die Rede sein. Da eine eingehendere Behandlung des Materials nach der grammatischen Seite hin in der Form von Fußnoten vielfach zu weit aus dem Rahmen des I. Teils der Arbeit herausgetreten wäre, habe ich das meiste in diesem „Anhange“ unterzubringen gesucht. Fachmännern, die entweder selbst dickleibige Bücher darüber geschrieben oder doch wenigstens solche Bücher gelesen haben, wird damit jedenfalls nicht viel Neues geboten, aber einiges dürfte sich doch vielleicht auch für sie, vieles ganz sicher für Nichtfachleute zur Auffrischung halbverblaßter Erinnerungen aus dem Schulunterricht ganz gut eignen.

Zuvor soll im Anschluß an pag. 61 der Vorbemerkungen des I. Teils eine Aufzählung der Schriften Franz Kerns erfolgen. Freilich hätte sie besser in den I. Teil gehört.

<sup>b)</sup> Ein Verzeichnis sämtlicher Schriften Fr. Kerns findet sich im 2. Band der gesammelten Schriften. Berlin 1898, S. 248—256.

Die bekanntesten sind:

1. Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen, Berlin 1883, 2. Aufl. 1888.
2. Zur Methodik des deutschen Unterrichts, Berlin 1883.
3. Zur Reform des deutschen Unterrichts in der deutschen Satzlehre, Berlin 1884.
4. Zustand und Gegenstand. Betrachtungen über den Anfangsunterricht in der deutsch. Satzlehre, Berlin 1886.
5. Die 5. Dir.-Versamml. in der Prov. Sachsen und die deutsche Satzlehre, Berlin 1888.
6. Grundriß der deutschen Satzlehre, Berlin 1884, 3. Auflage 1896.
7. Leitfaden für den Anfangsunterricht in der deutschen Grammatik, Berlin 1888, 2. Auflage 1897, neue Auflage für 1913 in Vorbereitung.
8. Der Anfangsunterricht in der deutschen Grammatik, Pädagog. Reform XII Nr. 6, 10. Februar 1888.

9. Bemerkungen zum Unterricht im Deutschen. Weidmannscher Kalender für die höheren Lehranstalten Preußens 1891/92.
  10. Verdeutschung von Fremdwörtern. Vortrag, gehalten im allgemeinen deutschen Sprachverein 4. April 1894 (Kerns Sterbejahr!).
  11. Fr. Kreyssigs Vorlesungen über Goethes Faust, 2. Auflage, Berlin 1890.
  12. Torquato Tasso, Schulausgabe mit Anmerkungen, Berlin 1892. (Außerdem ein dickes Buch über Tasso, Text und Anmerkung.)
  13. Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima 1886.
  14. Goethes Lyrik, ausgewählt und erklärt. Berlin 1889.
- <sup>7b)</sup> An günstigen Urteilen über Kerns Reformbestrebungen fehlt es nicht. Nur einige will ich erwähnen. So spricht sich Book in seiner „Methodik des deutschen Unterrichts“, Berlin 1901, p. 57 u. a. a. O. sehr anerkennend über Kern aus. Ebenso Schmalz „Der deutsche Unterricht auf der 5. Badischen Direkt.-Konferenz“ in der Zeitschr. für den deutschen Unterricht, 5. Jahrgang, 6. Heft, S. 385. Schmalz in seinen Erläuterungen zu seiner lateinischen Schulgrammatik, S. 33. Rösch in der Einleitung seines Buches „Die brauchbarsten Kapitel der deutschen Grammatik in neuer Beleuchtung“. Wunsiedel. Rud. Lehmann in s. deutschen Unterricht, S. 108—112.
- <sup>23a)</sup> a. So dürfte es niemand besonders schwer fallen, bezeugen (erweisen, an den Tag legen) von bezeugen (Zeugnis ablegen) zu unterscheiden und somit sich auch vor dem falschen Gebrauch von Ehrenbezeugung zu hüten. Matthias „Sprachleben und Sprachschäden“ meint, diese Verwechslung möge man billig den Sachsen überlassen, „deren Ehrenbezeugung statt -bezeugung man trotz Lessing nicht nachahmen sollte“. Und doch begegnet man dieser Verwechslung unausgesetzt in den Zeitungen oder sonst in privaten und amtlichen Schriftstücken, z. B.: Anlässlich des Hinscheidens Sr. Eminenz . . . . Wir bitten, den herzlichen und warmen Dank für alle Beileidsbezeugungen und für die reichen und schönen Kranz-

spenden hierdurch ausdrücken zu dürfen (d. 6. Aug. 1912). Ferner: Oncken „Gesch. v. Hellas und Rom“, I, S. 7., 1 . . . . für den ruhmgekrönten Sieger glänzende Ehrenbezeugungen und niemals welkenden Ruhm. Oder: Als der Mann, dem sie ihre Gunst bezeugte, sie mit Verachtung strafte . . . Oder: Wenn du mir deine Liebe bezeugen willst, so rate ich dir usw. Wenn erst neuerdings eine bekannte Persönlichkeit in einem Erlaß von der innigen Teilnahme sprach, die man ihrem Schmerze bezeugte, so liegt die Verwechselung des Begriffs bezeugen und bezeigen (erweisen) auf der Hand.

Den Bericht: „Die montenegrinischen Truppen erwiesen den türkischen Offizieren die üblichen Ehrenbezeugungen“ hat wohl keine Zeitung anders als in dieser Form gebracht, und doch findet sich in diesem wie in dem anderen Bericht vom 10. Jan. 1913, wo es heißt: „Dort (in Serbien) sollen den österreichisch-ungarischen Konsuln die verlangten und zugestandenen Ehrenbezeugungen erwiesen werden“ nicht nur dieser Fehler, sondern außerdem auch noch ein anderer, nämlich ein offener Pleonasmus, denn Ehren können wohl erwiesen, bezeugt werden, das sind eben Ehrenerweise, Ehrenbezeugungen, aber Ehrenbezeugungen (das Wort hat übrigens nur eine Scheinexistenz) können doch nicht nochmals bezeugt, erwiesen werden. So ließen sich noch unzählige Beispiele anführen, Zeitungslesern werden solche täglich aufstoßen. Aus den Staatskanzleien nehmen sie durch die amtlichen oder halbamtlichen Blätter in der kürzesten Zeit den Weg in alle Welt.

Aber auch ganz vorzügliche Stilisten können sich von diesem Fehler nicht losmachen; so heißt es z. B. in den bekannten „Unpolitischen Zeitläufen“ vom 5. Sept. 1912: „Und unseren Kaiser hindert sein monarchisches Selbstbewußtsein nicht, der Nachbarrepublik seine Hochachtung und Teilnahme zu bezeugen.“ Offenbar ist in allen den erwähnten Fällen von bezeigen (erweisen), nicht von bezeugen (Zeugnis ablegen) die Rede. In dem Wörterbuch von Duden wird man neben Ehrenbezeugung vergebens

das Wort Ehrenbezeugung suchen, dagegen stehen, in ihrer Bedeutung streng geschieden, die beiden Wörter bezeigen und bezeugen dicht hintereinander.

b. Auch dreimonatlich und dreimonatig oder ähnliche Zeitbestimmungen lassen sich leicht unterscheiden, wenn man daran denkt, daß mit ersterem Ausdruck ein bestimmt wiederkehrender Termin, mit letzterem der ganze Zeitraum bezeichnet wird.

So bezieht z. B. jemand sein Gehalt vierteljährlich also dreimonatlich und leistet vierteljährliche, also dreimonatliche Abzahlungen, tritt aber, wenn es notwendig sein sollte, einen einjährigen oder vierteljährigen (d. i. dreimonatigen) Urlaub an. Ganz so verhält es sich mit dreiwöchentlich und dreiwöchig, sechsstündlich und sechsstündig, alltäglich, achttägig usw. Im Haushaltsplan der Stadt Br. (s. B. das Unterrichts- und Bildungswesen) müßte demnach in dem Abschnitt, der von den Forderungen für das städtische Theater handelt, die achtmonatliche Spielzeit unbedingt in eine achtmonatige umgewandelt werden (vgl. Schles. Vztg. 22. Jan. 1913). Umgekehrt würden halbjährige Versammlungen, von denen man mitunter liest, halbjährliche genannt werden müssen, sobald der Eintritt eines bestimmten Termins für die Versammlungen — und daran denkt man ja meist —, nicht deren Dauer in Frage kommt.

<sup>23b)</sup> Ich erinnere an:

Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache.

K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen.

R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, Leipzig 1887.

G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, Leipzig, Grunow 1891 (und neuere Auflage.)

Aug. Schmits (Chefredakteur d. Köln. Ztg.), Der Kampf gegen die Sprachverwilderung.

O. Behaghel, Die deutsche Sprache, Leipzig 1886.

Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden, Leipzig, R. Richter 1892.

K. Kaerger, In tyrannunculos, Berlin, Gergonne u. K. 1892.

A. Heintze, Gut Deutsch, Berlin, Regenhardt 1894.

A. Brunner, Schlecht Deutsch, Leipzig, J. Eisenstein 1895.

Außerdem die lesenswerten Schriften von Blümner, Erbe, Minor u. a.

<sup>23c)</sup> Eigentlich schon seit 2 bis 3 Dezennien.

<sup>24)</sup> Auch Durchlochung findet sich; mit durchlöchern würde man den Begriff des Pluralen verbinden, und das will man vermeiden.

<sup>25)</sup> Nicht Speisen- sondern Speisekarte lautet auch der Titel eines vom „Allgemeinen deutschen Sprachverein“ herausgegebenen Verdeutschungsbuches.

<sup>26)</sup> Niemand spricht Äprikosen, gar mancher aber Äpfelsinen, durch die ihm geläufige Pluralbildung von Apfel verleitet. Ebenso heißt es im Plural Sprungtücher, Hutfabriken, Wurstmacher, Blattläuse, nicht Sprüngetücher, Hütefabriken, Würstemaker, Blätterläuse usw.

<sup>27)</sup> Mit diesen und ähnlichen Superlativen oder Komparativen hat es eine eigene Bewandnis. Niemand wird so leicht gegen einen ergebensten und tiefgefühltesten Dank etwas einwenden können; ebenso kann man sich ruhig eine weitgehendere\*) Konsequenz,

---

\*) Eine Regel, wonach bei Zusammensetzungen nur die Bestimmungsadjektive gesteigert werden dürfen, läßt sich nicht aufstellen. Ich sage doch der hochmütigste, der sanftmütigste Mann, nicht der sanftestmütige oder sanftermütige Mann. A. Brunner, Schlecht Deutsch, p. 10 u. a. O. meint freilich, weitergehend sei richtig, nicht weitgehender, doch müsse man auch hier unterscheiden, auf die übertragene Bedeutung sehen u. dgl. Dasselbe Sprachgefühl, sagt er, welches die Formen „weitergehend“ und „näherliegend“ aufnimmt, weil ihm die Komparation eines Partizips nicht behagt, würde sich gegen die Form „höhertrabend“ auflehnen. Natürlich, wer so schreiben wollte, würde sich dem Gelächter aussetzen. Formen wie treu ergebenster, tiefgefühltester sollen nach Adolf Matthias wohl erlaubt sein, von Andresen aber werden sie angefochten. Folgen wir also hier, wie anderswo, dem bewährten Grundsatz: „In dubiis libertas.“

auch die tiefgehendsten oder tiefgreifendsten Einflüsse gefallen lassen und von schwerwiegendstem, tiefbegründetstem Verdacht reden, ohne Anstoß zu erregen. Man muß nur immer darauf achten, ob das Partizip nach seiner Bedeutung überhaupt einer Steigerung fähig ist oder in übertragener Bedeutung gebraucht wird. Warum soll denn z. B. einer nicht zugeknöpfter sein können als der andere, oder jemand die schlagendsten Gründe anführen, die weitgehendste Haftung übernehmen und die redendsten†) Beweise bringen dürfen? Aber ganz und gar unzulässig wäre es, von dem spätgeborensten Sohne oder dem kleingeschriebenen Briefe zu reden. Der Grund liegt auf der Hand.

28) Es heißt durchaus anzuerkennen, nicht zu anerkennen, daher wird es richtig sein, die Partikel zu trennen, also: ich erkenne an, nicht ich anerkenne. Ganz so verhält es sich mit aberkennen, auserwählen, ausersehen, anerziehen, anerbieten, obliegen u. a. Oder sagt man wirklich richtig: Schädler oblag seinen Studien?

29) Verbindungen wie französisches Wörterbuch, fünfzigjähriges Dienstjubiläum, bürgerliches Gesetzbuch u. a. sind allerdings üblich, wenigstens „durch den Gebrauch geheiligt“ (obwohl einzelne noch immer dagegen eifern\*), aber von einem groben Unfugparagraphen, einem Geheimen Kanzleidienner, von

---

†) Vgl. Professor Herß, Rede an Kaisers Geburtstag, Breslau 1892.

\*) a. Theodor Matthias will mit Recht von einem 70jährigen Geburtstage nichts wissen, dagegen geht er mit der Verwerfung der griechischen Kunstgeschichte und der römischen Literaturgeschichte offenbar zu weit, da er ja doch englische Wörterbücher, lateinische Sprachlehren und ähnliche Verbindungen gelten läßt. Überhaupt scheint man neuerdings in dieser Beziehung nicht mehr so engherzig zu sein; so gibt z. B. Adolf Matthias seinem in der „Gartenlaube (1913 Nr. 3) veröffentlichten geist- und humorvoll geschriebenen Aufsätze die Überschrift „Schulsünden in der deutschen Literaturbehandlung“, während man doch wohl eher „Schulsünden in der Behandlung deutscher Literatur erwartet hätte.

amerikanischen Reiseeindrücken, von deutscher Aufsatznot, deutschen Unterrichtsaufgaben (s. Laas *Der deutsche Unterricht*, p. 256) sollte man allerdings nicht sprechen. Die Gründe sind bekannt: sie spiegeln sich am besten in der männlichen und weiblichen Dienstbotenvermieterin, in der bekannten reitenden, Artilleriekaserne und im getrockneten Pflaumenhändler wieder. Vgl. Beiträge p. 10—13 oder 26. Philomathiebericht, p. 162 fgd.

<sup>30)</sup> a. Auf den sprachlichen Mißbrauch von „selten“ möchte ich hier noch kurz hinweisen (s. Beiträge etc., p. 13). Lyon, *Zeitschr. f. d. deutsch. Unt.*, 6. Jahrg., 2. H., S. 131 erwähnt den Satz: „Die Sängerin hat eine selten schöne Stimme“ und den Satz aus Spielhagen „Neuer Pharaon“, 4. Aufl., p. 264: „Wenn ich meinen Ohren trauen darf, das Sie trotz Ihres selten reinen Deutsch zu einem Rheinländer macht“. Oder: „Ein selten bescheidener, wahrhaft frommer Mann (Moltke) . . ., der nicht in üppigem Wortschwall und gemachter Geistreichigkeit seine Stärke sucht“ (Lyon, 6. 4., S. 278). Meist wird das gerade Gegenteil von dem ausgedrückt, was gesagt werden soll; man darf gar nicht erst an den Laden denken, wo selten frische Heringe zu haben sind; alle Augenblicke hört man von einem selten fleißigen Schüler, von einer selten liebenswürdigen Dame usw.

b. Im Anschluß daran möchte ich auf einen Mißbrauch hinweisen, der damit getrieben wird, daß man im Interesse der Kürze von einem zusammengesetzten Hauptworte ein anderes Hauptwort abhängen läßt, dessen Abhängigkeit nicht direkt von dem Grundwort des Kompositums, sondern indirekt von dem Genetiv des Bestimmungswortes ausgeht, z. B.: Inhaltsangabe des 1. Buches von Goethes Hermann und Dorothea (anstatt: Angabe des Inhalts . . .); oder: Die Ehescheidung des Gräfl. C'schen Paares hat den hiesigen Gerichtshof beschäftigt (statt: Die Scheidung der Ehe . . .); oder: Das Nichtigkeitsverlangen der Ehe des Grafen Boni Castellane (statt: Das Verlangen nach Nichtigkeit . . .) Vgl. Vztg. 12, März 1912, oder: Die Todesanzeige des Prof. N. (statt die Anzeige . . .); oder: Die Trauerfeier um König Oscar (statt: Die Feier der Trauer . . .) Vgl. Berl. Tagebl. 15. Dez. 1907.

b. Auch das als Adverb gebrauchte Adjektiv „reichlich“ nimmt sich in seiner Verbindung mit Adjektiven oder Adverbien recht merkwürdig aus. Wozu sagt man denn z. B. es war reichlich spät, oder er war reichlich verschuldet? Soll das Wörtchen sehr etwa schon auf den „Aussterbeetat“ kommen?

<sup>31)</sup> 1. Einen genußreichen Abend versprechend, wird im Interesse der Besucher gebeten, während der Vorstellung nicht zu rauchen.

2. Tief errötend, erfolgte die Antwort.

3. Jeder Konkurrenz die Spitze bietend, werden Rohrstühle geflochten und ausgebessert.

Daß es nur heißen kann ad 1. . . . bitten wir im Interesse usw.; ad 2. . . . antwortete sie, gab sie zur Antwort; ad 3. . . . flechte ich Rohrstühle usw. liegt auf der Hand; es darf nämlich bei der Anwendung von Partizipien in den sogenannten verkürzten Sätzen die Beziehung auf ein im Hauptsatze befindliches Nomen nicht fehlen, sie muß vielmehr durch irgend eine grammatische Wendung klar zum Ausdruck gebracht werden. In vorliegendem Falle tun es die Pronomina wir, sie, ich.

<sup>32)</sup> Wie viel ist schon über den häßlichen Gebrauch der Inversion nach „und“ gesprochen und geschrieben worden! Alles ist umsonst, der Kanzlei- und Zeitungsstil hält ihn hoch, und das genügt. Auch weiter werden die Zeitungskorrespondenten schreiben: „Die Majestäten unternahmen eine vierwöchige\*) Reise in die Alpen, und hat es ihnen daselbst ausnehmend gut gefallen“. Oder: „Das erste Alarmläuten, das vom Balkan durch Europa drang, hat diese Unschuldsträume zerstört und müssen selbst die üblichen Höflichkeitsphrasen nun zum entbehrlichen Trödel gelegt werden“.

Sehr häufig liest man Anzeigen in folgender Form: „Die anlässlich unserer Vermählung uns erwiesene

---

\*) Mitunter liest man auch von vierwöchentlichen Reisen wie ja auch die sechswöchentlichen Ferien leider immer noch gäng und gäbe sind.

Aufmerksamkeit hat uns hoch erfreut, und bitten wir, unseren herzlichsten Dank dafür freundlichst entgegennehmen zu wollen (muß natürlich heißen: und wir bitten . . .).

<sup>33)</sup> Mitunter ist die Wiederholung eines Wortes (z. B. Fürwortes) durchaus notwendig, weil ein anderer Kasus oder ein anderer Numerus damit bezeichnet wird, z. B.: Nicht alle Bücher, die (acc.) ich gelesen habe und jetzt in meinem Besitz sind, möchte ich ein zweites Mal lesen (muß heißen: und die (nom.) jetzt . . .). Und was (acc.) ich fand und sich mir mit zwingender Gewißheit aufdrängte, wird vielen auffallend erscheinen (muß heißen: und was (nom.) sich mir.) Durch seine (plur.) unterirdischen Schätze und kräftige Bevölkerung (muß heißen: und seine (sing.) kräftige Bev.). Wir betrauern in ihm einen treuen Freund der (sing.) Schule und Lehrer (muß heißen: und der (plur.) Lehrer). Ich weiß wohl, daß er Vermögen, aber damit noch nicht vielen Armen geholfen hat. In diesem Falle verbietet die Bedeutungsverschiedenheit des „hat“, das eigentlich stehen müßte, die Weglassung; es zu setzen, verbietet der Mißklang; zweifellos ist das Wort besitzt anstatt „hat“ hinter „Vermögen“ einzuschieben, also: Ich weiß wohl, daß er Vermögen besitzt, aber damit noch nicht vielen Armen geholfen hat.

<sup>34)</sup> Unterliegt ein Schriftstück nicht nur in inhaltlicher, sondern auch in formaler Beziehung der Kritik, dann müssen auch die Interpunktionsregeln beachtet werden. Ein gewisser Spielraum ist freilich auch hier noch dem Belieben gelassen, aber es gibt doch Fälle, wo ein „Zuviel“ oder „Zuwenig“ einen groben Verstoß bedeutet. So wird z. B. gegen folgende Regel häufig gefehlt, weil sie nicht so ganz einfach liegt und in Lehrbüchern oft gar nicht erwähnt wird: Sobald nämlich Satzteile oder nähere Bestimmungen eines Verbums (Objekt, adverbiale Bestimmung) vorweg genommen werden, also vor dem Subjekte und Prädikate des Hauptsatzes zu stehen kommen, dann muß deren Zugehörigkeit zu dem Verbum (gewöhnlich Infinitiv) durch Wegfall des Kommas hinter dem Haupt-

sage kenntlich gemacht werden. Demnach wäre es falsch zu schreiben: Den Herren Stadtverordneten zu B. beehre ich mich(,)\* auf das das gefällige Schreiben vom 15. ergebenst zu erwidern, daß die Wahl zum Ersten etc. oder: Auch hierfür drängt es mich(,) beiden städtischen Körperschaften meinen ergebensten Dank auszusprechen, oder: Zu der am Freitag, den 7. d. M. . . . stattfindenden ordentlichen Hauptversammlung des Neisser Bezirksvereins . . . erlaubt sich der Vorstand(,) Sie hiermit ergebenst einzuladen; oder: Zu dem am 28. Mai stattfindenden Kommers erlauben wir uns(,) Sie mit Ihren werten Angehörigen ergebenst einzuladen; oder: Zu einer besonderen Besprechung hatte ich mir gestern erlaubt(,) ihn für morgen nachmittag zu mir zu bitten; oder: Zu der am 28. d. Mts. stattgefundenen Vermählung erlaube ich mir(,) Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin die besten Glückwünsche auszusprechen; oder: . . . ein Festdiner, zu welchem wir uns erlauben werden(,) auch diesmal wieder die Spitzen der Behörden einzuladen (Breslau, Sept. 1912). usw.

Der Dativ „den Herren Stadtverordneten“ gehört nicht zu „beehre ich mich“, sondern zu „erwidern“, ebenso gehört „hierfür“ zu dem Infinitiv „auszusprechen“. Schon an der Inversion beehre ich mich, drängt es mich, erlauben wir uns usw. sieht man, daß hier vor dem „Infinitiv mit zu“, also hinter „beehre ich mich“, kein Komma stehen darf, weil der Infinitiv sonst von dem ihm zugehörigen Satzteile getrennt würde. Wenn jemand behauptet, Goethe habe an dem Gebrauch des Semikolons den Bildungsgrad eines Menschen erkennen wollen, dann wird man gut tun, auch der Zeichensetzung die gebührende Beachtung zu schenken. Der Spruch „minima non curat praetor“ gilt hier nicht.

<sup>35)</sup> a. Zu den nicht so offen daliegenden, mehr versteckten Fehlern gehört der Übergang von relativer

---

\*) Die Klammern rühren von mir her und bedeuten, daß die eingeschlossenen Kommata (,) als ungehörig zu streichen sind.

zu demonstrativer Konstruktion; er kommt immer noch sehr häufig vor. Z. B. schreibt Hildebrand b. Lyon, 6. 4., S. 225: Damit ist denn die Auslegung, die ich der Redensart gegeben habe, aber damit mehr als einmal auf Unglaube gestoßen bin, noch aus dem heutigen Sprachgebrauch sichergestellt (offenbar muß es heißen: . . . womit ich aber mehr als . . . Ganz ungeschickt und falsch gebildet sind folgende Sätze in Krieg „Grundriß der röm. Altertümer“ 1882, S. 159 und 300: Jeder Legions-soldat hatte zwei Pila, ein schweres und ein leichteres, welches (!) er zuerst wegwarf und nachher zum größeren Pilum griff (könnte höchstens heißen: welch letzteres er zuerst wegwarf, worauf er zum größeren Pilum griff). Jede Tafel hatte oben eine Öffnung, durch welche man eine Schnur zog, die Tafel damit umwickelte und siegelte (doppelter Fehler!). Ob auch die neueren Ausgaben all den Unsinn haben? Berl. Tagebl. Nr. 338 1912: Es wurden den Prüflingen zum Teil zu schwere Fragen vorgelegt, die sie nicht beantworten konnten und infolgedessen das Examen nicht bestanden (muß heißen: worauf sie oder infolgedessen sie das Examen nicht bestanden).

b. R. Lange, Aufgaben zur Rechtschreibung, 3. H., S. 86 erwähnt als Musterbeispiel einen Brief Freiligraths an seine Mutter; in diesem hätte aus einem anderen Grunde, nämlich wegen Voranstellung des Objekts, die Konstruktion geändert werden müssen. Es heißt dort: Deinen letzten Brief vom 9. d. Mts. habe ich gestern empfangen und mich darüber gefreut, weil ich daraus sah . . . Richtig wäre: . . . empfangen und mit Vergnügen gelesen . . . oder: empfangen, und ich habe mich darüber gefreut . . . Das an der Spitze stehende Objekt „Brief“ beherrscht offenbar auch noch den zweiten Teil des Satzes und verlangt daher ein anderes Prädikat (gelesen).

Mit einem ähnlich gebildeten Satz überrascht uns Dr. H. in der „Sonntagszeitung fürs deutsche Haus“ (Jahrg. 1913, Heft 18, S. 419); er liefert einen Beweis, wie wenig genau man es oft mit der Zubereitung literarischer Hausmannskost nimmt. Dort heißt es in dem

Aufsätze „Aus Wielands Herzensleben“: „Wieland empfand für sie\*) eine schwärmerische Neigung, die sie auch erwiderte, später aber doch den Mainzer Hofrat La Roche heiratete. Ihre Enkelkinder waren Clemens und Bettina Brentano, die Freundin Goethes.“ Der erste Satz ist natürlich ganz falsch und könnte nach einem bekannten grammatischen Gesetze nur so fortgesetzt werden: . . . die sie auch erwiderte, später aber unbeachtet ließ, indem sie den Mainzer Hofrat La Roche heiratete. Freilich wäre auch eine andere Wendung richtig, wobei das vorangehende Objekt „die“ unberücksichtigt bliebe, also z. B.: . . . erwiderte, worauf sie später aber doch den Mainzer Hofrat La Roche heiratete.

Auch der zweite Satz zeigt einen Fehler; zweifellos gehört hinter Clemens der Name Brentano, so daß es dann hieße: Ihre Enkel waren Clemens Brentano und Bettina Brentano, die Freundin Goethes.

<sup>36a</sup>) a. Auf die Frage: Was kann die Schule tun, um dem Gebrauch unnötiger Fremdwörter entgegenzuwirken? hat die Schles. Direkt.-Vers. (1891) in 10 Thesen geantwortet, von den die 1. lautet: „Als unnötig im Sinne der Schule haben solche Fremdwörter zu gelten, für die allgemein anerkannte Ersatzwörter vorhanden sind.“ In den nächsten 4 Thesen wird weiter von der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit der Fremdwörter gehandelt; These 6 und 7 handeln vom Eindringen der Fremdwörter in die deutsche Sprache, von der Sprachmengerei, und 8, 9 und 10 davon, wie der Lehrer und die Schüler auf Sprachreinheit zu achten haben und daß Bücher, welche sich dem Bedürfnis größerer Sprachreinheit offenbar verschließen, von der Schulbibliothek fernzuhalten sind. Über Fremdwörter vgl. Beiträge, p. 41—45 (20. Philomathiebericht, p. 193 fgd.). Wer sich noch weiter und genauer über die Fremdwörterfrage unterrichten will, der lese den populär gehaltenen, lehrreichen Artikel: „Mögliche und unmögliche deutsche Fremdwörter“ von H. Sendling

\*) Nämlich Frä. Sophie Guttermann.

(Daheim 48. Jahrg., 31. 4. Mai 1912). Mit Recht werden auch hier eigentliche Fremdwörter und Lehnwörter streng unterschieden.

b. Wäre mir nicht von jeher das Bestreben des „Deutschen Sprachvereins“ und der staatlichen Behörden, unnötige Fremdwörter aus der Sprache zu verbannen, sympathisch oder sagen wir besser „mich angenehm berührend“ gewesen, ich hätte Sympathie oder besser (!) „Mitgefühl“ für dasselbe von dem Augenblick an gewinnen müssen, als ich die für die jetzigen „Flugzeuge“ früher allgemein gebräuchliche Bezeichnung „Aeroplan“ von wissenschaftlich gebildeten Leuten so aussprechen hörte, als ob das Wort „Eroplan“ geschrieben würde. Dazu kam noch zum Überfluß, daß ich das Wort tatsächlich in einigen Zeitungen „Äroplan“ gedruckt fand. Nun konnte ich mir die falsche Aussprache noch besser erklären. Sorgt ja doch bekanntlich nichts sicherer und schneller für weitere Verbreitung des Richtigen wie des Falschen als der Druck. Wenn sprachlich Gebildete an die Ableitung von dem griechischen *ἀερόπλανος* (luftdurchirrend) nicht denken und die getrennte Aussprache der beiden Anfangsbuchstaben nicht genau beobachten, während ihnen doch Wörter wie Aëronautik, Aërostatik oder Aërodynamik ganz geläufig sein müßten: wie sollen weniger Gebildete, denen die sprachliche Herkunft des Wortes fremd ist, in der Aussprache das Richtige treffen? Also fort mit allen Fremdwörtern, für die sich ein entsprechender, guter, deutscher Ausdruck finden läßt! Wörter aber, die Bürgerrecht in der deutschen Sprache erlangt haben, taste man nicht an.

<sup>36b)</sup> a. Eine beschränkte Anzahl solcher Neubildungen möge hier Platz finden. In vielen Fällen würde es schwer sein, ein unanfechtbares Urteil über die Zulässigkeit der Formbildungen abzugeben, da das Sprachgefühl, selbst dann, wenn es von grammatischer Schulung beeinflusst wäre, doch nicht immer mit der erforderlichen Sicherheit zu einem Urteil kommen würde, das mit einem bestimmten „non licet“ endet. Daher soll, von wenigen Ausnahmen

abgesehen, nur eine kurze Aufzählung stattfinden. Eine Zeitungsnotiz (Schles. Volkszeitung 9. Nov. 1909) äußerte sich über zwei Wortformen folgendermaßen: „Zu den fürchterlichsten Wortbildungen unserer Tage gehören unstreitig die schönen Wörter großzügig und erstklassig. Aber selbst diese anmutigen Adjektiva müssen zurückstehen gegen ein Wort, das wir heute zufällig im Inseraten-  
 teil der Wiener Neuen Fr. Presse gefunden haben. Dort bietet in einer Anzeige ein erstrangiger Geiger seine Dienste für Kammermusik an. Kommt dies hübsche Wort, das sich jedenfalls bald einbürgern wird, nun von Rang oder Range?“

b. Über das Wort „Kleinkinderbewahranstalt“ sagt Hildebrand, „keine Zeit, der die Sprache noch etwas Gesprochenes war, hätte ein solches Unwort bilden können“. Da urteilt Hildebrand doch etwas zu scharf. Ein solches Wort gehört noch lange nicht zu den „verba sesquipedalia“, von denen Horaz spricht. Man muß doch der Sprache das Recht zugestehen (die Franzosen gebrauchen es freilich noch nicht), der Kürze des Ausdrucks wegen, wo es notwendig erscheint, in ein einziges Wort mittelst richtiger Zusammensetzung so viel hineinzulegen, daß dem Leser oder Hörer sofort der Umfang des sprachlichen Begriffs in allgemeinen Zügen vor Augen tritt. Da gibt's doch noch ganz andere Sprachungeheuer, denen man den Garaus machen sollte. Unter den folgenden zum Teil etwas fremdartig klingenden Ausdrücken, die meist als Neubildungen zu betrachten sind, werden sich am Schluß auch einige Wörter finden, welche die „Kleinkinderbewahranstalt“ an Silbenzahl noch erheblich übertreffen. Also: Denkrichtung, Einfamilienhaus, Enteisung, Entmanganung, Ertüchtigung, Einswerdung (Werdung, Werdegang), Funkspruch, Geistreichigkeit, Gestaltungsgrundsatz, Heimarbeiterin, Histörchen, Theolögchen (vgl. Söhnchen), Kunstgewerblerin, Luftdrahtanlage, Klinikerschaftler (!) vgl. Burschenschaft(l)er, Lebensbejahung, Massigkeit, Überseeverkehr, Verschandelung, Verquerungen (einziehen), Zielstrebigkeit, das Gefühl persönlicher „Gefahrenrücktheit“;

abträglich (opp. zuträglich), altruistisch (opp. egoistisch), beamtet, beheimatet sein, kurzfristig (k. Darlehen), mehrkinderig (m. Familien), tiefgründig (die tiefgründigen Weisheiten der fortschrittlichen Intellektuellen); aufbegehren, entfuseln, entnationalisieren; Entkonfessionalisierungsbestrebungen, Privatangestelltenversicherungs-gesetzgebung, Wertzuwachssteuergesetz, Einkommensteuer-Veranlagungs-Kommission usw. Aus den wenigen Beispielen läßt sich wohl schon ersehen, wie die Sprache als lebendiger Organismus, durch die fortschreitende Kulturentwicklung und sonstige von außen her auf sie einwirkende Verhältnisse gezwungen, neue Gebilde an ihrem Körper schafft und zur Weiterentwicklung bringt. Wenn es wahr ist, — und ich möchte es nicht bezweifeln —, daß „das Paragraphenarsenal\*) der deutschen Grammatik in deutschen Sprachfragen nicht einzig und allein die Richtung“ angeben darf, dann muß eben das ausgebildete Sprachgefühl des einzelnen und der Allgemeinheit bei der Beurteilung der Zulässigkeit einer neuen sprachlichen Erscheinung mit eintreten. Zweifellos kranke Neubildungen am Sprachkörper müssen natürlich schonungslos „mit der Schärfe der kritischen Feder“, wie Brunner†) sagen würde, oder „mit dem Feuer überzeugter Rede“ entfernt werden. Trotzdem wird es doch immer noch sehr schwer bleiben, mit Sicherheit zu entscheiden, wo in dem einzelnen Falle der Duldung des Neuen eine Grenze zu setzen ist.

<sup>39a</sup>) Ganz merkwürdig klingt für uns Schlesier die Redensart „es ist nicht an dem“. Sollte mich jemand fragen, wie ich mir ihren Sinn aus der grammatischen Konstruktion erkläre, ich käme in die größte Verlegenheit. Und doch kann ein Lehrer leicht in die Lage kommen, darüber den Schülern Auskunft geben zu müssen. Man wird vielleicht zur Verlegenheitsphrase des „Provinzialismus“ greifen und den Süden oder Westen Deutschlands als Heimatsstätte bezeichnen. Ob mit Recht? Vergangenes

\*) Vgl. Schles. Vztg. 8. Juli 1912.

†) Vgl. A. Brunner, Schlecht Deutsch, p. 9.

Jahr sagte mir ein Herr (geb. Schlesier, jetzt Hamburger), daß der Ausdruck in Hamburg, also doch schon im hohen Norden Deutschlands, ganz gebräuchlich sei und dasselbe bedeute, wie „das verhält sich nicht so“, oder „das ist nicht wahr.“ Damit fand ich bestätigt, was mir bereits aus meiner Jugend und später aus der Schillerlektüre, Piccol. II, 2. und Wallensteins Tod IV, 3. bekannt war; dort heißt es nämlich:

1. Und wär' es, teurer Herzog, wär's an dem,  
Was man am Hofe leise flüstert usw.

2. Ist es an dem — verhält sich's, wie Ihr sprecht,  
Ja, dann ist keine Rettung mehr für ihn.

Ich erinnere mich auch, daß meine Mutter, wenn sie etwas nicht glauben wollte, öfter zu uns Kindern sagte: „Das ist nicht in dem“, also ganz dasselbe mit einer kleinen präpositionalen Änderung. Es scheint übrigens, als ob die Redewendung im Schwinden begriffen sei, wenigstens möchte man aus dem überaus seltenen Vorkommen im schriftlichen und mündlichen Verkehr zu diesem Schlusse kommen. Ich habe sie nur noch ab und zu in Zeitungen gefunden, und zwar ist sie mir im Laufe der letzten Jahre einige Male in Aufsätzen vom Obersten Gädke aufgestoßen. So heißt es in einem Leitartikel des Berl. Tageblattes vom 8. Febr. 1905: „Es ist nicht an dem, daß eiserne Disziplin, Straffheit und Ordnung nur durch Paradedrill erhalten werden; es gibt heutzutage andere kriegsgemäßigere Mittel dazu“. Ferner ist mir ein Beispiel aus der Schles. Ztg. vom 5. Mai 1893 in der Erinnerung, wo der Satz einem Briefe aus Sansibar entnommen ist: „Bei einer hierauf bezüglichen Frage an einen höheren englischen Beamten konnten wir an dem nichtswürdigen Lächeln des Sichgeschmeicheltfühlens ausdrücklich erkennen, daß es an dem ist.“ Zum Schluß noch ein Citat aus der Schles. Volksztg. vom 17. Mai 1912; dort heißt es in der Wiener „Polit. Korrespondenz“: „Es ist auch nicht an dem, daß Freiherr v. Marschall mit starker Hand eine neue Situation schaffen müßte, um die Dinge in den gewünschten Entwicklungsgang zu bringen.“

39b) Jedenfalls würde der Lehrer einen Satz beanstanden, der zwei Präpositionen nebeneinander enthielte, z. B.: „Es setzt sich in durch die Magnetnadel geoffenbarte Wärme um“; oder da, wo eine Häufung von Präpositionen das Verständnis eines Satzes erschwerte, z. B. Oncken, Geschichte von Hellas und Rom, 2. Band, S. 89, 1879: „Ahala ermordete den Spurius Mälius, welcher von den über seine durch reiche Getreidespenden zur Zeit einer Hungersnot bei den Massen gewonnene Popularität erschreckten Altbürgern des Strebens nach der Tyrannis beschuldigt wurde. Sechs Präpositionen in einem Relativsatz! Mehr kann man nicht verlangen. Aus einer Zeitung (Neisser Ztg. 29. Sept. 1910) entnommen ist folgender Satz: Aus den angeführten und auch aus den in der zwischen den beteiligten Behörden stattgefundenen Verhandlung niedergelegten Gründen ist es notwendig, einige Grundablässe in die Schleuse einzubauen. Andere Beispiele mit Erläuterungen sind in den Beiträgen, p. 47—49 (Philomathiebericht 1892) zu finden. Vgl. auch A. Brunner, Schlecht Deutsch, p. 166 fgd., wo die mißbräuchliche Anwendung von Präpositionen gezeigelt wird.

45) Gewisse häufiger vorkommende Deklinationsformen sollten den Schülern so geläufig geworden sein, daß später dagegen nicht mehr gefehlt wird. Es berührt nämlich höchst sonderbar, wenn gebildete Leute mitunter noch die Geburt eines gesunden Jungens oder Knabens schriftlich vermelden. Freilich mag ihnen zur Entschuldigung dienen, daß die Genetivform Mädchens oder die mißbräuchliche Pluralform Jungens sie zur Anwendung des „s“ der starken Deklination verleitet hat.

Die Geburtsanzeigen führen mich zwanglos zu den Verlobungsanzeigen über. Hier gestatten sich die Eltern nicht selten ganz auffallende Schnitzer. Man sehe sich z. B. folgenden Satz an: Die Verlobung unserer Tochter Alice mit Herrn Dr. phil. Alfred X. erlauben sich ergebenst anzuzeigen Rentier Y. und Frau. Daß es in richtigem Deutsch heißen müßte „ihrer“ Tochter oder, wenn man unserer Tochter beibehalten will, erlauben

wir uns ergebenst anzuzeigen, daran denken weder die Schreiber noch die Leser; die meisten haben sich an solches „Annoncendeutsch“ schon gewöhnt.

Noch „Sylvester<sup>\*)</sup> 1912“ zeigte eine Mutter die Verlobung ihrer Tochter folgendermaßen an: Die Verlobung meiner Tochter . . . beehrt sich anzuzeigen (statt beehre ich mich) Frau N. N. Und wie sehen die Quittungen aus? Gewöhnlich so: In Worten: . . . Mark . . . Pfg. habe ich richtig ausgezahlt erhalten (oder sind mir richtig ausgezahlt worden), worüber quittiert N. N. Natürlich muß es heißen: . . . worüber ich quittiere, denn niemand anders als ich hat über das zu quittieren, was mir ausgezahlt worden ist. Daß in diesem und dem obigen Falle die dritte Person mit der ersten identisch ist, tut nichts zur Sache; jedenfalls muß der grammatisch durch nichts zu rechtfertigende Personenwechsel unterbleiben.

<sup>61)</sup> a. Ich greife hier nur den Gebrauch von zwischen und sondern heraus, gegen den immer noch häufig gefehlt wird. Zwischen darf, wenn zwei einander gegenüberstehende Dinge zur Vergleichung oder Besprechung kommen, nicht wiederholt werden. Also wäre es falsch zu sagen: Zwischen den Ausführungen des Zentrumsredners und zwischen den heutigen Ausführungen des Abgeordneten M. besteht ein auffallender Gegensatz. Oder: . . . der innere Widerspruch, der zwischen dem autokratischen Regierungsprinzip und zwischen den Anschauungen einer in der Bildung begriffenen modernen Gesellschaft besteht, ist die Ursache der Krisis (Zeitungsdeutsch).

b. Sondern wird dann gebraucht, wenn in dem vorhergehenden Satze eine volle Negation, also nicht, keineswegs oder dgl. enthalten ist; ein Verbum mit bloß negativer Bedeutung z. B. verbieten, unterlassen genügt nicht. Zu den in den Beiträgen S. 46 fgd. (26. Philomathiebericht 1892, S. 198 fgd.) angeführten

---

<sup>\*)</sup> Warum nicht „Silvester“?

Beispielen füge ich noch folgende hinzu: Ich weiß, daß das rheinische Schulkollegium in großer Verlegenheit ist, seinen Bedarf aus der Provinz selbst zu decken, sondern sich nach Kräften aus anderen Provinzen umsehen muß. Oder: Der Deutsche verwirft bei seinem Hange (?) zur Gesetlichkeit gewaltsame Mittel, sondern sucht vielmehr durch unbeugsamen, passiven Widerstand eine unbequeme Regierung zu ermüden (Volkszeitung 10. Juli 1908). Oder: Der Herzog von Orléans begab sich nach Dover, doch unterließ er die Überfahrt wohlweislich, sondern richtete von Dover einen Manifestbrief an Buffet.

Auch schrift- und sprachgewandten Philologen läuft da und dort in ihren Arbeiten als Referenten oder Korreferenten ein lapsus calami unter, ein Beweis, daß es nicht leicht ist, an allen im sprachlichen Fahrwasser versteckt liegenden grammatischen Klippen immer „glatt“ vorbeizukommen. So möchte ich mit Hinweis auf das, was ich oben zur Erklärung des Gebrauchs von „sondern“ sagte und was in den „Beiträgen“ genauer erörtert ist, zum Schluß noch einen Satz anfügen, der mir bei der Lektüre der Verhandlungen der 9. Direkt.-Versammlung der Prov. Schles. 1891, p. 28 oben aufgestoßen ist; er beginnt mit dem Worte bedauern (also nicht gern sehen) und setzt mit sondern fort, was nach obiger Erklärung natürlich nicht richtig ist. Der Herr Korreferent schreibt nämlich folgendermaßen: „Ich nenne z. B. das Referat von Neisse Rg., von Oppeln, von Ratibor, Wohlau etc. Ich würde es lebhaft bedauern, wenn manche von ihnen (den Referaten) einfach als „wertvolles Material“ zu den Akten gelegt würden, sondern habe den Wunsch, daß diejenigen Referenten . . . entweder in persönliche Beziehung zu Kern treten, oder usw.“

<sup>59)</sup> In den „Rechtschreib- und Sprachübungen“ etc. bearbeitet von Oppelner Schulmännern heißt es im II. Teil, Einleitung, p. 4: „Da die Schüler fast durchweg dem Unterrichtsstoff kein Interesse entgegenbringen, so sind die Grammatikstunden für sie die langweiligsten aller

Unterrichtsstunden.“ Das mag wohl ebenso sehr am Unterrichtsstoff wie am Unterrichtsbetriebe liegen. Gibt ja doch Hildebrand selbst zu, daß sogar in der Kobersteinschen Grammatikstunde die Schüler von Langerweile geplagt wurden. Auch ich denke nicht gern an die Zeit zurück, wo wir Jungen in der Rektorklasse der Volksschule nach der Wurstschen Grammatik unterrichtet wurden. Ein Labsal für uns war die Grammatikstunde jedenfalls nicht. Den Oppelner Schulmännern kann man daher nur beistimmen, wenn sie meinen, daß mit dem früheren leider in manchen Schulen noch jetzt fortbestehenden Unterrichtsbetriebe, der ein Philosophieren über die Sprache darstelle, endgültig gebrochen werden müsse. „In höheren Schulen“, heißt es weiter, „in denen fremde Sprachen gelehrt werden, ist freilich die Kenntnis des Baues und der Gesetze der Sprache für die Schüler unbedingt notwendig“.

<sup>67a)</sup> Non scholae, sed vitae. Die in der Schule gelehrt und geübte Orthographie soll und muß natürlich auch im Leben praktische Verwendung finden. Es genügt nicht, daß neben den sogenannten „Gebildeten“ nur Geschäftsleute, die viel zu schreiben haben, ihre Korrespondenz richtig führen, auch Handwerker und besonders solche sollten mit der Orthographie etwas genauer vertraut sein, deren Produkte zu jedermanns Ansicht und Kritik der Öffentlichkeit vorliegen, z. B. die Maler. Was wird von den Malern, oder mitunter, vielleicht auch öfter, von deren Auftraggebern heutzutage noch gesündigt! Ein Gang durch die Straßen der Stadt würde Wunder zu Tage fördern. Müßte nicht, bevor ein Schildmaler seinen Pinsel in Bewegung setzt, der Schriftsatz einem Sachverständigen zur Beurteilung vorgelegt haben? Könnte nicht die Polizei jeden Schildmaler zur Vorlegung zwingen? Das Stadtbild wird doch nicht bloß durch baufällige Gebäude oder schmutzige Fassaden, sondern auch durch „polizeiwidrige“ malerische Sudeleien verunziert. Auf mehreren in der Nähe eines Bahnhofs in N. zu beiden Seiten der Straße aufgestellten Tafeln,

sogenannten Reklameschildern, kann man folgendes lesen: en gross,†) en detail, Telefon, Nähmaschinen, Stadthausseite, Telf., Licht(\*) und Kraftanlage, Herren() und Knaben() Konfektion, Bier() und Weinstube, Haus() und Küchengeräte, Dachpappen () und Theer()Verkauf, landwirthschaftliche Artikel usw. Das Kgl. Eisenbahn()Betriebs()Amt erwähne ich nur nebenher. Was müssen Fremde denken, die solche Sachen lesen! Wen macht man für derartige Verstöße gegen die „gute Sitte“ verantwortlich, die Auftraggeber oder die Maler? Beide, schließlich auch noch die Schule.

Kürzlich suchte mich ein „westländischer“ Studiosus, den ich auf irgend etwas aufmerksam gemacht hatte, brieflich darüber zu belehren, daß für gewisse Veröffentlichungen die „Accademia“ da sei, und daß er selbst vor einiger Zeit eine Notiz in die „Acc.“ habe einrücken lassen. Also in die „Accademia“! An einen Schreibfehler des „Akademikers“ zu denken verbietet die Wiederholung des Wortes.

<sup>68)</sup> a. Sagt man wohl richtig: Freiemplare stehen porto- und kostenfrei gern zur Verfügung? Oder: Unser Verlagskatalog steht Ihnen auf Wunsch gern zur Verfügung? Oder: Freiemplare stehen Ihnen auf Wunsch gern zu Diensten? Im Geschäftsstil der Buchhändler gibt's gar keine andere Ausdrucksweise, alle Firmen schreiben so. Und doch müßte es heißen: Freiemplare stellen wir Ihnen gern zur Verfügung oder: Freiemplare werden Ihnen von uns gern zur Verfügung gestellt. Leblosen Dingen kann doch keine Tätigkeit zugeschrieben werden, die durch das einen Gemütszustand ausdrückende, also nur Personen zukommende, Wörtchen „gern“ näher bezeichnet wird.

---

†) Neuerdings hat sich ein zweites Schild mit derselben Aufschrift (en gross, en detail) gefunden. Man sieht, der Maler macht Schule. Was Telf. bedeuten soll, läßt sich nur vermuten, jedenfalls „Telephon“.

\*) Die Klammern () rühren von mir her und bedeuten, daß zwischen den betreffenden Wörtern Bindestriche - fehlen.

b. Über den jetzt vollständig eingebürgerten Gebrauch der zu Adjektiven umgeformten auf weise endigenden Adverbien ist in den Beiträgen, p. 13—20 (Philomathiebericht 1892, p. 165—172) gehandelt. Dort sind auch die Fälle erwähnt, in denen ein solcher Gebrauch aus bestimmten Gründen unstatthaft ist z. B. teilweiser Krüppel, vertretungsweiser Inspektor u. a. Gegen eine vertretungsweise Inspektion würde ich natürlich nichts einzuwenden haben, ebensowenig gegen eine teilweise Befreiung von Steuern. Zulässig sind auch Verbindungen wie: angriffsweises Vorgehen, leihweise Überlassung, stufenweise Verteilung, schrittweise Auflösung u. a. (Substantiva verbalia!) Unzulässig sind Verbindungen wie: Angliederung von wahlweisem Englisch (Korrespondenzblatt für die Philologenvereine etc., 1. Febr. 1895). Hier kommt einem unwillkürlich der wohlweise Bezirksrat und der naseweise Junge in den Sinn. Auch vorzugsweise Dringlichkeit (Verfügung des Kultusministers Schles. Ztg. 1. Oktober 1892) und urlaubsweise Abwesenheit haben ihre Bedenken, doch würde gegen eine vorzugsweise Abfertigung (z. B. auf der Post) nichts einzuwenden sein.

c. Vor Jahren beschäftigte sich in der „Zeitschr. des Allgem. deutschen Sprachvereins“ — ich glaube, auch in den „Grenzboten“ — ein Kritiker mit dem Worte fußfrei in Verbindung mit Kleid (fußfreies Kleid) und meinte, diese Verbindung sei aus der Schneiderwerkstatt hervorgegangen. Wahrscheinlich vermißte er bei dieser Verbindung das Erfordernis strenger Logik. Aber das Wort wahlfrei, das jedenfalls als Ersatz für wahlweise gelten soll, steht auf derselben Stufe und entstammt nicht der Schneiderwerkstatt, sein Ursprung führt in höhere Regionen; es findet sich in den vom Ministerium herausgegebenen Lehrplänen etc. v. J. 1901 und seitdem in allen Programmen. Allgemein spricht und schreibt man von wahlfreiem Englisch, wahlfreiem Linearzeichnen etc.

Mit wahlfreiem Linearzeichnen soll offenbar ein Zeichnen gemeint sein, bei dem die Wahl frei ist, nicht bei dem das Zeichnen frei ist von Wahl. Erstere Auffassung läßt sich aber aus dieser Verbindung nicht herauslesen, da das Grundwort frei in dem zusammengesetzten Adjektiv nach den allgemeinen Regeln der Zusammensetzung nur auf Zeichnen bezogen werden kann, d. h. nicht die Wahl, sondern das Zeichnen würde frei sein nämlich von Wahl, also ohne Wahl, mit Zwang, obligatorisch geübt werden müssen (vgl. staubfrei, eisfrei, nikotinfrei, sündenfrei, steuerfrei = ohne Staub, ohne Eis, ohne Steuer etc.) Das wäre aber das gerade Gegenteil von dem, was man ausdrücken will. Es bleibt demnach nichts anderes übrig, als das Zeichnen freiwillig zu nennen, wie jenes fußfreie Kleid in ein freifüßiges umzuwandeln wäre. Ich erinnere hierbei an den mit Zeichnen und Schießen häufig in Verbindung gebrachten Ausdruck freihändig (nicht handfrei), bei welchem der Gedanke zu Grunde liegt, daß die Hände frei sind, daß das Schießen und Zeichnen mit freier, d. h. mit nicht unterstützter oder behinderter Hand vor sich geht. Ähnlich verhält es sich mit dem Worte schnellfüßig, das von Menschen oder Tieren gebraucht wird, deren Füße schnell sind. Von freiwilligem Zeichnen würde man also dann sprechen, wenn die Wahl frei, d. h. die Annahme ins Belieben jedes einzelnen gestellt werden soll, wenn dieser Unterrichtsgegenstand, kurz gesagt, fakultativen Charakter hat. Ein freifüßiges Kleid würde dementsprechend ein solches sein, bei dem die Füße frei, vom Kleide nicht behindert, nicht bedeckt sind. Am besten verführe man ja freilich, vorausgesetzt, daß das freifüßige Kleid Anstoß erregen sollte, wenn bei Damen nicht von fußfreiem Kleid oder Rock, sondern von kleid- oder rockfreien Füßen gesprochen würde. Damit käme nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch, nämlich grammatisch, ein Vorzug zur Geltung, auf den die Damen ja ganz besonderen Wert legen.

Und nun noch ein Schlußwort. Wer die im Laufe der Jahre über Sprachrichtigkeit und Sprachverderbnis erschienenen Schriften auch nur zum kleinen Teil gelesen hat, wird zugeben müssen, daß es an der Anwendung von Mitteln, das Sprachgewissen des deutschen Volkes aus der Lethargie aufzurütteln, nicht gefehlt hat. Ernst und Humor, Satire und Ironie sind um die Wette dabei tätig gewesen, ich darf nur an Wustmann, Minor und Brunner erinnern, deren Schriften ungemein reinigend und befruchtend auf das Sprachleben gewirkt haben. Und was leistet nicht heutzutage noch der „Allgemeine deutsche Sprachverein“! Wie führt er nicht bloß die schärfsten Waffen gegen das Fremdwörtertum, sondern sucht auch, und zwar ganz vorzugsweise, Richtigkeit, Kürze und Gedankeninhalt im sprachlichen Ausdruck herbeizuführen! Haben ja doch auch sogar Tagesblätter\*) neuerdings ihre Spalten grammatischen Fragen und Auseinandersetzungen geöffnet, ein Beweis, daß man bei ihren Lesern Verständnis und Sinn für sprachliche Erörterungen voraussetzt. Es mag ja manchem kleinlich erscheinen, wenn auf jeden noch so unbedeutenden grammatischen Verstoß geachtet und auf Rechtschreibung und Zeichensetzung so großes Gewicht gelegt wird; sind doch, meint man — nach A. W. Grube — auch unsere besten Autoren von

---

\*) Vgl. die „Schles. Vztg.“ und die „Deutsche Tagesztg.“ Letztere trat kürzlich (18. Jan. 1913) in einem Leitartikel für die Bildung eines „Reichsamtes für deutsche Sprache“ in die Schranken. Ob man sich aber von einem solchen Reichsamte, dessen Errichtung auch von mehreren deutschen Abgeordneten gefordert wird, viel versprechen darf, ist doch sehr fraglich; indes, warum sollte nicht wenigstens ein Versuch gemacht werden, vielleicht ließe sich doch ein Gewinn für eine naturgemäße Entwicklung der deutschen Sprache dadurch erzielen, daß „die alten, kräftigen, frischen Wendungen aus den Mundarten wieder in die Schriftsprache zurückgeführt würden und dadurch das hölzerne Papierdeutsch etwas an Frische, Unmittelbarkeit, Lebendigkeit gewönne“.

Einen anderen Vorschlag macht die Zeitschr. „Das Neue Blatt“ (1912 Nr. 51, Leipzig, A. H. Tayne) und zwar im Anschluß an einen sehr geharnischten Artikel, den die Wiener juristische

Schwankungen, Stilfehlern und grammatischen Schnitzern nicht freigeblieben. Sehr richtig! Aber duo cum faciunt idem, non est idem, quod licet Iovi . . . Bedenkt man, welch' unangenehme Folgen oder wenigstens peinliche Erfahrungen mit sogenannten sprachlichen Entgleisungen, sobald sie durch den Druck der Kritik zugänglich gemacht werden, verbunden sein können, dann wird das Urteil anders lauten. Jener Studiosus, dem es mehr darauf ankam zu renommieren, als in einwandfreier Form zu schreiben, hätte in seiner erst kürzlich veröffentlichten Zeitungsanzeige den ehrlichen Finder seiner verlorenen „Pappschachtel“ jedenfalls nicht in so sprachwidriger Form um Rückgabe der Fuchsen- und Burschenbänder ersucht, wenn er hätte ahnen können, daß eine liberale Zeitung die boshafte Bemerkung dazu machen würde, es wäre dem Finder der „blutdurchtränkten“ Andenken zu empfehlen, dem Herrn Studiosus „außer seinen unersetzlichen Reliquien auch eine deutsche Grammatik zu schenken“. Die Zeitungsanzeige hatte nämlich folgenden Wortlaut: „ . . . Es ist mir namentlich um Wiedererlangung der „Fuchsenbänder und Burschenbänder“ zu tun; ich habe selbige auf einer Anzahl Mensuren getragen und waren diese vollständig mit meinem Blute durchtränkt“ usw. Neben der ganz unzulässigen Inversion (und waren

Fakultät gegen das Juristendeutsch vom Stapel läßt. Die Fakultät sagt u. a.: „Schwulst und Verkünstelung, falsche Wortbildung, übertriebener Gebrauch von Fremdwörtern und anderes haben die Sprache der Juristen in einen bedauerlichen Gegensatz zur Redeweise selbst der hochgebildeten Laien gebracht“. Das „Neue Blatt“ schließt sich dieser Bemängelung vollständig an, indem es schreibt: „Sehr gut! Aber, ob es etwas nützen wird, ist eine andere Frage. Es gibt im deutschen Reiche eine ganze Anzahl Leute, auch Juristen, die die oben ausgesprochenen Ansichten teilen. Das hindert aber nicht, daß das Reichsgericht mitunter ein Deutsch von sich gibt, für das die Bezeichnung „Juristendeutsch“ noch sehr milde ist. Dafür müßte in erster Linie gesorgt werden, daß das höchste deutsche Gericht nur unanfechtbares, verständliches Deutsch schreibt.“

Ich meine auch, denn: *Exempla trahunt*.

diese) hat der Herr Studiosus durch den falschen d. h. eine falsche Beziehung und Auffassung begünstigenden oder besser „herausfordernden“ Gebrauch des Demonstrativpronomens „diese“ sich in dem kurzen Satze noch einen zweiten Fehler geleistet. (Vgl. die Notiz der „Academia“ 15. Novbr. 1912, pag. 345).



# **Der Anteil des Neisser Landes an der deutschen Literatur.**

Von

**Prof. Dr. P. Klemenz.**

---

## **I. Über die Pflege der Dichtkunst in Schlesien vom 13. bis Ende des 16. Jahrhunderts im allgemeinen.**

---

Die Tatsache, daß das im Verhältnis zu den süd- und westdeutschen Stämmen spät für das Christentum gewonnene und bis in das 13. Jahrhundert überwiegend von Slaven bewohnte Land, das wir heute als Schlesien bezeichnen, erst im Verlaufe dieses 13. Jahrhunderts durch zahlreiche Einwanderer aus den westlichen mitteldeutschen Landschaften und durch Aussetzung einer großen Anzahl von Städten und Dörfern zu deutschem Recht der deutschen Kultur erschlossen wurde, erklärt hinlänglich, warum in diesem später so sangeskundigen und liederfrohen Lande im 13. Jahrhundert von literarischen Bestrebungen so wenig zu spüren ist. Während im Süden und Westen die deutsche Dichtung damals den ersten Höhepunkt einer nicht unbedeutenden Blüte erreicht hatte, stoßen wir daher im Osten nur vereinzelt auf Vertreter deutscher Dichtkunst. Dahin gehören der als Minnesinger bekannte Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290), der aus Frankenstein stammende Mönch Johannes, der aber fern der Heimat in einem Wiener Kloster seine Dichtung vom Kreuzestode Christi vollendete (um 1300), sowie der unbekannte schlesische Geistliche, der im Dienste des Herzogs Bolko von Münsterberg stehend zur Zeit des

Königs Wenzel von Böhmen zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein Gedicht über die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig von Thüringen († 1190 vor Accon) verfaßte. Auch einige zweifellos schon aus jener Zeit (13. und 14. Jahrhundert) stammende, mehr mündlich verbreitete als schriftlich niedergelegte Sagen vom Rübezahl, von den Burgen Kynast, Kynsburg, Hummelschloß, Nimmersatt u. a. berechtigen noch nicht, von schlesischer Dichtung zu sprechen. Daß auch die folgende Zeit (14. und 15. Jahrhundert), die ja ohnehin für die deutsche Dichtkunst im ganzen eine Zeit des Niederganges bedeutet, in den schlesischen Landen hierin keinen Wandel schuf, lag weniger an ihrer politischen Zugehörigkeit zu Böhmen, wo immerhin unter deutschgesinnten Herrschern, wie Wenzel I., Ottokar II. und besonders Karl IV., deutsche Dichtung begünstigt und gepflegt wurde,<sup>1)</sup> als an der Zersplitterung in zahlreiche kleine Fürstentümer, deren machtlose Inhaber, oft roh und willkürlich schaltend und sich gegenseitig befehdend, im allgemeinen wenig Sinn für geistige Interessen hatten. Erst in dem geistig so regsamen 16. Jahrhundert tritt Schlesien, das schon in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Anzahl namhafter als Humanisten und lateinische Dichter auch außerhalb Schlesiens, rühmlichst bekannter Gelehrten hervorgebracht hatte, auch in der deutschen Dichtung bedeutsam hervor, und zwar dem Zuge der Zeit folgend auf den Gebieten des Dramas, Meistergesangs und namentlich des geistlichen Kirchenliedes. Da aber dieser Aufschwung wesentlich mit der damaligen religiösen Bewegung der Reformation zusammenhängt, so erklärt es sich leicht, daß in bezug auf literarische Betätigung bedeutende Unterschiede in den einzelnen Landesteilen Schlesiens sich wahrnehmen lassen. Während in den ganz oder überwiegend protestantischen Städten und Fürstentümern das deutsche Kirchenlied so eifrig gepflegt wird, daß nicht nur Städte wie Liegnitz, Brieg, Schweidnitz, Hirschberg, sondern auch kleinere, wie Öls, Bunzlau, Lauban, Löwenberg u. a. im

<sup>1)</sup> Vergl. R. Volkan Gesch. d. deutschen Lit. in Böhmen bis z. Ausg. des 16. Jahrh. Prag 1894 S. 4–6.

16. und besonders 17. Jahrhundert eine große Anzahl von Verfassern geistlicher Lieder aufweisen, von denen freilich gar manche auf den Namen eines Dichters keinen Anspruch erheben dürfen, sind es in den katholisch gebliebenen oder durch die Gegenreformation wieder katholisch gewordenen Gegenden nur wenige, die sich der deutschen Dichtung befleißigen, und auch diese gehören meist dem evangelischen Bekenntnis an. Belege für diese Verhältnisse, die wir in diesen einleitenden Bemerkungen nur kurz streifen können, bieten insbesondere die Grafschaft Glatz und deren benachbarte Gebiete. Hier sind der Meistersinger und Theaterdichter Hieronymus Link, Kürschner aus Glatz, Anhänger der Schwenkfeldischen Sekte, dessen uns bekannte Dichtungen aus der Zeit von 1558 bis 1565 stammen, der Meistersinger Peter von Glatz, ein „Tuchknapp“ (1588),<sup>1)</sup> der in Silberberg 1592 bis 1596 wirkende Schulrektor und Theaterdichter Zacharias Liebholdt und der Frankensteiner Stadtschreiber Zacharias Pol (um 1603) wohl die einzigen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung tätigen Männer, die, wie jene Gegenden damals überhaupt, teils nachweislich, teils höchst wahrscheinlich zur neuen Lehre sich bekannten. Wenn insbesondere die damalige Hauptform der lyrischen Dichtungsgattung, das geistliche Lied, in den erwähnten Gegenden im Gegensatz zu so vielen Städten und Gegenden Mittel- und Niederschlesiens nicht gepflegt wird, so erklärt sich das einfach daraus, daß eben hier der Grund nicht vorlag, der dort so viele Laien und Geistliche veranlaßte, dem Beispiele Luthers folgend durch eigene Dichtungen die Zahl der schon bestehenden Kirchenlieder zu vermehren.

---

<sup>1)</sup> Vergl. hierüber Dr. Klemenz, Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur (Blätter für Gesch. und Heimatk. der Grafsch. Gl. I. (1909) und Nachtrag hierzu II, S. 81 und 89.

## II. Literarische Tätigkeit im Neisse-Grottkauer Bischofslande vom 14. bis Ende des 16. Jahrhunderts.

### 1. Übersetzungen. — Gelehrte (lateinische) Dichtung.

Die Stadt Neisse und ihre weitere Umgebung war nicht schon um 1200 ein besonderer geschlossener Bezirk, wie vor W. Schultes Untersuchungen <sup>1)</sup> behauptet und geglaubt wurde, sondern hat sich erst im Laufe des 13. Jahrhunderts zu einem solchen Gebiete mit deutscher Kultur entwickelt, das eben dadurch in einen gewissen Gegensatz trat zu dem vorwiegend aus älteren polnischen Ansiedlungen bestehenden „districtus Otmuchoviensis“, dem Gebiete der alten Kastellanei Ottmachau, in dessen Besitze die Breslauer Bischöfe schon im 12. Jahrh. erscheinen. Durch die von ihnen auch auf die Gebiete von Patschkau (1254), Weidenau (1267), Ziegenhals (1268) ausgedehnte Germanisation, insbesondere aber durch die käufliche Erwerbung dieser und anderer Gebiete, darunter des Grottkauer Landes (1344), der Herrschaften Kaltenstein (mit Weidenau und Jauernig 1345) und Friedeberg (1358) erweiterte sich dieses Besitztum zu einem kurzweg als „Fürstentum Neisse“ bezeichneten geschlossenen Gebiete, das durch seine reichen Einkünfte dem Breslauer Kirchensprengel zu dem Namen des „Goldenen Bistums“ verhalf. Von Sinn für höhere Geistesbildung zeugt die Gründung der Neisser Pfarrschule (schon 1375 erwähnt) und der Umstand, daß verhältnismäßig viele junge Leute aus dem Neisse-Grottkauer Lande an auswärtigen Universitäten (Leipzig, Bologna, <sup>2)</sup> Erfurt, <sup>3)</sup> Krakau) <sup>4)</sup> studieren. Von deutscher Dicht-

<sup>1)</sup> Vergl. die wertvolle Einleitung von Schulte zu „Schulte und Markgraf, Liber foundationis episcop. Vratislav. (1889) Cap. II–X.“

<sup>2)</sup> Vergl. Pfotenhauer, Schlesier auf der Universität Bologna (bis 1500) Ztschr. f. Gesch. Schles. Bd. 28 u. 29.

<sup>3)</sup> Vergl. Pfotenhauer, Schlesier auf der Universität Erfurt im Mittelalter; ebendas. Bd. 30.

<sup>4)</sup> Vergl. Bauch, Schlesier und die Universität Krakau im 15. und 16. Jahrh. ebendas. Bd. 31, S. 99 ff.

kunst ist freilich um jene Zeit (14. u. 15. Jahrh.) in unserem Gebiete nicht mehr wahrzunehmen, als in den meisten Gegenden Schlesiens, ja Deutschlands überhaupt, wo nach dem Niedergange des Rittertums und trotz des materiellen Aufschwunges der Städte und des geistigen Aufschwungs in wissenschaftlicher Beziehung dennoch deutsche Sprache und Literatur eher vernachlässigt, als gepflegt wurden.

Immerhin fehlt es auch im Neisser Lande nicht ganz an Spuren literarischer Tätigkeit. Ob freilich der unbekannte Verfasser einer mittelhochdeutschen Prosa-Beschreibung des Lebens und der Lehre Christi, die in einer aus dem Jahre 1330 stammenden, der Neisser Gymnasialbibliothek angehörigen Handschrift <sup>1)</sup> erhalten ist, in irgend welcher Beziehung zu Stadt oder Land Neisse steht, dürfte ebenso fraglich als bei dem Mangel an anderweitigen Nachrichten hierüber schwer zu entscheiden sein. Der Verfasser ist nach seiner eigenen Angabe Laie, vielleicht Laienbruder eines Klosters. Als solches käme das 1284 zum ersten Male erwähnte Minoritenkloster in Betracht, das sich zwischen der heutigen Entmannstraße und dem Stadtpark befand und der Brüderstraße ihren Namen gab. (Man vergl. Einl. fol. 6 r.: „Wie aber ich ze dissien dingen laider unwirdig pin, wan ich nicht geweicht pin und geordent Gots wort zu praedigen, und auch an chunste ein chint pin“. Das nach den vier Evangelien und unter Berücksichtigung apokrypher Schriften abgefaßte Werk ist, wie gleichfalls aus einer Bemerkung hervorgeht, nach einer lateinischen Vorlage bearbeitet oder gar Übersetzung dieser.

Gleichfalls nur ein Denkmal wissenschaftlicher Bildung und literarischer Tätigkeit auf religiösem Gebiet ist die in Form der sogen. Interlinearversion hergestellte Übersetzung der Psalmen nach dem lateinischen Texte der Vulgata, die ein gewisser, uns sonst weiter nicht bekannter

<sup>1)</sup> Genauere Mitteilungen hierüber gibt Skladny, Eine deutsche Handschrift, 17. Bericht der Philomathie zu Neisse. (1869–72) S. 12 bis 18, der auch als Probe einen Abdruck des 18. Cap. gibt. Das Manuskript ist ein gut erhaltener, mit zahlreichen Bildern und sorgfältig ausgeführten Initialen verzierter Pergamentcodex.

Peter von Patschkau um 1340 anfertigte. Die auf der Breslauer Universitätsbibliothek befindliche Handschrift<sup>1)</sup> umfaßt 139 Blätter, auf deren letzten der Verfasser sich nennt: Explicit spalterium (!) petri de paczcow Completum anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup> × L<sup>o</sup>. In sabbato. ante horam vesperarum. Wenngleich solche Interlinearversionen höchstens einen lexikographischen Wert haben, verdient diese immerhin als eines der ältesten auf schlesischem Boden entstandenen sprachwissenschaftlichen Werke eine gewisse Beachtung. Im übrigen strebt der mit der Gründung der Hochschulen erwachende wissenschaftliche Sinn hauptsächlich danach, eine wesentlich auf Kenntnis und Handhabung des Lateinischen beruhende gelehrte Bildung zu vermitteln, bei der das Deutsche geradezu vernachlässigt wurde. Auch die schon oben erwähnte an der Pfarrkirche ad St. Jacobum errichtete Pfarrschule, die durch den Pfarrer Jacobus Pudweck um das Jahr 1418 den Charakter eines Gymnasiums erhielt<sup>2)</sup> und ihre Blüte in der Zeit von 1560 bis 1604 erlebte und Schüler aus weiter Ferne anzog, wirkte in diesem Sinne und weist eine Menge aus ihr hervorgegangener oder an ihr wirkender Männer auf, die schon am Ende des 15. und mehr noch im 16. Jahrhundert als Vertreter des schlesischen Humanismus auch außerhalb ihrer Heimat eine gewisse Berühmtheit und Bedeutung erlangten. So verlockend es nun auch wäre, auf Grund des reichen, hauptsächlich von Gustav Bauch hierüber beigebrachten Materials,<sup>3)</sup> auf die Neisser Humanisten etwas genauer einzugehen, so müssen wir uns doch, um im Rahmen dieses in erster Linie die deutsche Dichtung behandelnden Aufsatzes zu bleiben, darauf beschränken, unter den zahlreichen in Neisse gebürtigen oder hier tätig gewesenen Humanisten

<sup>1)</sup> Vergl. Hoffmann von Fallersleben in Monatsschr. von und für Schlesien 1829 (II. Bd. 675–78).

<sup>2)</sup> Vergl. A. Kastner, Geschichte der Stadt Neisse und Prof. Schmidt, über die Schulverhältnisse des ehemaligen Neisser Pfarrgymnasiums. (15. Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertums-Vereins 1911, S. 44–54.)

<sup>3)</sup> S. Prof. Dr. G. Bauch, Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 41 S. 129.

diejenigen Männer namhaft zu machen, die sich dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend auf dem Gebiete lateinischer Dichtung hervortaten.

Lorenz Mokwiß aus Neisse, studierte wie viele Schlesier und insbes. Neisser in Krakau, 1481 Kanonikus in Breslau, † 1483 als Probst in Neisse.<sup>1)</sup>

Nikolaus Tauchan, geb. um 1440 in N., studierte in Krakau, 1478 Kanonikus in Breslau, um das Elisabetan und die Domschule verdient, † 1502.<sup>2)</sup>

Kaspar Brauner, latinis. Fuscinus aus N., studierte und lehrte als Magister in Krakau, 1498 Rektor der Pfarrschule in seiner Vaterstadt, später Domherr in Groß-Glogau, dessen Brand er beschrieb.<sup>3)</sup> Sein Gedicht auf die Hinrichtung des Herzogs Nikolaus von Oppeln in Neisse (17. Juni 1497) ist mitgeteilt und verdeutscht von Professor Ruffert in Oberschlesien IX. Juliheft und metrisch übersetzt von Ad. Hoffmann in seinem Buche „Schlesiens Geschichte und Sage im Liede. (Oppeln 1897) S. 73/74.

Matthias Holstenius Rektor, † 1540.<sup>4)</sup>

Nikolaus Weidner aus Breslau, erhielt seine Schulbildung in Neisse, studierte in Krakau, dann in Rom und Leipzig, wo er als humanistischer Dichter hervortrat, 1523 Pfarrer in Neisse, † 1555 als Domherr und Kantor in Breslau.<sup>5)</sup>

Johannes Lang (auch Lange) aus Freistadt (Öst.-Schles.), vorgebildet an der Neisser Pfarrschule, deren Rektor er von 1529 bis 1530 war, nachdem er vorher die berühmte Goldberger Schule Trogendorfs geleitet hatte. Er trat dann in bischöfliche Dienste und wurde schließlich

---

<sup>1)</sup> S. Prof. Dr. G. Bauch, Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schles., Bd. 41 S. 129.

<sup>2)</sup> Bauch, ebendasselbst, Bd. 38 S. 304, Bd. 40 S. 168 ff., Bd. 41 S. 124 und Dr. P. Thierse, der nation. Gedanke und die Kaiseridee bei den schlesischen Humanisten, Breslau 1908, S. 11, wo er aber irrtümlich „Tauchau“ genannt ist.

<sup>3)</sup> Kastner, Gesch. des Pfarrgymnas. z. Neisse, (3. Teil der Gesch. der Stadt N.) S. 15 und Bauch, ebendas. Bd. 41, S. 137.

<sup>4)</sup> Fuchs, Reformationsgesch. von Neisse.

<sup>5)</sup> Bauch ebendasselbst, Bd. 38, S. 328–30; Bd. 41, S. 145/46.

Kanzler des Bischofs Jakob von Salza, zog sich dann als Privatmann nach Schweidnitz zurück, wo er 1567 starb. Lang, der den Titel eines Kaiserl. gekrönten Poeten besaß, übersetzte u. a. die griech. religiösen Dichtungen des Gregor von Nazianz in lateinischen Versen und schrieb eine Anzahl lateinischer religiöser Dichtungen.<sup>1)</sup> Eine Sammlung (*Carminum lyricorum liber*) erschien in Breslau 1548.

Johannes Leander (Liman, auch Lehmann) aus Bunzlau, 1549 Rektor des Pfarrgymnasiums, war dann bis zu seinem Tode (1562) Notar der Stadt Neisse und gab 1557 ein Werk über zwei Reden des Johannes Chrysostomus in lateinischen Distichen heraus mit einem etwa 90 Worte zählenden Titel und einer 16 Seiten umfassenden Einleitung. Bauch bezeichnet ihn als „seichten Verseschmied“. <sup>2)</sup>

Paulus Siber aus Neustadt in Franken, Lehrer am Pfarrgymnasium und gleich Lang und Leander „poeta laureatus“. Seine Gedichte sind Gelegenheitsdichtungen (1562 und 1563). <sup>3)</sup>

Valens Acidalius, eig. Havekenthal, aus Wittstock in der Altmark, geb. 1567, gest. 1595, kurze Zeit nach Antritt seines Rektorats der Neisser Pfarrschule. Er galt trotz seiner Jugend schon als bedeutender Gelehrter, der außer zahlreichen Erläuterungsschriften zu verschiedenen Schriftstellern auch als „poeta laureatus“ mehrere lateinische

---

<sup>1)</sup> Über Lang besteht eine reichhaltige Literatur, aus der ich nur citiere: Allgem. deutsche Biogr., Bd. 17, S. 638 (bei Göddede, Grundriß II, 95--96, falsch citiert Bd. 16); Bauch, Zeitschr. f. Gesch. Schles., Bd. 41, S. 165/66. Kastner Gesch. des Pfarrgymnas., S. 29 bis 32. — Dr. Thierse, a. a. O., S. 31/32 und mehrfach.

<sup>2)</sup> S. Bauch, Zeitschr., Bd. 37, S. 132, der auch in den Mitteilungen der Gesellsch. f. deutsche Erziehungs- und Schulgesch., Bd. V, S. 21 über ihn handelt. — Das nach Kastner in der Neisser Gymnasial-Bibl. (A. V. 75) befindl. Exemplar konnte ich dort nicht finden.

<sup>3)</sup> S. Kastner, a. a. O., S. 56 und 58; auch Sibers nach Kastner in der Neisser Gymn.-Bibl. befindliches Werk (A. V. 81) ist dort nicht zu finden.

Dichtungen, darunter ein Lob Breslaus verfaßte, die Liegnitz 1603 erschienen.<sup>1)</sup>

Auch unter den von dem bekannten schlesischen Geschichtsschreiber Henelius (geb. 1584 in Neustadt) in seiner lateinisch geschriebenen *Silesiographia*, cap. VII, § 102 genannten hervorragenden Neissern werden mehrere als Dichter erwähnt; natürlich und für Henelius selbstverständlich handelt es sich nur um lateinische Dichtungen.

Franz Langer, geb. 1565 in Neisse, starb 1622 als Stadtschreiber (*scabinographus*) in Breslau (*versus scripsit elegantes*).<sup>2)</sup>

David Milesius aus Neisse, stud. in Frankfurt, wo er 1556 zum Lic. und Dr. med. promovierte, schrieb eine an den Herzog von Preußen gerichtete Elegie (1547), ferner eine metrische Beschreibung der Gebirge Deutschlands und eine Abhandlung (*tractatus*) über die Gaue des alten Sachsens, starb als Leibarzt des Herzogs von Schleswig-Holstein zu Hadersleben 1562. Henel sagt mit der ihm und jener Zeit eigenen Überschwenglichkeit: *Te numerat primos inter Germania vates*.<sup>3)</sup>

Martin Helwig, geb. in Neisse 1516, der bekannte Kartograph Schlesiens und Rektor des Breslauer Magdaleneums, gest. 1574.<sup>4)</sup>

Zu diesen aus Neisse selbst stammenden oder hier wirkenden Männern kommen aus dem Neisser Lande:

Franz Köckritz, bekannter unter seinem Gelehrtennamen Faber, geb. 1497 in Ottmachau, an der Neisser Pfarrschule vorgebildet, starb als Stadtschreiber in Breslau 1572, nachdem er vorher in gleicher Stellung in Schweidnitz

---

<sup>1)</sup> Ausführlich handelt über ihn Dr. Adam, „Der Neisser Rektor Valens Acidalius“ im 17. Bericht der Philomathie zu Neisse, 1872, S. 19–53.

<sup>2)</sup> S. Henel, *Silesiogr.*, I., cap. VII, S. 355 u. Minsberg. *Geschichtl. Darstell. der merkwürd. Ereignisse der Fürstentumsstadt Neisse*, 1834, S. 116.

<sup>3)</sup> Henel ebendas. S. 358 und Minsberg ebendas., s. auch Reh, *Oberschlesier auf der Univers. Frankfurt (Oberschles.V, 1907, S. 533.)*

<sup>4)</sup> Henel ebendas. 359.

gewirkt hatte. Er ist der Verfasser der viel zitierten Dichtungen *Bohemia*, *Sabothus* (Zobten) sive *Silesia* und *Faunus sideratus*.<sup>1)</sup>

Georg Werner aus Patschkau, studierte in Wittenberg und Krakau und wirkte an mehreren Schulen Ungarns.<sup>2)</sup>

Melchior Adam aus Grottkau, gekrönter Kaiserlicher Poet, der es bis zum Rektor der Universität Heidelberg brachte, gest. 1620.<sup>3)</sup>

Diese stattliche Liste dürfte noch unvollständig sein, da sicherlich auch noch manche andere von den humanistisch gebildeten Neissern dichterisch tätig waren, ohne daß ich hierfür ein ausdrückliches Zeugnis gefunden habe. Dies dürfte besonders auf Nikolaus Merboth (gest. 1501) und die Rektoren Valentin Krautwald (1509) und Nikolaus Winmann (1542—44) zutreffen. Ob der Verfasser der in Neisse bei Joh. Cruciger 1571 erschienenen lateinischen Gedichte „*De natali Jesu Christi*“, Georg Hentner aus Namslau mit Neisse in Beziehung steht, weiß ich nicht. (Gymnas. Bibl. H. IV, 92.) Lateinisch waren schließlich auch jedenfalls die an den Eröffnungstagen des Schuljahrs (seit 1575 der Lukastag, 18. Okt.) aufgeführten „Komödien“, von denen wir seit 1587 regelmäßiger Kunde erhalten<sup>4)</sup>.

Wenn wir aus der Schulordnung dieser selben Schule erfahren, daß die deutsche Sprache geradezu vernachlässigt wurde, so brauchen wir uns allerdings kaum zu wundern, daß dieser großen Anzahl lateinischer Dichtungen so gut wie gar keine Erzeugnisse deutscher Dichtkunst gegenüberstehen. Dazu kam, daß die in Niederschlesien und einigen protestantischen Fürstentümern Mittelschlesiens (Öls, Brieg, Schweidnitz) aufblühende geistliche Liederdichtung im Neisser Bischofslande keinen Boden und Ansporn fand. Und trotz alledem bleibt die geringe Betätigung des Neisser Landes auf dem Gebiete deutscher Dichtung

<sup>1)</sup> Bauch, Zeitschr. Schles., Bd. 26, S. 240, Bd. 41, S. 158, Thierse a. a. O., S. 23.

<sup>2)</sup> Bauch, Ztschr. Bd. 41, S. 161.

<sup>3)</sup> Kahlert, Schlesiens Anteil an deutscher Poesie, S. 23.

<sup>4)</sup> Kastner, Gesch. des Pfarrgymnas., S. 120 ff.

auffallend. War doch dieses Fürstentum der kräftigste Vorposten deutscher Kultur im Osten und zählte doch die Bischofsresidenz, deren Blütezeit eben in das 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt, mit ihren etwa 12000 Einwohnern — die Schätzung Schultes auf 15000 dürfte nach Partsch zu hoch sein — zu den volkreichsten Städten Schlesiens, deren Bürgerschaft in ihrer Empfänglichkeit für den Baustil der Renaissance ein gewisses Kunstverständnis zeigte.

Derjenige, der durch seine Herkunft aus Neisse wohl zuerst den Namen seiner Vaterstadt auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst bekannt machte und den wir daher als den ältesten Neisser Dichter bezeichnen dürfen, ist Michael Weiße; ihm sei daher in unserer Darstellung ein breiterer Raum gewährt.

## 2. Michael Weiße († 1534).

Michael Weiße<sup>1)</sup> wurde gegen Ende des 15. Jahrh. in Neisse geboren und hat wohl die mehrfach rühmlichst genannte Pfarrschule besucht, ehe er in ein Breslauer Kloster eintrat. Welchem Orden er angehörte und wann er unter dem Einflusse von Luthers ersten Schriften und der hierdurch hervorgerufenen religiösen Bewegung sein Kloster verließ, ist nicht sicher festgestellt, doch dürfte dies wohl schon um 1520 geschehen sein, da er bereits 1522 und 1524 an einer noch weiter zu besprechenden Abordnung an Luther persönlich beteiligt war. Mit zwei

<sup>1)</sup> Diese Namensform neben der mehrfach erscheinenden kürzeren Weiß, auch Weis. gibt er selbst am Schlusse der Vorrede seines „Gesangbüchleins“ an. — Von Quellen über sein Leben und Wirken führe ich an: Ed. Emil Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs der christl., insbesondere der deutschen evangel. Kirche. 2 Bde. Stuttgart 1866. — Gindely, Gesch. der böhm. Brüder. 2 Bde. Prag 1868. — Jireczek, Handbuch zur Gesch. der böhm. Literatur. 1877 (I 413). — Besonders wichtig sind: Rudolf Wolk an's Artikel über Weiße in der Allgem. Deutschen Biographie. Bd. 41. S. 597 ff. — Derselbe: Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder im 16. Jahrh. Prag 1891. — Derselbe: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des XVI. Jahrh. Prag 1894.

anderen Mönchen, Johann Tschischek und „Johannes, genannt der Mönch“, suchte und fand er eine Unterkunft in dem Hause der böhmischen Brüder zu Leitomischl in Böhmen, deren Lehre er sich bald ganz anschloß. Diese Brüdergemeinden hatten sich nach Hussens Tode in Böhmen und Mähren seit 1467 als Brüder-Unität zu einer kirchlichen Gemeinschaft zusammengeschlossen, die trotz verschiedener Anfeindungen sich tatkräftig ausgebreitet hatte und damals unter der Oberleitung des Seniors Lucas von Prag stand. Die in der Unität sich geltend machende Hinneigung zum Luthertum sah Lucas ungern, da er in wichtigen Punkten (Abendmahlslehre, Priestercölibat, Rechtfertigungslehre) von Luthers Auffassung abwich. Er konnte aber nicht verhindern, daß dem Wunsche Luthers, die ihm sympathische Lehre der Brüder näher kennen zu lernen, dadurch entsprochen wurde, daß die Brüdergemeinde 1522 und 1524<sup>1)</sup> zwei Abgeordnete nach Wittenberg zu Luther, sandte. Diese sollen nun nach mehrfacher Überlieferung Johannes Horn, dessen eigentlicher tschechischer Name Roh, latinisiert als Cornu, und dann meist als Horn wiedergegeben erscheint, ein in Leitomischl tatkräftig wirkender Bruder, und unser Michael Weiße gewesen sein, für dessen Ansehn und Bedeutung in der Gemeinde schon dieser Umstand sprechen würde.<sup>2)</sup> Jedenfalls beschäftigte sich Weiße in dieser Zeit mit der Geschichte der böhmischen Brüder, wie seine 1525 veröffentlichte Schrift: „Eyn kurz unterricht von dem ursprunck der Brüder in Behmen und derselben Ursach, darzu sie auch beweysen, das sie nicht aus der

<sup>1)</sup> Die Angabe von Jireczek, Handb. der Gesch. der böhm. Lit. I. 413, daß dies schon 1501 geschehen sei, ist schon von anderer Seite (Wolkan; vergl. auch Monum. german. paedag. IV. S. 40, Anm. 1) zurückgewiesen worden. Erst nach Luthers Auftreten ist auch Weiße hervorgetreten. Auch auf den Widerspruch Gindelys, der Weiße 1525 in Leitomischl ankommen läßt und andererseits ihn als Mitglied der Abordnung an Luther, im Jahre 1524, die von dort aus erfolgte, nennt, ist an letzterer Stelle hingewiesen.

<sup>2)</sup> Koch a. a. O., S. 115 u. 116; Realencyclopädie für protest. Theologie von Herzog u. Plitt, II (1878) S. 663 u. R. Wolkan, Das deutsche Kirchenlied usw., S. 5.

Waldenser oder Pickarten - Rotte<sup>1)</sup> kommen. Gesand auff eyn Lant tag ken Praga. Gedruckt yn der Churf. stat Zwickaw durch Jorg Gastel yn 1525“ beweist. Es ist sicher anzunehmen, daß er hier auch einen der Hauptstreitpunkte, sowohl zwischen den Anhängern Luthers und Calvins, als auch zwischen den Lutheranern und böhmischen Brüdern, die Abendmahlslehre, berührt hat, doch tritt er in den sich hieran schließenden Streitigkeiten vorläufig nicht hervor. Inzwischen hatten sich in Böhmen und Mähren auch schon deutsche Brüdergemeinden gebildet, als deren Mittelpunkt im östlichen Böhmen Landskron, in Mähren Fulneck zu betrachten ist. Im Jahre 1531 wurde Michael Weiße, der kurz vorher auf der Synode zu Brandeis zum Priester geweiht worden war, zum Prediger und Vorsteher der hauptsächlich von ihm begründeten Landskroner Gemeinde gewählt. Auch der Gemeinde zu Fulneck muß er nahegestanden haben, wie aus der Vorrede zu seinem Gesangbüchlein hervorgeht, ob als ihr Pfarrer, wie nach der Bezeichnung als „seine Gemeinde“ zu schließen ist, habe ich nicht feststellen können. Im J. 1531 nun erschien auch seine schon mehrfach erwähnte Liedersammlung, die sowohl durch ihren Wert an sich als ihre Stellung in jener poesiearmen Zeit ihrem Verfasser einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte sichert. Sie führt den Titel: Ein New Gesangbuchlen. Gedruckt zum Jungen Bunzel<sup>2)</sup> in Böhmen durch Georg Wylmschwerer. Im Jahr 1531. Am 12. Tag des Merzen vollendet. Weiße

---

<sup>1)</sup> Der Name „Pikarden“, womit manche Gegner die Brüder belegten, hat nichts mit der „Picardie“ zu tun, sondern ist eine Entstellung von Begharden, einer ursprünglich in der Niederlanden, dann auch anderswo üblich gewordene allgemeinere Bezeichnung für Sectierer oder Ketzler.

<sup>2)</sup> In Jungbunzlau. Diese Ortsangabe ist unter vielen anderen Beispielen ein interessanter Beleg für den besonders im schlesischen Dialekte und dem der angrenzenden Länder sich häufig und heute noch findenden Gebrauch des Artikels vor Ortsnamen, über welchen Verf. dieser Zeilen ausführlicher in den „Mitteilungen der schles. Gesellsch. für Volkskunde“, herausgegeben von Siebs (Heft XIV S. 105–107 und XV S. 152/154), gehandelt hat.

hatte sich durch die Bitten der Brüder und die Verhältnisse der Gemeinden zur Abfassung von Kirchenliedern veranlaßt gesehen. Wie sich gerade in Böhmen frühzeitig der Kirchengesang in der Sprache des Volkes entwickelt hatte, — schon 1406 hatte die Kirche trotz ihres grundsätzlichen Widerstandes gegen den kirchlichen Volksgesang<sup>1)</sup> einige tschechische Lieder beim Gottesdienste zugelassen — so war insbesondere innerhalb der böhmischen Brüdergemeinde das tschechische Kirchenlied rasch emporgeblüht, und trotz gegenteiliger Verordnungen des Königs Wladislaus waren 1501—1519 drei solcher Liedersammlungen erschienen. Nunmehr wünschten auch die Ältesten der deutschen Gemeinden Lieder in ihrer Muttersprache. Michael Weiße kam ihrem Wunsche nach und schuf in seinem 157 Lieder umfassenden Gesangbüchlein die bis dahin an Zahl und poetischem Wert bedeutendste Liedersammlung. Das 2 Jahre vorher erschienene erste Gemeindegesangbuch Luthers, das sogenannte Klug'sche Gesangbuch, umfaßte nur 50 Lieder.<sup>2)</sup> Man hat nun infolge mißverständlicher Auffassung einer Stelle in der Vorrede Weißes lange Zeit geglaubt, daß der größte Teil dieser 157 Lieder aus dem Tschechischen übersezt und nur ein kleiner Teil Weißes geistiges Eigentum sei.<sup>3)</sup> Es ist R. Wolkans Verdienst, aus der Vergleichen der Weißeschen Lieder mit den böhmischen „Cantionalen“ von 1501 und 1561, aus der Vorrede dieses letzteren Gesangbuches von 1561 und aus der Vorrede des Johannes Horn zu der von ihm besorgten 2. Ausgabe des Weißeschen Gesangbüchleins überzeugend nachgewiesen zu haben, daß das Verhältnis umgekehrt ist und nur etwa 20 Lieder von tschechischen Originalen abhängig sind, die übrigen aber echte Erzeugnisse der Weißeschen Muse sind<sup>4)</sup>. Eine Anzahl von Antiphonen und Sequenzen gehen auf die in der Brüdergemeinschaft lange Zeit noch gebräuchlichen latei-

<sup>1)</sup>, <sup>2)</sup> S. Koch a. a. O. II. 120.

<sup>3)</sup> So auch u. a. Kahlert, Schlesiens Anteil an deutscher Poesie (1835) S. 26, dessen Angaben über W. überhaupt sehr unsicher sind.

<sup>4)</sup> S. Wolkan, Das deutsche Kirchenlied usw. S. 74 ff. und Gesch. der deutschen Literatur in Böhmen.

nischen Hymnen zurück, die man eben durch deutsche ersetzt zu sehen wünschte, und Weiße folgte nur dem Beispiele Luthers, den er in mehrfacher Hinsicht sich zum Vorbild genommen zu haben scheint, wenn er eine Anzahl solcher Hymnen umdichtete, was er dann meist durch Anführung der lateinischen Anfangsworte kennzeichnet. Der mehrfach erwähnte Horn war inzwischen nach Lucas' Tode (1528) an die Spitze der Unität getreten und hatte im Gegensatz zu seinem Vorgänger immer engere Verbindungen mit Luther angeknüpft, während umgekehrt Weiße sich in der Abendmahlslehre von Luthers Auffassung entfernt und, wie sich in mehreren Liedern zeigt <sup>1)</sup>, der Zwinglischen genähert hatte. Hierin hatte er offenbar zunächst die Ältesten der Gemeinde und diese auf seiner Seite, da er sonst kaum 1532 in den „engeren Rat der Brüdergemeinde“ gewählt worden wäre. Aber bald darauf gewannen wieder die Anhänger Luthers die Oberhand; die kurz vorher verfaßte Apologie der böhmischen Brüder, die Weiße ins Deutsche übersetzt hatte, wurde entsprechend umgearbeitet, und Weißes Übersetzung gradezu für unrichtig, seine Ansichten für irrig erklärt. So stand Weiße von seinem Anhang verlassen da. Er wurde ernstlich ermahnt, seine Meinung zu ändern, „welchs er denn“, wie Horn in der erwähnten Vorrede berichtet, „von uns allen willig aufnahm, und solches zu bessern war gesinnt, so auch zum teyl nu anfieng. Inn dem fordert in Gott von hynnen, das also sein fürnemen nicht fort gieng.“ In der Tat starb Weiße schon 1534 in Landskron, nachdem er sicherlich nicht ohne inneres Widerstreben eine Anzahl der die Abendmahlslehre betreffende Lieder entsprechend umgeändert hatte. Hat hierin sein Lebensausgang etwas Tragisches an sich, so auch dadurch, daß es ihm nicht beschieden war, den großen Erfolg seiner Dichtungen noch teilweise zu erleben. Gleich nach seinem Tode ließ Katharina Zell, eine als Wohltäterin armer Schüler und Glaubensflüchtiger bekannte Frau,

<sup>1)</sup> S. auch Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III. 385.

eine Sonderausgabe der Weißeschen Lieder in 4 Büchlein mit je etwa 20 Liedern veranstalten (Straßburg 1534/35); sie lobt in der Vorrede den ihr unbekannten Verfasser und wünscht diesem Gesangbuch, das mehr ein „Lehr-Gebet- und Dankbuch“ sei, die weiteste Verbreitung. Bald darauf erschienen in Ulm drei, wie es scheint, unveränderte Nachdrucke; 1544 besorgte Johannes Horn eine 2. Ausgabe in 23 Abschnitten und mit 15 Holzschnitten geziert, wobei er 4<sup>1)</sup> der Lutherschen und seiner Lehre vom Abendmahl widerstrebende Lieder ganz ausließ, 5 andere wesentlich umgestaltete, dagegen 26<sup>1)</sup> neue Lieder von Weiße und 2 eigene aufnahm, so daß die Sammlung nun 181 Lieder umfaßte. Sie führt den Titel: Ein Gesangbuch der Brüder in Behemen und Merherrn,<sup>2)</sup> die man auß haß und neyd Pickharden, Waldenses u. s. w. nennet. Nürnberg. Gedruckt durch Joh. Günther. 1544.

Weißes Gesangbuch nimmt, wie schon kurz erwähnt, unter allen derartigen Werken jener Zeit eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle ein. Gewiß ist seine Dichtkunst nicht frei von Mängeln, unter denen zunächst eine oft harte, ungelenke Sprache und etwas holpriges Versmaß auffallen. Aber man darf nicht vergessen, daß es sich um einen Dichter handelt, der 100 Jahre vor dem Erscheinen des bekannten „Büchleins von der deutschen Poeterey“ (1624) wirkte, in welchem unser schlesischer Landsmann Martin Opitz zuerst in dem regelmäßigen Wechsel betonter und unbetonter Silben das Grundgesetz des deutschen Versbaus aufstellte. Diese und andere Mängel, eine trockene, bisweilen breitschweifige Lehrhaftigkeit, Anlehnung an fremde Ausdrucksweise, Wiederholung gewisser Wendungen und Gedanken, werden reichlich aufgewogen durch schlichten, natürlichen Ausdruck, Kraft und Tiefe des dichterischen, besonders religiösen Empfindens. Schon die selbständige Behandlung

<sup>1)</sup> Ich folge in diesen Zahlenangaben den neuen Ausführungen Wolkans (Gesch. der Literatur in Böhmen usw.), von denen Kochs Angaben (Gesch. des Kirchenliedes usw., II. 122–124) mehrfach abweichen.

<sup>2)</sup> Mähren.

lateinischer oder tschechischer Vorlagen und das trotz Anlehnung an fremde Ausdrucksweise vorhandene eigenartige Gepräge verrät dichterische Begabung. Die meisten Lieder aber sind von vornherein aus eigener Eingebung oder den Verhältnissen heraus selbständig entstanden. Unter ihnen sprechen diejenigen am meisten an, die frei von lehrhafter Tendenz in volkstümlicher Art gewisse Begebenheiten schildern, wie das Weihnachtslied (Da Christus geboren war), die Herrlichkeit Gottes in der geschaffenen Natur preisen oder in ergreifender Weise zur Buße und Einkehr mahnen (Aus tiefer Not). Freilich sinkt auch bei Weiße die Schlichtheit manchmal zur Platttheit herab, wenn er nach Art der Meistersinger die erzählende Prosa der Evangelien in Reime bringt. Vor allem aber wirken Weißes Lieder, wie Wolkan mit Recht hervorhebt, durch das feste Gottvertrauen, das überall in ihnen sich ausprägt. Unser Dichter hat wohl kaum geahnt, welche Bedeutung sein „Gesangbüchlein“ erlangen würde. Luther nannte ihn einen trefflichen Poeten und nachdem er schon 1542 in seine Begräbnislieder das Weißesche Lied „Nun lasset uns den Leib begraben“ aufgenommen hatte, welches deshalb lange Zeit für eine Dichtung Luthers galt, verleibte er dem 1545 erschienenen Gesangbuch mit 129 Liedern, darunter 37 eigenen, 11 (nach Koch 14) Lieder von Weiße ein. Seinem Beispiele folgten andre Gesangbücher, so das von Magdeburg 1542, von Frankfurt a. M. 1569, von Wittenberg 1573, von Dresden 1589 u. a., ja auch katholische Gesangbücher haben einzelne seiner Lieder aufgenommen.<sup>1)</sup> Im ganzen dürften so etwa 30 Lieder von Weiße geistiges Eigentum lutherischer und reformierter Gemeinden außerhalb Böhmens geworden sein, bis die meisten, wohl hauptsächlich infolge ihres altertümlichen Gewandes, wieder allmählich aus den Gesangbüchern

---

<sup>1)</sup> So Wolkan (Gesch. der deutsch. Literat. in Böhmen, S. 255), der an anderer Stelle (Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder, S. 106–178) genau und ausführlich über die Verbreitung aller dieser Lieder der böhmischen Brüder in den Gesangbüchern des 16. Jahrh. handelt.

schwanden. Während z. B. das „Evangel. Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schles. Lande“ (herausg. von Burg, Verlag von W. G. Korn, Breslau 1778) 16, die 5. Aufl. des Kornschen Gesangbuches von 1866 noch 10 Weißesche Lieder aufweisen,<sup>1)</sup> enthält das neuerdings eingeführte „Schlesische Provinzial-Gesangbuch“ (1910) deren nur noch 3, nämlich das Adventslied: Gottes Sohn ist kommen (Nr. 3), das Passionslied: O hilf Christe, Gottes Sohn (Nr. 72) und das schon erwähnte Begräbnislied: Nun lasset uns den Leib begraben (Nr. 517). Als Proben der Dichtkunst Michael Weißes folgen zunächst einige Strophen aus dem Liede „Lob und Ehr mit stetem Dankopfer sei Gott unsrem Vater“ in unveränderter Schreibweise und dann das schon erwähnte Bußlied „Aus tiefer Not“.

Wer mag dich, herre got, durchgründen?  
 Wer kan deines wesens ort vnd end erfinden?  
 Wer kan entgehen  
 oder deiner gewalt sönst widerstehn?  
 was kan ôñ dich auf erden leben?  
 was jnn lüften schweben vnd jnn wassern weben?  
 welch mensch kan sich  
 oder welch vieh ernern ôñ dich?

Herre got  
 almedtiger sebaot!  
 du bists, der regiret,  
 der die welt  
 erhelt jnn jrer gestalt,  
 fruchtbar machet vnd zieret,  
 den himmel vmbwendet, lest donern vnd regen:  
 o herr, ôñ dich kan nichts leben, weben noch schweben.

---

<sup>1)</sup> Es sind dies in der Ausgabe von 1866 die Nummern 23, 50, 59, 68 („Da Christus geboren war, Freute sich der Engel Schaar“, nach Koch und Wolkan von W., nach andern von Horn oder Vitus Wolfrum); 143, 162, 439, 470, 762 und 445 („Christ der du bist der helle Tag“) das von Güthling in seiner Programmabhandl.: Schles. Kirchenliederdichter (Liegnitz, Gymn. 1908) Weiße zugeschrieben wird, während es Wolkan gar nicht erwähnt.

## Bußlied. (Nach Psalm 33.)

1. Aus tiefer Not laßt uns zu Gott  
Von ganzem Herzen schreien,  
Bitten, daß er durch seine Gnad'  
Uns woll vom Übel befreien,  
Uns alle Sünd und Missetat,  
Die unser Fleisch begangen hat,  
Als ein Vater verzeihen.
2. Wir sprechen: „Vater, sieh doch an  
Die Armen und Elenden,  
Die Übles viel von Dir getan  
Mit Herzen, Mund und Händen,  
Verleih uns, daß wir Buße tun  
Und unsern Lauf in deinem Sohn  
Zur Ewigkeit vollenden.
4. Du willst nicht, daß der Sünder sterb  
Und zur Verdammnis fahre,  
Du willst, daß er die Gnad' erwerb  
Und sich darin bewahre.  
So hilf uns nun o, Herre Gott,  
Damit uns nicht der ew'ge Tod  
In Sünden widerfahre.
5. Vergib, vergib und hab Geduld  
Mit uns, den Armen, Schwachen,  
Laß deinen Sohn von aller Schuld  
Uns los und ledig machen,  
Nimm unsrer Seele treulich wahr,  
Daß ihr kein Schaden widerfahr,  
Vom Feind, dem alten Drachen!
6. Wenn du nun ins Gerichte gehn  
Und mit uns wolltest rechten,  
O Herr, wie würden wir bestehn,  
Und wer würd uns verfechten?  
O Herr, sieh uns barmherzig an  
Und hilf uns wieder auf die Bahn  
Zur Pforte der Gerechten!
9. Erhalt' in unseres Herzens Grund  
Des neuen Lebens Samen  
Und hilf, daß wir den neuen Bund  
In deines Sohnes Namen  
Vollenden treulich in der Zeit  
Und so der ew'gen Herrlichkeit  
Versichert werden! Amen!

### III. Deutsche und lateinische Dichtung von Ende (Mitte?) des 16. bis Anfang des 19. Jahrhunderts.

Michael Weiße dürfte der einzige dem Namen nach bekannte deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts sein, der Neisse wenigstens durch seine Geburt angehört, wenn gleich seine dichterische Tätigkeit sich ganz außerhalb seiner Heimat vollzog. Um die Mitte oder das Ende des 16. Jahrhunderts hat wohl der unbekannte, aus Neisse stammende Verfasser einer Dichtung gelebt, die man als Neisser Reimchronik bezeichnen könnte. Nach den zahlreichen von Henelius in seiner „Silesiographia renovata“,<sup>1)</sup> die zuerst 1613 erschien und später 1704 von Fiebigcr mit Zusätzen versehen neu herausgegeben wurde, mitgeteilten Proben scheint dieser „Dichter“ die Neisse und Umgegend betreffenden merkwürdigsten Ereignisse im Anschluß an die Regierung der einzelnen Bischöfe besungen zu haben. Leider erwähnt Henelius, dem dieses Werk offenbar vollständig vorgelegen hat, nichts Näheres über den auch von Minsberg einmal citierten<sup>2)</sup> Verfasser, den er etwas geringschätzig als einen Reimschmied („versifex quidam Nissensis“ und „rhythmologus“) bezeichnet. Die achtsilbigen fortlaufenden Reimpaare tragen in ihrem ganzen auf bloßer Silbenzählung beruhenden und daher das Betonungsgesetz öfters vernachlässigenden Bau den Charakter der handwerksmäßigen Dichtkunst des Meistersangs. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß wir es hier vielleicht mit einem Vertreter der Meistersinger zu tun haben, die ja freilich in Schlesien seltener als im übrigen Deutschland, aber doch in mehreren Städten (in Breslau der aus Görlitz hierher gewanderte Adam Puschmann und Elias Freudenberg, in Glatz der Kürschner Hieronymus Linck und der Tuchmacher Peter von Glatz)<sup>3)</sup> anzutreffen sind.

<sup>1)</sup> Silesiogr. I, cap. VII, 380–84, II, cap VIII, 27, 41, 109.

<sup>2)</sup> Geschichtl. Darstellung usw. S. 86.

<sup>3)</sup> Vergl. Dr. Klemenz, Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur, S. 7–20.

Die bei Henelius mitgetheilten Stellen reichen bis 1529 (Jacob von Salza). Der Verfasser lebte jedenfalls um die Mitte des 16. Jahrhunderts vielleicht auch später. Die Verskunst und die eines gewissen Humors nicht entbehrende Darstellung unseres Neisser Reimchronisten, der also vielleicht dem Handwerkerstande angehörte, möglicherweise aber auch in Anbetracht einer gewissen Vertrautheit mit geschichtlichen Einzelheiten eine höhere Bildung besaß und vielleicht in bischöflichen Diensten stand, möge durch einige Proben erläutert werden.

Der erste Bischoff Godfrid hiß,  
Das Volk im Glauben unterwiß,  
Lebet biß ins siebzehnde Jahr:  
Nach ihm Urban erwehlet war,  
Bracht mit sich aus Italia  
Gelehrte Leut' und Bücher da.

Die Schull zu Smogra<sup>1)</sup> wohl angieng:  
Man Pfarrn zu ordiniern anfieng,  
Die Jugend auch Lateinisch lehrt.  
Lebt sparsam, und nicht viel verzehrt,  
Es dacht alls an den armen Mann,  
Dadurch das Bißthum auch zunahm.<sup>2)</sup>

#### Zum Jahre 1477:

An Sanct Barbarä Tag, merckt eben,  
Von Ottmachau man thät verlegen  
Den Thum auf Neiß in die alte Stadt  
Am heiligen Wenzeslai Tag:  
Der Bischoff auch ward ausgegraben  
Mit Herrlichkeit hinweg getragen,  
Welcher alldort gestiftt zuvor  
Den Thum ungefehr 93 Jahr.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Schmograu.

<sup>2)</sup> A. a. O. II 41.

<sup>3)</sup> Bezieht sich auf die Verlegung des um 1386 von Bischof Wenzel in Ottmachau errichteten Collegiatstiftes nach der Altstadt Neiß e i. J. 1477.

Aus der Zeit des Bischofs Thurzo (1506 – 1520):

Mein liebe Leut hört Wunder zu:  
 Zur<sup>1)</sup> Neiß des Bürgermeisters Kuh  
 Thät kalben auf ein Niederlagen  
 Vier Öchslein, das thät ihm behagen.  
 Geht hin und fragt ohne alle Scheu,  
 Ob's um die Neiß nicht fruchtbar sey?

Der i. J. 1595 in Voigtsdorf, Kr. Grottkau, geborene Theodor von Tschesch, der im Dienst des Herzogs von Brieg stand, später sich ganz den theosophischen Lehren des Görlißer Schusters und Theosophen Jakob Böhme (gest. 1624) zuwandte und nach einem ziemlich wechselvollen Leben in Elbing 1649 starb, sei nur als Schriftsteller und Verfasser mehrerer religiöser Schriften erwähnt, von denen aber keine poetische Form gehabt zu haben scheint.

Als i. J. 1612 der Bischof von Breslau, Erzherzog Karl, der als Stifter des Neisser Jesuitencollegs bekannt ist, in Neisse ein großes Freischießen veranstaltete, zu welchem außer mehreren Fürstlichkeiten eine große Menge geladener Schützen aus ganz Schlesien und darüber hinaus erschienen, fand dieses Fest auch seine dichterische Verherrlichung in einem Epos von nicht weniger als 7312 Versen, dessen Verfasser ein Breslauer Bürger ist, Georg Reutter, Schreiber der Armbrust- und Büchsen-schützen im alten „Schweidnitzer Zwinger“ zu Breslau. Nur mit Rücksicht darauf, daß also der Stoff lokaler Natur ist, mag diese recht hölzerne und nur gereimte Prosa bietende breitschweifige Beschreibung hier genannt sein.<sup>2)</sup> Passend schließt sich hieran die Erwähnung einer Dichtung, die denselben um Neisse verdienten Bischof und Erzherzog Karl (1608–24) behandelt, aus Anlaß seines Todes verfaßt wurde und keinen geringeren zum Verfasser hat, als das Haupt der damals

<sup>1)</sup> Beispiel für den im schles. Dialekt bis heute übl. Gebrauch des Artikels vor Ortsnamen (vergl. hierüber Dr. Klemenz in Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde XIV und XV, Bresl. 1905 und 1906.)

<sup>2)</sup> Proben bei Henel. Silesiogr., I, 376–79 und 560–64.

erstehenden sogen. 1. schlesischen Dichterschule, Martin Opiß. Das umfangreiche Gedicht (132 Verse) ist auch insofern von Bedeutung, als es Opiß den Titel eines kaiserlichen gekrönten Poeten einbrachte.<sup>1)</sup>

Einige Jahre später erschien bei Joh. Schubert in Neisse ein Werk, dessen nach damaliger Sitte sehr ausführlicher Titel gekürzt lautet: *Psalterium Davidis Germanicis rhythmis redditum . . .* daß ist: **Deutscher Psalter** oder das ganze Buech der Psalmen Davids, mit Antiphonen, Lektionen, Responsorien und Lobgesängen in Reime gefast . . . durch **Eliam Born**, Erzpriestern zu Ziegenhals 1626. — Ich kenne das Werk nur durch die Erwähnung bei Kastner, nach dessen Urteil das Werk, obwohl eine Übersetzung, doch Gewandtheit im Reim und „lebendige Phantasie bekundet“, so daß man seinen Verfasser, der die Pfarrei Ziegenhals wahrscheinlich von 1615 bis 1627 verwaltete und ein eifriger Seelenhirt seiner Gemeinde war, immerhin als Dichter ansprechen können. Aus den von Kastner mitgeteilten Proben<sup>2)</sup> zeigt sich freilich, daß auch er über den ungelenten bloß die Silben zählenden Versbau noch nicht hinausgekommen ist und von dem gerade damals durch Opiß festgestellten Betonungsgesetz nichts weiß. Im folgenden nur zwei Strophen aus seiner Verdeutschung des bekannten Hymnus „Ave maris stella“:

1. Jungfraw und Mutter reine,  
Du Meerstern voll am Scheine,  
Maria, dich wir grüßen,  
Dein Kindlein laß uns küssen.
2. Nim auff den Gruß zur Stunde  
Von Gabrielis Munde,  
Zu Gnaden thu uns führen,  
Welch Eva thätt verlieren.

---

<sup>1)</sup> Vollständig abgedruckt bei Kastner, *Gesch. der Stadt Neisse*, 2. Teil, S. 584–89; ebendasselbst teilt Kastner auch ein weiteres Gedicht von Opiß auf den 1633 verstorbenen Johannes v. Limburg, gen. Holzgraf, Herrn auf Mahlendorf und Kaendorf bei Neisse, der sich auch durch wissenschaftliche Bestrebungen ausgezeichnet hatte.

<sup>2)</sup> Ebendas. S. 593–94.

5. Jungfraw an Sanfftmut reiche,  
 Kein Weib war je dir gleiche,  
 Mach uns loß unsrer Schulden,  
 Lehr uns keusch sein und dulden.

6. Gib auch ein reines Leben  
 Ein sicheren Weg daneben  
 Daß wir Jesum ansehen  
 Und sich end' unser Flehen.

Mit den im Vorstehenden behandelten immerhin spärlichen literarischen Erzeugnissen dürfte Neisses Anteil an der deutschen Dichtung der in Rede stehenden Periode erschöpft sein; wiederum scheint hier die deutsche Muse auf lange, lange Zeit (etwa 150 Jahre) geschwiegen zu haben, und das zu einer Zeit, wo gerade Schlesien durch die den sogen. schlesischen Dichterschulen angehörigen Dichter und deren Nachahmer nicht nur zu hohem Ansehen, sondern geradezu zu führender Stellung gelangte, wenn auch so viele ihrer Werke echt dichterisches Empfinden vermissen lassen. Man darf nicht nur an die von der Schule her bekannten Namen eines Opitz, Fr. von Logau, Scheffler, Gryphius, Joh. Heermann, Lohenstein, Hoffmannswaldau, Günther denken, sondern muß auch die weniger bekannten: Daniel Czepko (Schweidnitz), Andreas Skultetus und Andr. Tscherning (Bunzlau), Freiherr Afsmann von Abschatz (Liegnitz), Samuel von Butschky, Heinrich Mühlport, Martin Hanke, Benjamin Neukirch (Breslau), Knorr von Rosenroth (Wohlau), Neunherz (Lauban), Benjamin Schmolke (Schweidnitz) u. a. anführen, die immerhin noch über die Mittelmäßigkeit hervorragten, um den Unterschied zwischen den einzelnen schlesischen Landesteilen hinsichtlich ihrer literarischen Tätigkeit zu erkennen. Andererseits ist aber auch in anderen Gegenden (Grafschaft Glatz, Neustadt, von dem eigentlichen damals polnischen Oberschlesien ganz abgesehen) in der Zeit zwischen 1630 bis etwa 1770 eine ähnliche Lücke festzustellen, so daß hier allgemeinere, durch religiöse und politische Verhältnisse bedingte Gründe vorliegen.

Auch hat wohl an einem Orte wie Neisse, wo zwei Schulen, das noch bis 1653 bestehende Pfarrgymnasium und das 1624 gegründete und besonders um die Wende des 17. und 18. Jahrh. blühende Jesuitenkollegium die deutsche Sprache ebenso vernachlässigten, als sie die lateinische pflegten, dieser Einfluß nachteilig eingewirkt. Die lateinische Dichtung blüht denn auch in diesem Zeitabschnitt weiter. Als ihre Vertreter sind zu erwähnen der Rektor des Pfarrgymnasiums von 1633—35: Matthias Jacobus,<sup>1)</sup> Petrus Polenius aus Neisse (nach andern aus Lobedau, Kr. Grottkau), 1640—46 als Pastor in Bärsdorf, Kr. Haynau nachzuweisen<sup>2)</sup>, Adam Aug. Meisner, geb. 1619 in Rothwasser, Kaplan in Neisse, dann Pfarrer von Oppersdorf 1647—82, gest. in Neisse 1685.<sup>3)</sup>

Daß auch am Jesuitenkolleg, schon für die hier üblichen alljährlichen Aufführungen lateinischer Komödien an den Schulfesten oder besonderen Veranlassungen, lateinische Dichtung gepflegt wurde, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Verfasser solcher Stücke waren meist die Lehrer der oberen Klassen, zuweilen auch Schüler der obersten, „poetica“ genannten Klasse.<sup>4)</sup> Einen Einblick in den Charakter und Inhalt dieser Stücke gewähren ein der Neisser Gymnasialbibliothek gehöriger Band solcher hier aufgeführter Dramen, sowie das offenbar auch benutzte Buch „Exercitationes theatrales“ von dem Jesuiten Antonius Claus (Augsburg und Ingolstadt 1750).

Erst am Ausgange des 18. Jahrh. stoßen wir im Neisser Gebiet wieder auf einige Dichter, die der um diese Zeit in den deutschen Landen längst zu Ehre gekommenen deutschen Muse huldigen. Und zwar sind es zunächst zwei an derselben, um diese Zeit zum preußischen Gymnasium

<sup>1)</sup> S. Kastner, Gesch. des Pfarrgymnas.

<sup>2)</sup> S. Reh, Oberschlesier auf der Univ. Frankfurt. „Oberschlesien“, V, 539.

<sup>3)</sup> Nach freundl. Mitteil. des Herrn Pfarrer Haßel, Oppersdorf.

<sup>4)</sup> Vergl. P. Prohasel, Das Schultheater am Gymnas. zu Glaß (Festschr. zur 300jähr. Jubelfeier des Glaß. Gymn., 1897. S. 27 ff.).

umgewandelten Jesuitenanstalt tätige Männer, die sich dichterisch betätigen. Wolny, geb. 1728 in Reichthal, wirkte hier als Professor der Aesthetik, und zwar nach der Aufhebung des Jesuitenordens seit 1776 als Mitglied des bekannten „Kgl. Schuleninstituts für Schlesien“, gestorben 1792. Berner<sup>1)</sup> nennt ihn einen mit glücklichen Talenten begabten Dichter; Näheres über seine Leistungen ist mir nicht bekannt geworden.

Johann Baptist Knesowesky, geb. in Glatz am 10. Februar 1775, wirkte zuerst am dortigen, dann am hiesigen Gymnasium, trat 1825 nach 47 jähr. Amtstätigkeit in den Ruhestand und starb 1827. Er schrieb mehrere deutsche und lateinische Gelegenheitsgedichte, u. a. ein latein. Gedicht zur 200jährigen Jubelfeier des Gymnasiums i. J. 1824.<sup>2)</sup>

Größere Bedeutung hat Franz Robert Geckert. Geboren den 23. Februar 1771 zu Grottkau als Sohn eines armen Radmachers, konnte er durch den Genuß eines Familienstipendiums die „Leopoldina“ in Breslau besuchen, mußte aber wegen eines Gehörleidens, das er sich beim Brande des Sandstiftes (1791) zugezogen hatte, seine Absicht, Theologie zu studieren, aufgeben. Er ging daher zur Accise und Zollbehörde, bei der er zuerst in Grottkau, seit 1810 in Neisse, zuerst als Kanzlist, dann als Kanzleisekretär wirkte, bis er 1816 mit seiner Behörde nach Oppeln übersiedelte. Schon längere Zeit augenleidend, hatte er 1837 das Unglück, von einer Treppe des Neisser Gymnasiums zu fallen. Wann er gestorben, konnte ich trotz mehrfacher Nachfragen nicht ermitteln. Seine Schriften<sup>3)</sup> umfassen zahlreiche lyrische und erzählende Gedichte, darunter zwei umfangreichere Epen „Die Zauberflöte“ und „Der Korb“, letzteres eine durch seine unglücklichen Familienverhältnisse veranlaßte Erzählung, die er der Königin Luise widmete. Diese nahm bei ihrer Anwesenheit in Neisse (1804) Veranlassung, sich nach seinen Verhältnissen

<sup>1)</sup> Schlesische Landsleute (Leipzig 1901).

<sup>2)</sup> Die bei Nowack (Schles. Schriftstellerlexikon IV.) u. Springauf angegebene Form Knesowsky ist unrichtig.

<sup>3)</sup> S. Goedecke, Grundriß 2. A. VII. 437.

zu erkundigen und ihm eine Unterstützung anzuweisen. Ferner schrieb er patriotische Lieder, Reiseschilderungen und geschichtliche Aufzeichnungen, unter denen insbesondere sein „Tagebuch von der Belagerung der Stadt und Festung Neisse vom 23. Febr. bis 15. Juni 1807“ erwähnenswert ist. Einen zur Würdigung von Geckerts Dichtung genügenden Anhalt bietet das Buch: „Blüthen und Blätter. Gereimte Poesie am Fuße des Helikon gesammelt. Neisse und Leipzig 1804“. Es vereinigt zunächst unter dem Titel „Jugendsünden“ die meisten der vorher in verschiedenen Zeitschriften (Bunzlauer Monatsblätter, Schles. Provinzialblätter, Berliner Musenalmanach) zerstreut veröffentlichten Gedichte, unter denen einige auch humoristische Färbung haben (Die Gauner, Die Pantoffeln), die romantische Geschichte „Die Zauberflöte“, sowie die Prosaskizzen „Streifereien im Riesengebirge“. Geckert besitz eine für seine Zeit nicht unbedeutende Bildung und mehr als durchschnittliche Belesenheit, die er auch durch öftere lateinische Citate zeigt; seine Befähigung für die Dichtkunst erweist er mehr durch formelle Gewandtheit als eigenartiges Empfinden. So ist der Inhalt der offenbar unter dem Einfluß von Wielands Oberon verfaßten „Zauberflöte“ stellenweise recht trivial. Ansprechender, obwohl auch nicht frei von einer gewissen hausbackenen Moral, sind die meisten lyrischen Gedichte. Wenn er selbst bedauert, sich keine tiefere Bildung haben aneignen zu können, so ist dem beizustimmen und zuzugeben, daß er unter besseren äußeren Verhältnissen wohl Bedeutenderes geleistet haben würde.

Robert Bahr, geb. am 2. Februar 1774 zu Patschkau, besuchte das Gymnasium zu Neisse, wo er in Prof. Knesowesky einen Förderer seines poetischen Talentess fand, studierte seit 1794 in Breslau, seit 1796 in Frankfurt a. O. die Rechte. Der Besuch des Breslauer Theaters veranlaßte ihn zu dramatischen Erstlingsversuchen, denen in Frankfurt drei Dramen, das Trauerspiel „Hans von Greifenhorst“ und die beiden einaktigen Schauspiele „Die Nachahmung“ und „Der graue Bruder“ folgten. Auch der 1799 erschienene Roman „Paul Werner oder Geschichte meines

Freundes für Universitätsjünglinge“ wurde hier begonnen. Nach beendeten Studien wurde er Oberamtsregierungsreferendar in Breslau, war dann bei den Freien Standesherrschaften Freyhan-Sulau und Militsch tätig, wurde 1820 Justizkommissar beim Breslauer Oberlandesgericht und starb am 2. Sept. 1842. Weder über den Wert der genannten Dichtungen, noch der später veröffentlichten „Der glückliche Morgen“ (Schausp. Berlin 1799), „Liebe und Freundschaft“ (Lustsp. Rawitsch 1807) habe ich mir ein Urteil bilden können, da Bahrs Schriften auf den Breslauer Bibliotheken und der Kgl. Bibliothek zu Berlin nicht vorhanden sind.<sup>1)</sup>

#### IV. Das 19. Jahrhundert.

Mit dem Beginn des 19. Jahrh. nähern wir uns der Zeit, wo die literarischen Bestrebungen, wie in Schlesien überhaupt, so auch im Neisser Lande reger werden, ja wo man im Hinblick auf einzelne in Neisse geborene oder gestorbene oder wirkende Männer — es sei an die Namen Sallet, Eichendorff, H. K. Neumann, Philo vom Walde erinnert — mit mehr Recht als bisher von einem Anteil Neisses an der deutschen Dichtung reden kann. In dem Maße aber, wie der Stoff unserer literarischen Betrachtung wächst, müssen wir hier im Rahmen dieser Festschrift von einer eingehenderen Besprechung der einzelnen Werke absehen und uns auch räumlich auf Stadt und Kreis Neisse beschränken, so daß die folgenden Darlegungen meist nur eine Übersicht der äußeren Lebensverhältnisse und der Schriften der in Betracht kommenden Persönlichkeiten bieten sollen. Dies scheint um so mehr angebracht, als ja einzelne von ihnen über die lokale Bedeutung hinaus der deutschen Literaturgeschichte angehören.

J. Adalbert Krause, geb. 23. April 1789 in Ludwigsdorf, Kr. Neisse, besuchte das Gymnasium in Oppeln, dann das

<sup>1)</sup> Vergl. Schummel, Bresl. Almanach, I. S. 26–28, der nur einen Teil obiger Schriften anführt, ohne auf den Inhalt einzugehen, u. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter bis Ende des 18. Jahrh., S. 28.

Lehrerseminar in Breslau, war zuerst Hauslehrer in Czarnewanz, seit 1810 Lehrer, seit 1817 Rektor der kath. Schule in Oppeln, wo er nach pflichteifrigem Schaffen und hochgeachtet am 4. Juli 1843 starb. — Er schrieb: „Preußische Blumenlese für das Jahr 1810 und 1811“. — Kronos oder Königsberger Unterhaltungsblatt (zusammen mit A. F. von Wichert) Königsberg 1812.

Eduard Franke (geb. ?), lebte als Sprachlehrer in Neisse und entfaltete als Herausgeber der wöchentlichen Zeitschrift „Eunomia“ (1826—31), sowie als Mitarbeiter des „Neisser Erzähler. Eine Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung“, die wohl eine Fortsetzung der „Eunomia“ war, eine ziemlich fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit. Unter seinen Beiträgen finden sich historische Erzählungen, z. B. „Die Glocken des Turmes der Pfarrkirche von Neisse; eine wahre Begebenheit a. d. 15. Jahrh.“, „Romantische Schaudergemälde“, patriotische und andere Gelegenheitsgedichte, z. B. eine längere Dichtung: „Ehre dem Neisser Bürgerstande“ u. a.

Johann Adolph Engelmann, Fürstbischöflicher Rat und Bistums-Anwalt, von 1812—33 Syndikus der Neisse-Grottkauer Fürstentums-Landschaft, dessen Tagebuch über die Belagerung von 1807 von Kastner im 17. Jahresbericht der Philomathie 1872 herausgegeben wurde, veröffentlichte 2 Sammlungen von Reden und Liedern (Neisse, Rosenkranz & Bär), darunter Lieder zur Einweihung des Denkmals auf dem Kapellenberge 1817.

In **Friedrich von Sallet** (geboren 20. April 1812, gestorben in Reichau, Kr. Nimptsch, 21. Febr. 1843) brachte Neisse einen Dichter hervor, der sich weniger durch seine ersten, von der Romantik beeinflussten Dichtungen von teilweise hohem dichterischen Werte (König Frühling, Schön Irla), als durch seine späteren religiös-politischen Tendenzdichtungen (Laienevangelium, Ernsthafte Gedichte u. a.) und treffliche Balladen ein solches Ansehen erwarb, daß er um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu den gelesensten Dichtern gehörte, der aber auch als charakter-

volle Persönlichkeit von edler Gesinnung und idealem Streben unsere vollste Hochachtung verdient.<sup>1)</sup>

Mit Sallets Namen ist eng verbunden der seines Landsmannes, innigsten Freundes und genauesten Kenners, Theodor Paur, Dr. phil., geb. 1815 in Neisse, der kurze Zeit an der hiesigen Realschule tätig, sich später dem politischen Leben zuwandte (Mitglied des Frankfurter Parlaments), seit 1858 in Görlitz wohnte und sich als Danteforscher, sowie als Vizepräsident der Oberlausitzschen Gesellschaft der Wissenschaften bekannt und verdient gemacht hat, gest. 1892. Er gab eine eingehende Biographie Sallets sowie seine Werke heraus und war auch dichterisch tätig; einzelne seiner Gedichte finden sich im Liederbuche der Neisser Philomathie.<sup>2)</sup>

**Josef Freiherr von Eichendorff** (geboren 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz, Kr. Ratibor) fand wie allgemein bekannt, in Neisse die letzte Stätte der Heimat und Ruhe. Unter Verweisung auf die ausführliche Behandlung dieses Neisser Aufenthaltes Eichendorffs von Prof. B. Ruffert<sup>3)</sup> beschränken wir uns auf folgende Anführungen. Eichendorff ist nach seinem 1844 erfolgten Austritt aus dem Staatsdienst, in welchem er zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Ministerialrates die Stelle eines Leiters der Abteilung für kathol. Kirchen- und Schulwesen im Kultusministerium bekleidet hatte, nicht nach Neisse übersiedelt, wie man da und dort liest<sup>4)</sup>, sondern kam nach wechselndem Wohnsitz in Mähren, Berlin, Dresden, Berlin, erst 1855 hierher, als sein Schwiegersohn Major Besserer

<sup>1)</sup> Ich fasse mich hier kurz, weil ich an anderer Stelle („Oberschlesien“, Bd. XI, 1912, April- und Maiheft) anlässlich des 100 jähr. Geburtstages ausführlich über Fr. v. Sallets Leben und Dichten gehandelt habe, in gekürzter Form in der „Schles. Zeitung“ vom 21. April 1912.

<sup>2)</sup> Vergl. über Paur, Dr. Kleefeld im Lausitzer Magazin, Bd. 68 (1892), S. 290–93.

<sup>3)</sup> In seinem Aufsatz: Eichendorffs Aufenthalt in Neisse O.-S. und im IX. Jahresberichte des Neisser Kunst- und Altertums-Vereins 1905.

<sup>4)</sup> Z. B. in der Einleit. zu Hendels Eichendorff-Ausgabe.

von Dahlfingen zum Kommandeur der hiesigen Kriegsschule ernannt worden war. Leider verlor er hier bald darauf (Dezember 1855) seine treue Lebensgefährtin Luise, geb. von Larisch nach 40-jähriger überaus glücklicher Ehe. Er wohnte in dem am Ende der Mittelstraße gelegenen, durch eine Gedenktafel ausgezeichneten Hause, vor dem sich auch seit 1888 sein von Ernst Seeger (geb. in Neisse) geschaffenes Denkmal erhebt, im Sommer in einem Landhause in Rochus bei Neisse. Auch in diesen seinen letzten Lebensjahren ruhte seine Feder nicht. Er besorgte eine neue Ausgabe von „Aus dem Leben eines Taugenichts“, vollendete die „Geschichte der poetischen Literatur“, schrieb das kleine Epos „Lucius“, eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgung in Rom, seinen Schwanengesang, sowie zwei Skizzen („Deutsches Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrh.“ und „Halle und Heidelberg“) für das unvollendet gebliebene größere Werk: „Erlebtes“. Auch das „Leben der heil. Hewig“ war noch nicht beendet, als am 26. Nov. 1857 der Tod den „letzten Ritter der Romantik“ hinwegraffte, in welchem unser Vaterland einen seiner besten Dichter, treuesten Beamten, edelsten Männer von lauterer Gesinnung und echt christlicher Frömmigkeit verlor. Er ruht neben seiner Gemahlin auf dem Jerusalemer Friedhofe.

Auf dem evangelischen Rochus-Kirchhof fand nach ganz kurzem Aufenthalt in Neisse der Dichter August Daniel von Binzer seine letzte Ruhestätte, der zum Besuch bei seinem Schwiegersohn, Oberst Colomb weilend, hier erkrankte und am 20. März 1868 starb. Geboren 1793 in Kiel hat sich Binzer durch das gelegentlich der Auflösung der Jenaer Burschenschaft 1819 gedichtete Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ besonders bekannt gemacht. Nach oft wechselndem Aufenthalt in Nord- und Süddeutschland lebte er seit 1845 meist in Linz und Aussee in Österreich; seine zahlreichen Schriften, meist erzählenden Inhalts erschienen zwischen 1834—45.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> S. Fr. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts, I, S. 128.

Nicht weit von Eichendorff, auf dem Militärkirchhofe ruht ein dritter Dichter, dessen Wiege nicht in Neisse stand, der aber hier noch 22 Jahre schaffensfreudig wirkte: Hermann Kunibert Neumann. Geboren 12. Nov. 1808 in Marienwerder als Sohn eines Regierungsrates, trat er 1826 beim 4. Infant.-Regt. ein, wurde 1830 Leutnant und nahm 1839 seinen Abschied, um zur Militär-Verwaltung überzugehen. Er leitete die Garnison-verwaltungen in Weßlar, Torgau, Glatz (seit 1848), wo er auch politisch hervortrat und zum Abgeordneten für die Nationalversammlung gewählt wurde. Seit 1853 Garnison-verwaltungs-Oberinspektor in Neisse, lebte er hier außerhalb seiner Berufstätigkeit zurückgezogen, seiner Familie und der Dichtkunst sich widmend, in der er manchen Trost in körperlichen Leiden suchte. Er starb am 8. Nov. 1875. Von der romantischen Poesie ausgehend („Des Dichters Herz“, Gedichte 1836, Die Frühlingsfeier der Elfen, dram. Märchen) ging er zur vaterländischen („Erz und Marmor“, 1837), dann zur religiös-philosophischen (Nür Jehan, Epos 1843, Das letzte Menschenpaar 1845), schließlich zur politischen Dichtung über (Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge, Ep. 1846, Geharnischte Sonette 1859). Die Ereignisse von 1870/71 regten ihn zu den Kanzonen „Krieg dem Kriege“ und „Deutsches Schwert und Lied“ (1871) an.<sup>1)</sup>

Von den auf den folgenden Blättern erwähnten Namen sind es erklärlicherweise nur wenige, deren Träger eine über ihre Heimat hinausreichende Bedeutung und allgemeine Anerkennung gefunden haben, meist dann, wenn ihr ganzes Wirken fern der Heimat in größerer Öffentlichkeit sich vollzog, während diejenigen Männer, die in Neisse und Umgegend selbst den größten Teil ihres Lebens zubrachten, naturgemäß über eine mehr als lokale Bedeutung nicht hinausgekommen sind, was an sich

<sup>1)</sup> Vergl. über Neumann B. Grieger in Oberschlesien, VIII, 171–80, sowie einen kurzen Artikel von A. Dobsky im Novemberheft des „Türmers“ 1908 (anlässlich seines 100jährigen Geburtstages); seine Schriften aufgezählt bei Brümmer a. a. O., III, 139, doch fehlt dort die religiös-philos. Dichtung „Das Hohelied“.

natürlich den Wert ihrer Erzeugnisse nicht zu beeinträchtigen braucht.

August Kastner, geb. 1810 in Rainersdorf bei Landeck, studierte nach Besuch des Gläzger Gymnasiums in Breslau Philologie, wirkte seit 1838 als Lehrer am Neisser Gymnasium, wurde 1848 Oberlehrer, 1858 Professor und starb nach einem außerordentlich arbeitsreichen Leben am 5. April 1872. Man kann ihn als den Geschichtsschreiber von Neisse bezeichnen, dessen diesbezügliche Verdienste noch immer viel zu wenig gewürdigt sind. In jüngeren Jahren huldigte er neben seinen historischen Studien auch dichterischen Bestrebungen, verfaßte eine Anzahl epischer, lyrischer und Gelegenheitsgedichte, von denen viele im Philomathie-Liederbuch enthalten, viele andere noch ungedruckt sind, ein Drama „Valiska“ aus der sagenhaften Zeit von Glatz, und machte sich auch durch Sammlung „Glätzischer und Neisser Sagen“ verdient.<sup>1)</sup>

Julius Zastra, geb. 15. Dez. 1808 in Breslau als Sohn eines Obersteuer-Kontrollieurs, war nach Besuch des Matthiasgymnasiums infolge des Todes seiner Eltern einige Zeit Hauslehrer, studierte dann Philologie, wurde 1838 ordentlicher Lehrer am Matthias-, 1848 Direktor des Neisser Gymnasiums bis zu seinem 1885 erfolgten Übertritt in den Ruhestand. Er starb am 17. Januar 1890. Außer zahlreichen philologischen Aufsätzen und metrischen Übersetzungen (z. B. aus Sophokles' Ajax und Euripides' Rasender Herakles) schrieb er eine Sonettensammlung „Aus des Heilands letzten Stunden“ (1857); „Andenken an Landeck (1875) einige episch-humoristische Gedichte: „Aus Neisses Vorzeit“ 1881<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Ausführlicher ist über K. gehandelt in Dr. Klemenz, Anteil der Grafschaft Glatz an der deutsch. Liter. (Sonderdruck S. 45–48).

<sup>2)</sup> Vergl. Dr. O. May, Dr. Julius Zastra in der Zeitschr. für Gymnasialwes., herausgeg. v. Müller, 1891.

Friedr. Wilh. Alex. Held, geb. 1813 zu N., war zuerst Offizier in Mainz (1831—36), dann Schauspieler, schließlich Schriftsteller und Herausgeber mehrerer Blätter (Lokomotive in Leipzig, Volksblatt in Berlin). Von der Volkspartei trat er in der Zeit von 1848 wieder auf die Seite der Regierung, war vorübergehend (1850) Kgl. Torfinspektor in Rynow bei Freienwalde, lebte dann wieder als Schriftsteller in Berlin, wo er am 28. März 1872 starb. Am bekanntesten ist Held als Mitarbeiter an der achtbändigen „Illustr. Weltgeschichte von O. v. Corvin“ geworden, während seine Dramen (Johanna von Arc, Tr. 1836, — 1813, 1814, 1815, vaterl. Schauspiel 1841 — Liebe, Tr. 1841 — Freundschaft, Tr. 1842 u. a.), sowie sein polit. Roman „Der Justizmörder“ 1867 (3 Bde.) vergessen sind <sup>1)</sup>).

Leopold Albrecht Schweitzer, geb. 1815 in N., studierte Rechte in Breslau und Berlin, wo er bereits Mitarbeiter an Zeitschriften war, widmete sich nach kurzer richterlicher Tätigkeit in Neisse ganz der Schriftstellerei, zuerst in Berlin, später Wien, wo er die amtliche „Wiener Zeitung“ herausgab. Mit dem Titel eines Kaiserl. Rats in den Ruhestand getreten, lebte er zuletzt in Kloster-Neuburg und starb hier 1896. Schrieb u. a. „Gedichte“, 1839. „Schlesische Sagenchronik“ 1840, in der er auch die Hinrichtung des Oppelner Herzogs Nicolaus in Neisse (1497) behandelte <sup>2)</sup>).

Gustav Waxmann, geb. 1817 in N. als Sohn eines Rechnungsrats, studierte 1838—42 Medizin in Breslau, wo er sich dann als praktischer Arzt niederließ (wann gestorben?). Er veröffentlichte ein Lustspiel: Es lebe die Allopathie (1843), zwei Gedichtsammlungen „Liebesleben und bunte Bilder“ (1842) und „An Sterbebetten“ (1867).

August Pohl, geb. 19. Nov. 1820 in Heinersdorf, Kr. Neisse, studierte nach Besuch des hiesigen Gymnasiums Philologie und Geschichte in Breslau, wirkte seit 1849 als Lehrer an den Anstalten zu Leobschütz, Gleiwitz, Sagan, Breslau (Zwinger) und Realschule zu Neisse, wo er 1878

<sup>1)</sup> S. Brümmer a. a. O., II. 126/27.

<sup>2)</sup> Vergl. Brümmer a. a. O. IV., S. 59 und 442.

Oberlehrer wurde und 1883 in den Ruhestand trat. Er starb den 2. Sept. 1889 in Neisse. Seine hinterlassenen Dichtungen gab Paul Schwarzer 1890 unter dem Titel „Mein Vermächtnis“, in 2. Aufl. 1896 in drei Bändchen heraus (Neisse, Graveur); I. Bd.: Epigrammatisches, Soziales und Lyrisches. II.: Fabeln. III.: Freie Übersetzungen aus Horaz und Vergil<sup>1)</sup>).

Friedrich Grauer, geb. 30. Sept. 1824 in Breslau als Sohn eines Stadtgerichtssekretärs, besuchte das Elisabethan, studierte Rechte, wurde 1855 Kreisrichter in Kempen, 1861 zum Rechtsanwalt und Notar ernannt, ging er 1871 als solcher nach Neisse, wurde 1879 Justizrat und starb am 2. Okt. 1897. Er verfaßte ein „Festspiel zur Geburtstagsfeier des Prinzregenten von Preußen.“ 1860. — „Vom Morgen bis zum Abend“. Lieder meines Lebens (Neisse, Graveur 1892).<sup>2)</sup>

Siegmond Haber, geb. 11. Sept. 1835 zu N., war als Kaufmann in Breslau auch literarisch tätig, ging 1870 nach Berlin, wo er die von ihm begründete Beilage des „Berl. Tagebl.“, den Ulk, als Chefredakteur leitete; er starb 27. Febr. 1895. Haber schuf die bekannten humoristischen Figuren des Nunne, Rentier Schadeberg, der Paula Erbswurst u. a. und schrieb zahlreiche Possen, Schwänke, Berliner Skizzen, in denen der Berliner Wiß treffend zum Ausdruck kommt. Vergl. u. a. Frau Fortuna, Ein Stündchen im Comptoir, Berlin bei Nacht, Reiselustiges usw.<sup>3)</sup>

Julius Lohmeyer, geb. 6. Okt. 1835 zu N. als Sohn eines Apothekers, in dessen Beruf er zunächst auch tätig war, um sich später der Schriftstellerei zu widmen. Von 1867—72 war er Redakteur am Kladderadatsch, begründete dann die Zeitschrift „Deutsche Jugend“, aus der sich die Volksausgabe „Deutscher Jugendschatz für

<sup>1)</sup> Über Pohls Dichtungen hat Prof. F. Köhler in einem Aufsatz im 29. Jahresber. der Neisser Philomathie (1896—98) S. 22—50 gehandelt.

<sup>2)</sup> Vergl. den Nekrolog im 29. Jahresber. der Neisser Philomathie, S. 98/99.

<sup>3)</sup> S. Brümmer, a. a. O. II, 73.

Knaben und Mädchen“ (18 Bde., 1872—82) entwickelte, die Lohmeyers Namen als einen der gediegensten Jugendschriftsteller bald weithin bekannt machte. Die Sorge für seine und seiner Angehörigen Gesundheit veranlaßte ihn zu mehrjährigem Aufenthalte in der Schweiz; zuletzt lebte er in Charlottenburg, wo er das „Schorersche Familienblatt“ und das Witßblatt „Der Schalk“ (beide inzwischen eingegangen) herausgab. Er starb am 24. Mai 1904. Die Stadt Charlottenburg errichtete ihrem Ehrenbürger ein Denkmal auf seinem Grabe als Anerkennung für die Verdienste, die Lohmeyer um die Stärkung des deutschen Nationalgefühls sich erworben hat. Außer zahlreichen Beiträgen zu den erwähnten Zeitschriften verfaßte L. eine große Anzahl Lustspiele (Freunde aus der Provinz, Der Stammhalter), Novellen (Die Bescheidenen), Humoresken, Gedichte, Kinderlieder, Märchen<sup>1)</sup>, letztere besonders für mehrere illustrierte Weihnachtsbücher. Seine „Gesammelten Dichtungen“ erschienen Berlin 1904.

Emilie Ludwig, geb. Schück, geb. 1839 in N., zuerst Lehrerin in Breslau, dann dort verheiratet. Materiellen Sorgen suchte sie durch schriftstellerischen Erwerb abzuhelpen und verfaßte deshalb Erzählungen für junge Mädchen, (z. B. Frühlingsstürme, Irrungen des Mutterherzens u. a.) Gedichte und „Bilder aus dem Frauenleben“<sup>2)</sup>.

---

**Dem Neisser Kreise gehörten durch Geburt  
oder Wirksamkeit an:**

Wendelin Jüttner, geb. 1813 zu Nieder-Jeutritz, besuchte Stadtschule und Gymnasium zu N., wohin sein Vater übersiedelte, wurde 1837 zum Priester geweiht und wirkte als Kaplan in Ottmachau und Rasselwitz, sowie als Pfarrer in Schönau, Kr. Leobschütz, wo er 1879 starb. Außer religiösen Betrachtungen schrieb er „Humoristische Pillen in oberschlesischer (sic!) Mundart“. Ärschte Schachtel.

---

<sup>1)</sup> S. Brümmer, II, 437 und 597.

<sup>2)</sup> Ebendas. II. 451.

1862. Zweete Schachtel. 1867. „Feldzug kägen die Trichinen“. Humoreske. 1864<sup>1)</sup>).

Johannes Ronge, geb. 16. Okt. 1813 in Bischofswalde, studierte nach Besuch des Gymnasiums in N. Theologie in Breslau und wirkte als Kaplan in Grottkau. Er rief bekanntlich die deutsch-katholische Bewegung ins Leben, lebte längere Zeit im Auslande und starb 1867 in Wien. R. ist Verfasser einer Anzahl religiös-lyrischer Gedichte<sup>2)</sup>).

Johannes Klein, Dr. theol., geb. 1818 zu Dittmannsdorf, Kr. Neustadt, war als Kaplan in Oppersdorf und Steinau, als Pfarrer an verschiedenen Orten, zuletzt in Deutsch-Kamitz, Kr. Neisse, tätig, wo er am 14. Febr. 1889 starb. Außer theologischen Schriften veröffentlichte Dr. Klein: Vermischte Gedichte 47, Dichtungen 63, Aus der Belagerung von Neisse und dem Leben des Marquis von Bombelles 67, Nach Helgoland 69, Ausgewählte Dichtungen 92.

Karl Stangen, geb. 5. Mai 1833 zu Ziegenhals als Sohn eines pensionierten Offiziers, nach dessen Tode er zunächst längere Zeit beim Postfach beschäftigt war. Im J. 1867 gründete er mit seinem Bruder in Berlin das bekannte Stangensche Reisebureau und leitete nunmehr eine große Anzahl von Reisen nach aller Herren Länder, sowie zwei Reisen um die Welt. Bis zu seinem Lebensende mit seinen Söhnen in diesem Unternehmen tätig, starb er am 21. Nov. 1911. Außer zahlreichen Reisebeschreibungen (z. B. Eine Reise um die Erde 1878—79), Ägypten (3. A. 92) veröffentlichte er: Gedenket der Invaliden (Gedichte 67), Gesammelte Novellen (67) u. a.<sup>3)</sup>).

Anna von Gottberg, geb. Freiin von Rottenberg, geb. 1826 in Reisewitz, trat mit Eichendorff während seiner letzten Lebensjahre in Beziehung, heiratete den preuß. Offizier von Gottberg, übersiedelte 1871 nach

<sup>1)</sup> S. Wienstein, Lexikon der deutschen kathol. Dichter. (Hamm 1899.) S. 177.

<sup>2)</sup> S. Kegel, Oberschles. in der Dichtung. Eine Anthol., Kattowitz.

<sup>3)</sup> S. Brümmer a. a. O. IV., 118.

Dresden, wo sie 1900 noch als verw. Majorin lebte. Sie schrieb: Bunte Blätter. Gedichte 61. Was zum Ziele führt. Roman 87. Lied der Mutter. Erzählung 98. Neue Märchen 89<sup>1)</sup>.

Albrecht Romann, geb. 27. März 1850 in Ziegenhals, studierte in Berlin und Tübingen evang. Theologie, wurde 1875 Pfarrvikar in Borsigwerk O.-S., 1876 Diakonus und später Pastor in Liegnitz, wo er am 11. Sept. 1897 starb. Unter dem Pseud. Albrecht von Gaisenberg schrieb er schon als Student „Poetische Aphorismen“ 72 und Attila (Drama) 72, später das vaterländ. Lustspiel: Bei Sedan 92.

Auch der schlesische Dialektdichter **Johannes Reinelt (Philo vom Walde)** kann trotz seiner Herkunft aus dem Leobschützer Kreise und seines in Breslau zugebrachten Lebensendes als Neisser Dichter bezeichnet werden, da er in Kreis und Stadt Neisse gegen 20 Jahre wirkte und seine dichterische Entwicklung sich hier vollzog. — Dem am 5. Aug. 1858 in Kreuzendorf, Kr. Leobschütz geborenen Sohn eines Webers und Nachtwächters war es nur unter großen Entbehrungen möglich, Präparandie und Seminar in Zülz zu besuchen und Lehrer zu werden. Als solcher wirkte er seit 1878 in Bielau, Nowag und Korkwitz, sämtlich im Kreise Neisse gelegen, bis er 1884 nach Neisse selbst kam. Längst schon durch seine hochdeutschen und Dialekt-Dichtungen bekannt geworden, gab er hier 1901 sein bedeutendstes Werk, das Epos „Die Leutenot“ heraus. In Breslau, wohin er bald darauf versetzt wurde, konnte er seiner leidenden Gesundheit wegen die erhoffte geistige Förderung nur wenig genießen; bereits am 16. Januar 1906 erlöste ihn der Tod von langen Leiden. Von seinen zahlreichen Werken seien genannt: Aus der Hemte. 82. Schlesien in Sage und Brauch. 83. — A schläsches Bilderbüchl. 84. Singvägerle 86. Vagantenlieder 87. — Die Dorfhexe (Bauernkomödie) 91. Seine übrigen Lustspiele beziehen sich meist auf die von Reinelt eifrig ge-

<sup>1)</sup> S. Brümmer, II. 28.

pfliegte Naturheilmethode (Der rechte Doktor. — Der Kurpfuscher, u. a.)<sup>1)</sup>.

Das Liederbuch der Neisser wissenschaftlichen Gesellschaft **Philomathie**, zu deren 75jährigem Bestehen auch diese Blätter einen Festbeitrag zu liefern bestimmt sind, enthält als Auslese der vielen für die geselligen Vereinigungen der Mitglieder gedichteten Lieder eine große Anzahl von Gedichten, die sich inhaltlich und formell so sehr über den Durchschnitt derartiger Gelegenheitspoesie erheben, daß das Liederbuch mit seinen etwa 170 Nummern bei einer Besprechung dichterischer Bestrebungen in Neisse nicht unerwähnt bleiben darf. Von den zahlreichen meist nur mit wenigen Beiträgen vertretenen Verfassern seien außer den schon erwähnten Waxmann, Kastner und Zastra besonders angeführt:

Julius Steinhorst, geb. 21. März 1807 zu Breslau, übersiedelte 1813 mit seinen Eltern nach Neisse, wo er das Gymnasium bis Prima besuchte und nach vorübergehender Tätigkeit beim Postfach 1834 Volksschullehrer wurde. Seit 1851 Rektor an der evangelischen Stadtschule starb er am 24. Nov. 1859. Das erwähnte Liederbuch enthält über 30 Gedichte, welche die oben erwähnten Vorzüge besitzen und ein entschiedenes Talent bekunden.<sup>2)</sup>

Otto, seit 1836 Lehrer, später Oberlehrer am Gymnasium, ein eifriges Mitglied der Philomathie, um die er sich als langjähriger Sekretär (1842—51) verdient machte, starb am 9. Juli 1866.

<sup>1)</sup> Über Reinelt enthalten die Jahrgänge 1906 und 1907 mehrere Zeitschriften eine Anzahl Artikel; u. a. Ad. Schiller in Oberschles. V, S. 73—84; K. Klings Deutsche Zeitschrift IV (XV), p. 47—50. — Bruno Clemenz in Literar. Warte III, 60—62. — P. Barsch in Schles. Schulzeit, 1906, Nr. 5. Rob. Sabel ebendas. Nr. 7. — Wandrer im Riesengeb. 1906, Nr. 42, vergl. auch Hartelt, Philo vom Walde, Lebenserinnerungen in der Festschrift zur XIII. Generalvers. des Schles. Kathol. Lehrervereins zu Neisse.

<sup>2)</sup> Vergl. Jahresber. der Neisser Philomathie 1859/60, S. 31—33.

Dr. Franz Andreas Hoffmann, geb. 1811 in Freystadt in Niederschles., war zuerst als Lehrer, und seit 1837 als Oberlehrer am Mariengymnasium in Posen, seit 1847 am Neisser Gymnasium tätig, starb am 2. Juli 1847.

Der bei weitem fruchtbarste Dichter der Philomathie in den letzten Jahrzehnten war Dr. Hugo Cimal, geb. 16. Okt. 1845 in Moschütz, Kr. Münsterberg, studierte nach Besuch des Neisser Gymnasiums Medizin, nahm am Feldzuge von 1870/71 Teil, praktizierte als Arzt zuerst in Camenz, seit 1875 in Neisse, wo er 1897 Kreisarzt, 1901 Medizinalrat, 1911 Geheimer Med.-Rat wurde und am 31. Oktober 1912 starb. Das erwähnte Liederbuch enthält über 30 durch geistvollen Inhalt und formelle Gewandtheit ausgezeichnete Gedichte von Cimal.

Kurz vorher starb Paul Thamm, geb. 1849 in Habelschwerdt, wirkte viele Jahre als Seminarlehrer in Ziegenhals; veröffentlichte mehrere Lustspiele z. B. Sancho Pansa, Der Pseudo-Bräutigam, Märchensammlungen „Müller Sausewind und andere naturgeschichtliche Märchen“, „Am Herdfeuer“. — Sphinx, Rätselbuch für Groß und Klein (meist bei Laumann, Dülmen).

Noch lebende, in Stadt oder Kreis Neisse geborene oder hier wirksam gewesene bzw. noch wirkende Männer und Frauen, die dichterisch oder schriftstellerisch auf dem Gebiete der schönen Literatur hervorgetreten sind.

Karl Jentsch, Dr. phil., hat sich zwar überwiegend auf wissenschaftlichem, teilweise jedoch auch auf belletristischem Gebiete schriftstellerisch betätigt. Geboren am 8. Februar 1833 zu Landeshut i. Schl., studierte er nach dem Besuch des Glaßer Gymnasiums Theologie in Breslau, wurde 1856 zum Priester geweiht, war als Kaplan und Pfarrverweser an verschiedenen Orten Mittel- und Niederschlesiens tätig, so u. a. mehrere Jahre in Liegnitz, schloß sich 1875 der altkatholischen Bewegung an, war bis 1882 Pfarrer der altkatholischen Gemeinde in Neisse, zog sich

dann von dieser Richtung und Tätigkeit ganz zurück, um sich ausschließlich literarischer Beschäftigung zu widmen und lebt seitdem in stiller Zurückgezogenheit als fruchtbarer, angesehener Schriftsteller in Neisse. Anlässlich seines 80jährigen Geburtstages wurde ihm von der philos. Fakultät der Universität Breslau der Titel eines Dr. phil. h. c. verliehen. Jentschs zahlreiche Werke und Aufsätze, die zum Teil in Zeitschriften (Zukunft, Grenzboten u. a.) erschienen, behandeln zumeist volkswirtschaftliche, kulturgeschichtliche, religiöse, philosophische und politische Fragen; unter ihnen seien hier nur einige Schriften von allgemeinerem Interesse genannt: Wandlungen (2 Bd., 96 und 06), schildert die äußere und innere Entwicklung seines Lebens; Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum. 1900, Hellenentum und Christentum. 03. <sup>1)</sup>)

Karl Pimpl, geb. 1837 in Neisse, übernahm nach dem Besuch der hiesigen Volks- und Realschule das väterliche Hutgeschäft und lebt seit 1900 als Rentner hierselbst. Unter dem Pseudon. C. Saalfeld veröffentlichte er zahlreiche Gelegenheitsgedichte für lokale Festlichkeiten, sowie ein im Neisser Stadttheater mit Erfolg aufgeführtes Ritterdrama: „Jutta von Turneck“, (Huchs Verl. 1903). Andere umfangreiche Dichtungen, zum Druck für den engeren Familienkreis bestimmt, liegen handschriftlich vor (u. a. Aus dem Leben eines Huterers, ep. Gedicht. — Kleine Bilder in bunter Reihe, Gedichte).

Louis Wolff, geb. 1840 in Ziegenhals, zuerst Buchhändler, dann beim Postfach, 1859—62 in englischen Diensten in Ostindien als Telegraphenbeamter tätig, nahm Teil am Feldzuge von 1866 und lebte noch 1901 als Oberpostsekretär und Rechnungsrat in Frankfurt a. O. Er schrieb eine epische Dichtung: Die Schlacht von Vionville-Marslatour, 1884. <sup>2)</sup>)

Paul Podhammer, geb. 21. Febr. 1841 zu Neisse, widmete sich dem militärischen Berufe, stand längere Zeit

<sup>1)</sup> Vergl. Kürschner, Deutscher Literaturkalender (1912), S. 776.

<sup>2)</sup> S. Brümmer a. a. O. IV., 512.

in Neisse in Garnison, lebt jetzt als Oberstleutnant z. D. und Bibliothekar des Ingenieurkorps in Berlin. Als verdienter Danteforscher bekannt, schrieb Pochhammer außer anderen diesbezüglichen literaturgeschichtlichen Werken: „Dante im Faust“ 98, Dantes göttliche Komödie, frei bearbeitet in deutschen Stanzen (2. A. 07, kleine Ausg. 1910) — Ein Dante-Kranz aus 100 Blättern 06; aus seiner Neisser Zeit stammt: Friedrich der Große und Neisse 88.

Auch seine Gemahlin *Margarethe*, geb. Cauer, geb. 1852, Breslau hat sich unter dem Pseud. M. Tellmar als Verfasserin von Erzählungen, Lustspielen und Novellen betätigt.

Augustin Pischel, geb. 8. Juli 1841 in Klodebach, Kr. Grottkau, studierte nach Besuch des Neisser Gymnasiums Theologie in Breslau, an verschiedenen Orten (Crossen, Frankenstein) seelsorgerisch tätig, seit 1886 Stadtpfarrer in Neisse, Erzpriester und Geistl. Rat. Er veröffentlichte (außer der Geschichte der Stadtpfarrkirche) zahlreiche lateinische und einzelne deutsche Gedichte; eine Sammlung lateinischer Gedichte erschien unter dem Titel „Carmina serotina“ (Neisse, Wuttke) 1911.

Gustav Buchal, geb. 6. Sept. 1841 zu Münsterberg, besuchte das Lehrerseminar zu Breslau, war von 1861 bis 1871 als Lehrer an verschiedenen Orten tätig, nahm an den Feldzügen von 1866 und 1870 teil, gründete 1871 eine noch heute von ihm geleitete Buchhandlung in Patschkau. Unter dem Pseud. Gustav Buchenthal gab er eine Sammlung von Gedichten in schles. Mundart „Wiesenblumen“ heraus (1869), ferner: „Im Huchzichhause“ (Vorträge für Polterabende, 1909); außerdem erschienen aus seiner Feder zahlreiche patriotische und aktuelle Gelegenheits- und Zeitgedichte im Patschkauer Wochenblatt. Zwei Sammlungen schles. Gedichte sind in Vorbereitung.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> S. Kürschner, Literaturkalender (1912), S. 1293.

<sup>2)</sup> Ebendasselbst.

<sup>3)</sup> Über Ernst Schottky, nach Berner (Schles. Landsl.) 1846 in N. geb., 1901 als Arzt in Passaio (Ver. Staat.) gest., der mehrere Dramen geschrieben haben soll. konnte ich sonst nichts ermitteln; desgleichen nichts über Max Knappe, geb. 1853 in N., der nach Berner als Dialektdichter hervorgetreten sein soll.

Emilie Huch, geb. 1851 zu Dürrkamitz, Kr. Neisse, heiratete 1873 den Verleger und Redakteur Huch, lebte lange Zeit in Frankenstein, dann Neisse, jetzt in Breslau. Frau Huch entfaltete auf dem Gebiete der kathol. Jugendliteratur eine fruchtbare Tätigkeit; sie schrieb u. a.: Im Schatten der Kirche, 5 Bände, 97—98; Gesammelte Erzählungen, 2 Bände, 98, Kinderglöcklein, 99.<sup>1)</sup>

Bernhard Ruffert, geb. 26. Febr. 1856 in Neisse, studierte nach Besuch des hiesigen Realgymnas. neuere Philologie, wirkte längere Zeit als Lehrer in Hamburg, seit 1894 am hies. Kgl. Gymnasium tätig, seit 1906 Professor, schrieb zwar nur eine Lokalhumoreske „Wie mrsch eim Neisser Museum derging“ (Monatsschr. „Oberschles.“ I., 131—134), verdient aber Erwähnung durch seine zahlreichen Aufsätze aus der Geschichte von Neisse, von denen einige auch über Neisser Dichter handeln, so über Eichendorff („Oberschles.“ IV., S. 178 ff.), über Kaspar Brauner (Fuscinius) „Oberschles.“ IX, S. 181).

Kurt Ernst v. Morgen, geb. 1. Nov. 1858 zu Neisse, Offizier seit 1879, ging 1889 zur Schutztruppe nach Kamerun, wurde nach seiner Rückkehr zur Botschaft nach Konstantinopel versetzt (1898), später zum Major und Kaiserl. Flügeladjutanten ernannt, z. Z. Generalmajor und Kommandeur der 81. Inf.-Brig. in Lübeck. Verfaßte ein großes Reisewerk: „Durch Kamerun von Süd nach Nord.“

Wilhelm von Kobylecki, geb. 30. April 1858 in Wohlau, trat nach in Jauer abgelegtem Abiturientenexamen beim 19. Inf.-Rgt. in Görlitz ein, nahm als Hauptmann 1901 den Abschied, um das Rittergut Borkendorf, Kr. Neisse, zu übernehmen und wurde 1906 zum Major befördert. Unter dem Pseudonym Wilh. von Borkendorf schrieb er eine Anzahl Lustspiele (Notleidende Agrarier, Friede auf Erden (Bauernlustspiel), Possen (Aus der Vogelschau, Ehe-Urlauber) und das Volksstück „Die höhere Tochter“, die zum Teil im hiesigen Stadttheater aufgeführt wurden.

Paul Barsch, der sich vom Tischlergesellen zum anerkannten Dichter emporgeschwungen hat, gehört nur

<sup>1)</sup> Vergl. Wienstein, Lexikon der deutsch. kathol. Schriftst., S. 168 u. Keiter, Kath. Lit. Kal. (1911), S. 208.

durch seine Herkunft — er wurde am 16. März 1860 in Nieder-Hermsdorf, Kr. Neisse, geboren — dem Neisser Lande an. Sohn eines Tischlers, erlernte er das väterliche Handwerk, durchwanderte als Handwerksbursch Österreich, Schweiz, die Rheinlande, Lothringen und kam 1881 nach Breslau, wo er durch einige Gedichte bereits Aufsehen erregte. Seitdem er seinen Beruf aufgegeben, lebt er als Schriftsteller und Mitarbeiter der „Bresl. Gerichtsztg.“ in Breslau. Außer vielen in Zeitschriften zerstreuten Gedichten, Plaudereien, Kritiken sind zwei größere Gedichtsammlungen zu erwähnen: Auf Straßen und Stegen. 85, und „Fliegende Blätter“. 89; außerdem enthalten die einzelnen Jahrgänge des „Schlesischen Kalenders“ (Heege, Schweidnitz) zahlreiche Beiträge von Barsch.

Ernst Steinhäuser, geb. 28. Okt. 1866 zu Bad Ems, widmete sich nach Besuch der Realschule zu Köln und Wiesbaden der Tagesschriftstellerei, war als Redakteur an verschiedenen Zeitungen der Rheinprovinz und Westfalens tätig, seit 1910 Redakteur an der Neisser Zeitung. Er veröffentlichte (zum Teil pseudonym als E. Steinert, Erich von der Lahn) zahlreiche Gedichte, Festspiele, Novellen und Skizzen (Auf dem Wege, Ein Schwur, Osterfeuer, Maienblüten, Vor Sünde bewahrt u. a.) und ist Herausgeber der „Neuen Feuilleton-Korrespondenz“, 8. Jahrg.

Karl Klings, geb. 11. Januar 1867 zu Gesefß, Kr. Neisse, besuchte das Ziegenhalser Seminar, war 2 Jahre Hauslehrer beim deutschen Konsul in Messina, hierauf Lehrer an verschiedenen Orten Mittel- und Oberschlesiens, wirkt jetzt als Lehrer und Schriftsteller in Schöneberg bei Berlin. — Erschrieb u. a.: „Liebeswonne“. Gedichte 93. Bunte Reihe. Ged. 96. — Aus'm Rutkatelgebirge; mundartl. Ged. 02. 2. A. 05. — Wieland der Schmied. Dr. 03. Dideldumdei. Dial.-Ged. 07. — Im Zwielight. Erz. 08. Die Braut vom Kynast 09. (Dr.) Außerdem zahlreiche Skizzen und Erzählungen in der Zeitschr. „Oberschlesien“, besonders im I. Jahrg.<sup>1)</sup>

Max Beuchel, geb. 1872 in Habelschwerdt, wo er das Seminar besuchte. Nach mehrjähriger Amtstätigkeit

<sup>1)</sup> Vergl. Brümmer, a. a. O., II, 300 und Kürschner, S. 862.

in Grottkau ist er seit 1905 Lehrer an der kath. Stadtschule zu Neisse. Er veröffentlichte eine Anzahl von Gelegenheitsgedichten anläßlich lokaler und provinzieller Festtage.

Bernhard Strehler, Dr. theol., Präfekt des Fürstbischöflichen Knaben-Konvikts und Religionslehrer am Gymnasium zu Neisse, geb. 30. Nov. 1872 zu Lissau, Kr. Marienburg, hat sich vor allem durch seine theologischen Schriften und durch Aufsätze in den von ihm begründeten „Friedensblättern“ bekannt gemacht, schrieb aber auch als Kaplan in Lähn eine histor. Erzählung „Aus alten Tagen“ aus der Zeit Herzog Heinrichs I., des Gründers von Kloster Lähn (Liegnitzer Ztg. 1906 Nr. 157 bis 163).

Franz Hochheiser, geb. 5. April 1873 in Ellguth, Kr. Grottkau, wirkte längere Zeit als Seminarlehrer in Ziegenhals und ist gegenwärtig Kreisschulinspektor in Prehlau (Westpr.). — Sein Schauspiel „Aus tiefer Not. Vandamme vor Neisse.“ (Straßb. 1905) behandelt die Belagerung von Neisse im J. 1807 und wurde im Januar 1905 mehrmals im hies. Stadttheater aufgeführt.<sup>1)</sup> — Eine Gedichtsammlung „Allweg Hohenzollern“ erschien ebenfalls 1905.

Julia Rother, geb. in Schweidnitz, seit 1908 Vorsteherin der höheren Mädchenschule in Ziegenhals, schrieb eine Anzahl von Dichtungen und Festspielen, die zum Teil für Schulzwecke bestimmt sind, so u. a.: Vom Fels zum Meer, Die Zauberweise im Mai, Aus ferner Zeit, Weihnachtsgedichte, der Kinder Neujahrsgruß, sowie Prologe für Schulfestlichkeiten.

Charlotte Krömer, geb. 31. Oktober 1876 zu Köln-Ehrenfeld, seit 1895 als Lehrerin in Beuthen O.-S. und Friedenshütte tätig, seit 1901 an der städtischen katholischen Mädchenschule angestellt, gab außer ver-

---

<sup>1)</sup> Im Anschluß hieran sei die mit großem Beifall aufgenommene Aufführung des von dem damal. Oberprimaner Benno Nehlert (jetzt Rechtsanwalt in Gleiwitz) verfaßten Schauspiels „Ambiorix“ erwähnt, das am 3. November 1899 zum 275jährigen Jubiläum des Neisser Gymnas. im Stadttheater aufgeführt wurde.

einzel erschienenen Gedichten eine Sammlung lyrischer Dichtungen: „Herrgotts Sngerlein, Buntes aus dem Lande der Poesie“ heraus (Neisse, Graveur 1903).

Margarete Huch, geb. 16. Juni 1878 in Neisse, lebt in Breslau, veröffentlichte 1908 den I. Teil eines umfangreich angelegten Schauspiels: „Prometheus“ (Breslau, Brckner), sowie eine Anthologie „Frauenlyrik“, Leipzig 1911.<sup>1)</sup>

Max Herrmann, geb. 23. Mai 1886 in Neisse, studierte in Mnchen und Breslau Germanistik, lebt schriftstellerisch tätig in Neisse. Außer mehreren in Berliner literarischen Wochenschriften (Pan, Die Aktion) veröffentlichten Gedichten schrieb er: Ein kleines Leben, Gedichte und Skizzen. (Straßburg, Singer 1906). — Das Buch Franziskus“ (Berlin-Wilmersdorf, A. R. Meyer 1911).

Heinrich Anton Rose, geb. 26. Okt. 1888 zu Neisse, Sohn des langjährigen Sekretärs der Philomathie, Prof. Rose, studierte in Breslau und Straßburg Philosophie, Literatur und Naturwissenschaften, gab vorübergehend die „Akademischen Blätter“ (Organ der freien Studentenschaft in Breslau) heraus und veröffentlichte eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Maria, Myn Leyt, Leben“ (1910).

Franz Jung, geb. 26. Nov. 1888 in Neisse; studierte Rechtswissenschaft in Leipzig und Breslau; lebt als Schriftsteller in Berlin; Verfasser von: „Das Trottelbuch“ (Leipzig, Gerstenberg 1912.)<sup>2)</sup>

In welchem Zusammenhange die Verfasserinnen zweier auf Neisse sich beziehenden Romane mit Neisse stehen, konnte ich nicht feststellen. Es sind dies Georg Hartwig's (Pseudonym) Der Bürgermeister von Neisse (erschieden in der Illustrierten Chronik der Zeit, Jahrg. 1883, und der 1911 erschienene Roman: Die drei Thedenbrink von Juliane Karwath. — Auch sonst dürfte noch manches mir

<sup>1)</sup> Vergl. die Anerkenn. Bespr. von G. Prellwi im „Preuß. Jahrb.“, Juli 1912.

<sup>2)</sup> Vergl. K. Hiller in der Zeitschr. „Pan“ vom Febr. 1913, S. 504.

entgangen sein, was jeder begreifen wird, der die Schwierigkeiten bei Beschaffung so vielen literarischen Materials kennt.

Nun noch eine kurze Schlußbemerkung. Die letzten Abschnitte des vorstehenden Aufsatzes sind aus verschiedenen Gründen nur bibliographisch gehalten, obwohl gar manches der angeführten Werke zu eingehender Kritik geradezu auffordert, während bei den meisten, von kaum mehr als durchschnittlicher Begabung zeugenden Leistungen eine solche sich erübrigt. Der behandelte Anteil des Neisser Landes ist, wie wir sehen, hinsichtlich der Zahl der in Betracht kommenden Werke nicht unbedeutend, auch kommen in ihnen alle wichtigeren literarischen Strömungen von der geistlichen Dichtung des 16. Jahrh. bis zum einseitigen Naturalismus und unklaren Symbolismus der modernen Zeit zum Ausdruck; und doch wird eine vorurteilsfreie Betrachtung dieses Anteils zu dem Ergebnis führen, daß Neisse im 17. und 18. Jahrh. in dichterischer Betätigung hinter anderen, auch kleineren schlesischen Städten entschieden zurücksteht und auch in der späteren Zeit trotz regerer Anteilnahme und mehrerer angesehener Namen eine hervortretende Stellung, auch innerhalb Schlesiens, hierin nicht einnimmt, während man dies hinsichtlich der lateinischen Dichtung des 15. und 16. Jahrhunderts, von den Neisser Humanisten wohl behaupten kann.



## Ein Wiesauer Kind unter den Franzosen.

Aus den Erzählungen meines Großoheims.

Von

Gymnasialdirektor Dr. W a h n e r.

Eine Säkularfeier ernster und doch erhebender Art setzte vor einem Lustrum in unserem Vaterlande ein und soll im laufenden Jahre in der zum Feste sich rüstenden Hauptstadt Schlesiens ihren Höhepunkt ersteigen, das hundertjährige Gedenken der Demütigung Preußens durch Napoleon und seiner glorreichen Befreiung vom Joche wälscher Tyrannei.

Gar oft erstand in diesen Tagen hochgemuten patriotischen Fühlens vor meinem geistigen Auge die ehrwürdige Greisengestalt eines Veteranen jener großen Zeit, der freilich ob seiner Jugend damals noch nicht das Schwert gegen den Erbfeind mit ziehen durfte, aber doch wie einige andere mit ihm üble Bekanntschaft machte. Wer wie er als zehnjähriger Knabe die von den Franzosen bezw. ihren süddeutschen Verbündeten in seiner Heimat verübten Greuel geschaut und, kaum der Schule entwachsen, mehrere Monate lang von ihnen mitgeschleppt wurde und nur mit höchster Lebensgefahr aus dem feindlichen Feldlager entkam, darf wohl den Vaterlandskämpfern und Duldern der Befreiungskriege zugezählt werden.

Der „alte Heckel“, der vor mehr als zwanzig Jahren als hoher Neunziger zu Laßwitz im Grottkauer Oberkreise das Zeitliche segnete, war eine bekannte und allgemein geachtete Persönlichkeit und ein gern gehörter Erzähler. Mit Vorliebe brachte er die Sommernachmittage seiner wohlverdienten Auszüglerjahre auf einer grüngestrichenen

Bank neben dem Hoftore seiner längst dem Sohne übergebenen Besizung am Ende des Niederdorfes zu, die er nach Verkauf eines größeren Gutes auf dem Dorfanger neuerrichtet und allmählich wieder zur vollen Bauernwirtschaft ausgestaltet hatte. Eine gute Cigarre in langer, pfeifenartiger Weichselspize, Geschenke seines als Bergwerksdirektor in den neunziger Jahren verstorbenen Sohnes, behaglich schmauchend, ließ er sich dann, von den vorüberkommenden Dörflern ohne Ausnahme ehrerbietig begrüßt, mit dem und jenem in ein Gespräch ein über das Wetter, den Stand der Feldfrüchte, des Dorfes Neuigkeiten u. a. m. Als Auszeichnung wurde stets die Einladung, neben ihm Plaß zu nehmen, aufgefaßt, aber nicht gerade häufig erging sie, und nur an bevorzugtere Bekannte.

Von seinen Freunden war der Gastwirt des Ortes, der alte Rosenberger, schon ums Kriegsjahr 1866 gestorben, und ein Jahrzehnt später folgte ihm der alte Stiller, der letzte Wassermüller am Kapellenbach des benachbarten Johnsdorf. Seitdem bildete ich, der kurz zuvor als Pflegesohn seiner Schwiegertochter ins Haus gekommen, „Großvaters“ Hauptgesellschaft. Nicht immer ungenötigt, aber mit zunehmendem Alter und Verstand lieber und lieber half ich ihm seine unerwünschte Muße kürzen, wenn des Alters Gebresten ihn plagten, im stillen Auszugstübchen jenseits des Hausflurs, in gesunden Tagen und bei schönem Wetter draußen auf der Bank vor dem Tore oder auch, zumal in der heißen Jahreszeit, im schattigen Obstgarten hinterm Gehöft, wo an aussichtsreichster Stelle gleichfalls ein Bänklein zum Ausruhen einlud. Angesichts der am östlichen Horizonte aufragenden Ratsturmspize von Neisse und der steilen gotischen Dächer seiner Stadtpfarrkirche mit dem kecken Reiter mittendrauf erzählte mir der Säkulargreis manche Geschichte aus vergangenen Tagen, launige Stückerlein und ernste Begebenheiten. Keine erschien mir interessanter und ist mir fester im Gedächtnis haften geblieben, denn seine Erinnerungen aus der Franzosenzeit. Als Gedenkblatt zur Jahrhundertfeier dürfte sie am besten

in der Festzeitschrift der gleichzeitig jubelnden Neisser Philomathie aufgehoben sein. Vielleicht, daß Eingesessene sich dadurch zu dankenswerten Ergänzungen aus dem Schoße eigener Familienerinnerungen angeregt fühlen.

Dort, wo die blauen Höhen des Gesenkes herüberwinkten, in das fruchtbare Vorland des Grenzgebirges „überm Wosser“ lenkte „Großvater“ seine Gedanken und seines aufmerksamen Zuhörers Blicke. Dort, im schmucken Kirchdorfe Wiesau an der Lusche, wo seine Eltern einen der schönsten Bauernhöfe besaßen, war er „nich weit vum Kaiserliche“ geboren und aufgewachsen. Ein prächtiger Bestand alter Eichen am genannten Bache erhöhte den Wert des Gutes, auf dem ich selbst noch zweimal zusammen mit „Großvater“ zur Kirmes Gastfreundschaft genossen. Als sein Neffe, der damalige Inhaber, nach dem schnellen Tode mehrerer erwachsener Kinder sich vor mehr denn einem Jahrzehnt zur Ruhe setzte und als Rentner nach Neisse zog, ging das Gut aus dem Familienbesitz in fremde Hände über. Stille Wehmut beschlich wohl den Greis, wenn er, anfangs stockend, dann mit zunehmender Wärme von seiner Kindheit fernen Tagen und den Leiden schwerer Kriegsnot zu erzählen anhub:

Während der Belagerung von Neisse wars, im Frühling des Unglücksjahres 1807. Vom Schloß zu Bielau aus, dem französischen Hauptquartier, leitete General Vandamme, berüchtigt wegen seiner Brutalität und Raubsucht, die Einschließungsarbeiten und Sturmangriffe. Rückwärts von den Cernierungslinien waren Dörfer und Höfe am rechten Neisseufer weithin von seinen Truppen besetzt, in südwestlicher Richtung bis an die österreichische Grenze bei Weidenau. Die Hilfsbataillone der süddeutschen Verbündeten Napoleons lagerten hier in den Ortschaften Grunau, Baucke, Kalkau, Tannenberg und Wiesau. In letzterem, dem Heimatsdorfe des Erzählers, hatte eine württembergische Abteilung Quartier genommen; ob jene Stammtruppe des Grenadierregiments König Karl (5. Württemberg.) Nr. 123 zu Ulm, die als I. württembergisches Fußjägerbataillon König im Verlaufe der Belagerung von

Oberneuland aus eine hervorragende Waffentat, die Bestürmung des sogen. Fürstengartens an der Stelle des heutigen Gartenetablissemments „Erholung“ unternahm, ist nicht ersichtlich und wenig wahrscheinlich. Jedenfalls müßte sie dann unmittelbar nach der Sturmnacht (vom 30. April auf den 1. Mai) ihren Standort rückwärts nach Wiesau verlegt haben, denn das hier geschehene, im folgenden mitgeteilte Vorkommnis setzte nach den Wiesauer Kirchenbüchern erst am 5. Mai ein. Es ist aber kaum anzunehmen, daß das Bataillon wegen seines von der Festung abgeschlagenen Sturmangriffes weiter vom Hauptquartier und aus dem Bereich der Feuerschlünde entfernt worden sei. Suchte es etwa dort in weniger gefährlichen Zügellosigkeiten gegenüber friedlichen Landleuten Ersatz für die Vereitelung ihres kühnen Handstreiches? Oder gehörten die Wiesauer Vandalen, was wahrscheinlicher ist, einem andern württembergischen Regimente an? Jedenfalls hausten die Feinde schlimm in den von ihnen besetzten Ortschaften des Neisser Oberkreises und verübten allerhand Greuel und Gewalttat. Die ganze Umgegend wurde von ihnen geplündert und gebrandschaft, das Vieh aus den Ställen herausgeholt, abgeschlachtet und übereinandergestapelt, oft in größeren Mengen, als für den Unterhalt der Mannschaften nötig war. In Wiesau selbst füllten sie den leeren Bansen einer Scheuer in der Nachbarschaft von „Großvaters“ Eltern bis an die Tennewand mit geschlachteten Rindern und ließen das gar nicht gebrauchte Fleisch schlecht werden und zum Teil verwesen. Mit ungeschützten brennenden Tabakpfeifen stiegen sie in Stall und Speicher, zwischen Strohdächern und anderem Zunder umher und duldeten keinerlei Zurechtweisung. Als aber einer der Gemeindeschöffen, ein „Gerichtsmoan“, als Vertreter des Schulzen einem Soldaten solch' gefährlich Gebahren untersagen wollte, kam es zu einem Wortwechsel, in dessen Verlauf der Württemberger jenen mit seinem Seitengewehr erstach.

Nach Mitteilung des dortigen Herrn Pfarrers Spottke auf Grund der oben erwähnten Aufzeichnung hatte der

Soldat zusammen mit zwei andern mehrere Gehöfte geplündert, darunter auch den Pfarrhof, und den Pfarrer mißhandelt. Der Bauer Kaspar Breth, ein achtundvierzigjähriger Mann, ging ihnen nach, wahrscheinlich, um sie bei ihren Vorgesetzten anzuzeigen. Um dieses zu verhindern, erschöß ihn einer von den Plünderern in der Nähe des Dorfes.

Die Bluttat brachte das Maß der Erregung zum Überlaufen. Anzeige und Beschwerden erfolgten, man nahm höheren Orts Stellung dazu, und vom Hauptquartier bei Neisse ward ein Kriegsgericht nach Wiesau abgeordnet. Draußen vor dem Niederdorfe gleich links an der Straße nach Tannenberg wurde auf einer von der Lusche bespülten Wiese nach eingehender Untersuchung zu Gericht gesessen. Auf Tod lautete das Urteil, und sofort sollte es vollstreckt werden. Während der Geistliche den Delinquenten zum letzten Gange vorbereitete, wurde schon ein Stück weiter drüben auf der Wiese das Grab ausgeschaufelt, und ein Detachement Soldaten machte sich fertig zur Exekution. Mit verbundenen Augen wurde der Verurteilte an die offene Grube gestellt, ein kurzes Kommando erscholl, und das Verbrechen war gesühnt. Des Dorfes Jugend und unter ihr mein Gewährsmann stand neugierig daneben und war Zeuge des blutigen Aktes. Das Opfer soldatischen Übermutes und Jähzorns aber, der getötete Gerichtsmann, wurde am gleichen oder nächsten Tage mit besonderen Ehrenbezeugungen unter Beteiligung der ganzen Gemeinde und dazu kommandierter Feinde auf dem Wiesauer Friedhof zur stillen Ruhe gebettet.

Diese gerechte und sachgemäße Sühnung einer gegen friedliche Bürger verübten Ausschreitung war nur zu geeignet, das geschwächte Ansehn der französischen Manneszucht wiederherzustellen; die Achtung von der grande nation und ihrer militärischen Tüchtigkeit machte sich von neuem geltend auch in diesen weltfernen Ortschaften des Vorlandes der Sudeten. Überhaupt galten die Franzosen selbst allgemein als die feinen Leute, und nicht das französische Volk wurde als Urheber von Deutschlands Un-

glück angesehen, sondern einzig der korsische Emporkömmling auf Frankreichs Kaiserthron. Gegen ihn kehrte sich aller Haß, und mit unversöhnlichem Abscheu sprach „Großvater“ von dem verwünschten „fremda Kerle“, den er bald darauf von Angesicht gesehen haben wollte. Da Napoleon selbst niemals in Neisse gewesen ist, liegt hier offenbar eine Verwechselung mit Jerome Bonaparte, seinem jüngsten Bruder, vor, der unter Vandammes Leitung mit der Eroberung der schlesischen Festungen betraut war und nach der Kapitulation in die Stadt einzog. „Ei der Bergapotheke“ d. h. in dem fiskalischen Hause auf der Königstraße, wo sich die nach ihrer damaligen Lage so benannte Garnisonapotheke befand, hatte er Quartier genommen und lehnte gerade mit dem Oberkörper zu einem Fenster hinaus, da ging unser Wiesauer Bauernjunge an der Hand seines Vaters auf der Straße vorüber, um etwas von dem angeblichen Franzosenkaiser zu sehen. — Ein würdiges Seitenstück aus bäuerlichem Kreise zu jener Szene in Fontanes großem Romane „Von dem Sturm“, wo der märkische Landedelmann Berndt von Wigewitz seine beiden Kinder Lewin und Renate mit nach Frankfurt nimmt, um ihnen dort den gerade anwesenden Kaiser als den Abgrund alles Bösen, als den leibhaftigen Antichrist zu zeigen! — Seinen damaligen Eindruck oder richtiger sein darauf übertragenes, aus Hörensagen und Lektüre geschöpftes Wissen über ihn faßte der Greis in den Ausspruch zusammen: „Is woar a klee Mannla, der uschte Napoleum; de Leute soata olle, es wär der Entachrist“, Worte, aus denen die ganze Nichtachtung spricht, wie sie naive Naturen vor ihnen zuwiderer Größe kaltblütig bewahren. Für das Genie des Mannes hatte er selbst nach drei Vierteljahrhundert nichts übrig, sondern sprach noch immer voll erbarmungsloser Freude über die Kränkungen, die dem nach St. Helena Verbannten von dem englischen Gouverneur und seinen Leuten bereitet wurden. Ja selbst noch die Nachricht vom tragischen Tode seines jugendlichen Großneffen, des Prinzen Louis Napoleon, im Zulukriege 1879 begrüßte er unter dem Einfluß seiner Jugend-

erinnerungen mit schadenfroher Genugtuung. Sein Haß erklärt sich daraus, daß er noch am eigenen Leibe die Drangsale des Krieges, die Gewalttätigkeit der französischen Truppen zu kosten bekam.

Nach dem Abzuge der französischen Garnison aus Neisse im Herbst des Jahres 1808 muß naturgemäß wohl sein im Folgenden geschildertes Abenteuer stattgefunden haben; denn nur damals wird in der Neisser Gegend ein so gewaltiger Wagenpark, wie er für den französischen Troß und mitgenommenen Proviant erforderlich war, vom Feinde requiriert worden sein. Indessen passen die übrigen Einzelheiten von „Großvaters“ Erzählung mehr zum Rückzug anderer Festungsgarnisonen im Frühjahr 1813, weshalb wir bei der wenn auch mit Unrecht vielleicht auf diesen Zeitpunkt datierten Darstellung bleiben wollen, zumal es hier weniger auf historische Genauigkeit als auf anschauliche Wiedergabe jenes Veteranenerlebnisses ankommt.

Als nach Napoleons unglücklichem Feldzuge in Rußland für unser geknechtetes Vaterland der Freiheitsmorgen heraufdämmerte und König Friedrich Wilhelm ein Bündnis mit Zar Alexander schloß und Frankreich den Krieg erklärte, mußten die seit 1807 in den Weichsel- und Oderfestungen liegenden französischen Besatzungen schleunigst ihre Plätze räumen. Aus allen Dörfern des Kreises wurden die Gespanne nach der Festung befohlen, um dort Ladung, meist Mehl aus den großen Neisser Mühlen, zu nehmen. Auch das Heckelsche Gut in Wiesau hatte zwei Pferde mit Kutscher auf Vorgespann zu stellen. Da der einzige Knecht bei der bevorstehenden Saatzeit daheim unentbehrlich war, wurde der sechzehnjährige Anton damit betraut und nach Neisse geschickt. Nicht ungern trat der unerschrockene Jüngling die Fahrt an; waren doch der Leidensgefährten aus seinem und den umliegenden Dörfern noch mehr und manch' guter Bekannter dabei. Auch sollte der Train nur bis Brieg gehen; in spätestens einer Woche konnte man also wieder zu Hause sein und ein Stück Welt und Leben gesehen haben. Doch es kam anders. In Brieg war von Entlassung der Gespanne keine Rede. Weiter bis Breslau,

hieß es, müßten sie unbedingt mitkommen. Aber auch hier dachte man nicht daran, alle heimkehren zu lassen. Nein, andere Ladung wurde Anton zugeteilt, und immer weiter ging die Wagenkolonne, sorgsam von berittenen Posten zusammengehalten. Bis Breslau mochte die Neugier nach der Provinzialhauptstadt und die sichere Zuversicht, hier endlich entlassen zu werden, die weltfremden Dörfler getröstet haben; auch ließ die Verpflegung nichts zu wünschen übrig. Aber nun regte sich bei der mit Drohungen und Püffen erzwungenen Weiterfahrt in ungewisse Ferne Bangen und Heimweh in ihnen. Wie sollte die Feldbestellung zu Hause mit einem einzigen Gespann überwältigt werden! Zudem waren Tiere und Riemenzeug schon entseßlich heruntergekommen und abgenüßt. Kein Wunder, daß die widerwilligen Kutscher bei erster bester Gelegenheit an irgend einem Rastorte auszukneifen suchten. Nur einigen gelang es, die übrigen wurden desto strenger bewacht und beim leisesten Fluchtversuche windelweich geprügelt, darunter auch unser Anton. Scheinbar in ihr Schicksal ergeben, aber ohne die Hoffnung aufzugeben, lenkten die Beklagenswerten weiter ihr Fuhrwerk vorwärts auf der großen Heeresstraße durch Niederschlesien, über Liegnitz, Haynau und Bunzlau nach Görlitz zu und von dort hinüber ins franzosenfreundliche Sachsen, das Napoleon zur befestigten Basis seiner Kriegsunternehmungen auszugestalten suchte. Nach dem Siege über die Russen und Preußen bei Groß-Görschen hatte der Kaiser seine Truppen mit den sächsischen vereint und drang bis zur Spree vor, wo er unter großem Verluste den Übergang auf das rechte Ufer bei Baugen gewann und die Verbündeten zwang, ihre Stellung bei Wurschen zu räumen. Hier bekamen unsere Wiesauer Pulverdampf zu riechen. Längst hatte Anton für ein infolge der Überanstrengung gefallenes Pferd ein frisches erhalten; auf dem Schlachtfelde von Baugen vertauschte er die schon wieder abgetriebenen Gäule gegen zwei bessere, herrenlos gewordene. Und nun wurde, eine ziemliche Strecke hinter Baugen, abermals ein Fluchtversuch verabredet. In einer recht finsternen Nacht, als gerade die

Bewachung lässiger gehandhabt wurde, führte man die Pferde mit umwickelten Hufen aus dem Lager, stieg auf und sprengte Hals über Kopf auf der Straße nach Schlesien zu. Aber die Flucht wurde gemerkt. Keine Viertelstunde verging, und die Flüchtlinge hörten hinter sich das Pferdegetrappel der nachsetzenden Franzosen. Während die übrigen immer geradeaus ritten und bald eingeholt wurden, sprengte Anton über den Straßengraben querfeldein und kam so im Dunkel auf dem weichen Acker den Verfolgern aus Ohr und Augen. Die ganze Nacht hindurch ritt er weiter und pochte früh an entlegenem Gehöft, dessen mildherziger Besitzer ihm auf sein inständiges Bitten Aufnahme und Verpflegung gewährte. Seine Pferde wurden unter die des Bauern gestellt und er selbst nach reichlicher Speisung tief ins Heu versteckt, wo er in festen Schlaf sank. Und wirklich kamen die Häscher auf den Hof und forschten nach dem Ausreißer. Als sie keine befriedigende Auskunft erhielten, stachen sie sogar mit ihren Lanzen im Heu herum, ohne ihn indessen zu treffen. Am Abend schied Anton dankerfüllt und hinreichend mit Proviant für sich und die Tiere auf einen Tag versehen, von dem menschenfreundlichen Bauern. Und nun unternahm er einen Gewalttritt, so lange die Pferde es aushielten, nur von kurzen Ruhepausen auf versteckten Waldwiesen unterbrochen, bis er sicher annehmen konnte, nimmer eingeholt zu werden. Hier und zur Nachtzeit in den Korn- und Kleefeldern ließ er die Pferde weiden, während er für sich selbst an einsam gelegenen Häusern etwas Essen erbettelte. Erst näher der Heimat gekommen, fand er überall auf die Erzählung seines Mißgeschickes hin bereitwilligst Aufnahme und Pflege für sich und seine Tiere. So gelangte er allmählich kurz vor der Ernte nach länger als dreimonatiger Abwesenheit wieder nach Wiesau. Als er in den väterlichen Hof einritt, trauten die Eltern ihren Augen kaum, und die übergläckliche Mutter, die gerade in der Haustür stand, schlug die Hände überm Kopfe zusammen und rief staunend ein über das andere Mal aus: „Nee, Junge, do kimmst du goar wieder? Bist

dus's denn wirklich, Anton? Bier gleehta, du wärscht schunt lange tud!“ Der Vater aber empfand neben der stolzen Genugtuung über den Wagemut seines unter den Gefahren gereisten Sohnes auch Freude über das mitgebrachte stattliche Rossepaar und drückte sein ganzes Glück in den Worten aus: „Weil de ock wieder derheeme bist!“

Neben dem Haß gegen den Unterdrücker deutscher Freiheit war ein gesunder Optimismus in allen Lebenslagen dem „alten Heckel“ aus jenen Drangsalen des Krieges verblieben. Gegenüber der Armut des von den Franzosen ausgesaugten Landes und der allgemeinen Geldknappheit infolge der Zahlung von 1129 Millionen Franks Kriegsentschädigung und Verpflegungskosten für die Besatzungstruppen dünkten ihm die späteren Friedensjahre Zeiten des Segens und Überflusses, und oftmals hörte ich ihn die Unzufriedenheit seines Sohnes bei Mißwachs und schlechten Getreide- und Viehpreisen mit den Worten abtun: „Woas willst de denn blußig? Lutt ock a Feind eis Land kumma, hernochern ward't ihr schunt klug war'n“.





# Sitzungs-Berichte.

1910—1911.

Sitzung am **26. Oktober 1910** im Liebig'schen Saale. Der Sekretär, Professor Christoph, eröffnete das neue Vereinsjahr mit einer Begrüßungsansprache, in welcher er einen Überblick über die Geschichte der Philomathie gab und ihre wichtigsten Satzungen erläuterte. Wie alljährlich, waren auch im letzten Halbjahre zahlreiche Mitglieder infolge von Versetzung ausgeschieden, doch füllten sich die Lücken schnell wieder aus. Die Liste wies einen Anfangsbestand von 136 Mitgliedern auf, 123 einheimischen und 13 auswärtigen. Das Erscheinen des 35. Berichts wurde für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Herr Direktor Gallien trug den Kassenbericht vor und erhielt Entlastung. Das Vereinsvermögen betrug 3380,71 Mark, gegenüber 2706,67 Mk. im Vorjahre. Den wissenschaftlichen Vortrag des Abends hielt Herr Regierungsbaumeister Leichtweiß „Über Reinigung städt. Abwässer“. Der Vortragende ging davon aus, daß sich in jeder Stadt durch Anlage einer Wasserleitung der Wasserverbrauch sehr steigert. Das verbrauchte Wasser wird dann durch die Kanalisation dem Vorfluter zugeführt. Gründe hygienischer und ästhetischer Natur verbieten aber oft die direkte Einleitung der Abwässer in den Rezipienten. Es wird erforderlich, das Wasser vor der Einleitung einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Die Reinigung hat den Zweck, dem Abwasser alle Stoffe, die nachfaulen können, zu entziehen, so daß es unbedenklich den im Vorfluter tätigen Lebewesen zur weiteren Verarbeitung überlassen werden kann.

Um diese Reinheit zu erzielen, wendet man verschiedene Verfahren an.

Man unterscheidet:

1. das rein mechanische Verfahren,
2. das chemische Verfahren,
3. das biologische Verfahren,
4. das kombinierte Verfahren (1—3),
5. das Rieselfeldverfahren.

Bei dem mechanischen Verfahren werden die Sinkstoffe durch ruhiges Stehenlassen oder langsames Fortbewegen in einem Becken oder Brunnen zum Absetzen gebracht.

An der Hand von Skizzen eines Klärbeckens und Klärbrunnens ging der Vortragende näher auf die Wirkungsweise ein.

Die chemische Reinigung beruht darauf, daß man dem Abwasser ein Füllungsmittel in Form von Kalk oder bei dem Degner-Rothe'schen Kohlebreiverfahren feingemahlene Braunkohle mit Eisenoxydsalzen zusetzt; von dem Kalkzusatz kommt man immer mehr ab; dagegen hat sich das Kohlebreiverfahren noch gehalten. Die Wirkung beruht darauf, daß die Salze mit den Humusstoffen der Braunkohle großflockige Niederschläge bilden und die feinsten Schwebestoffe mitreißen. Sehr häufige Verwendung findet z. Zt. das biologische Verfahren. Man unterscheidet hierbei das Füllverfahren, wenn die biologischen Körper unterbrochen mit Abwasser gefüllt und wieder entleert werden, und das Tropfverfahren, wenn das Wasser in kleine Teile aufgelöst ununterbrochen durch den Körper tropft. Die Wirkung ist nun folgende: Während der Füllung beim Füllverfahren setzen sich die Schwebestoffe auf den Brocken ab, während der Ruhepausen werden die abgesetzten organischen Stoffe unter Einwirkung des Luftsauerstoffes und der Tätigkeit von Bakterien chemisch umgewandelt und mineralisiert und bei der nächsten Füllung mit ausgeschwemmt.

Beim Tropfverfahren geschehen diese Vorgänge ununterbrochen nebeneinander.

Die biologischen Körper bestehen meist aus Schlacke oder Ziegelbrocken.

An der Hand von Skizzen für den Füllkörper und Tropfkörper ging der Vortragende näher auf die Bauweise der Anlage ein.

Das biologische Verfahren erzeugt wohl einen hohen Grad von Reinheit, doch ist es hiermit noch nicht gelungen, alle schädlichen Stoffe (Gifte, Krankheitskeime usw.) zurückzuhalten. Es ist deshalb sehr häufig nötig, das Wasser nach dem Durchgang durch den biologischen Körper nochmals nachzubehandeln. Dies geschieht öfters durch Absigbecken und nachgeschaltete Sandfilter.

Das beste Verfahren zur Abwasserreinigung ist das Rieselfeldverfahren, bei dem außer der Bodenfiltration noch die landwirtschaftliche Ausnutzung der im Abwasser enthaltenen Dungstoffe möglich ist.

Zur Berieselung eignet sich am besten ein aus Sand, Lehm und Mergel gemischter Boden, wobei der Sand vorherrschend ist.

Zur Durchlüftung des Bodens ist der Untergrund zu drainieren. Das durchsickernde Wasser wird von der Drainage aufgenommen und nach dem Vorfluter geleitet. Bevor das Wasser auf die Rieselfelder aufgeleitet wird, muß es durch vorgeschaltete Klärbecken die Grobstoffe entzogen bekommen.

Die Feldflächen werden als Wiesen, Beete und Einstaubbecken hergerichtet.

Der Vortragende ließ sich dann noch kurz über die Verwertung des bei der Reinigung entstehenden Schlammes und über die Desinfektion des Abwassers durch Chlorkalk aus.

Nach dem Abendbrote fanden die Vorstandswahlen statt. Die nach den Satzungen ausscheidenden Herren Professor Christoph, Medizinalrat Dr. Cimbäl, Realgymnasialdirektor Gallien, Stadtsyndikus Hellmann, Oberstabsarzt Dr. Marx wurden einstimmig wiedergewählt. Medizinalrat Dr. Cimbäl übernahm wiederum das Amt des Liedermeisters, Syndikus Hellmann die Besorgung der Tafel, Direktor Gallien die Führung der Kassengeschäfte.

Sitzung am **23. November.** Den Hauptvortrag hielt Herr Superintendent Richter über das Thema: „Aus dem hl. Lande.“ Der Vortragende knüpfte an die von ihm im Frühjahr 1910 anlässlich der Einweihung der Ölbergkirche unternommene Reise nach Palästina an und führte die Zuhörer im Geiste mit sich von Neapel aus auf dem stattlichen Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Prinz Heinrich“ nach Ägypten und Palästina. Es war um die Osterzeit, als das Schiff die Anker lichtete, die Sonne sandte warme Strahlen hernieder, hinaus ging es auf das mittelländische Meer, an dessen Küsten die ganze Geschichte der alten Welt sich einst abgespielt hat — eine herrliche Erinnerung für alle, die in dieser Geschichte lebten. Am Ostersonntag predigte Ober-Konsistorialrat Lahusen aus Berlin vor der ganzen Schiffsgesellschaft, und seine Predigt hinterließ einen tiefen Eindruck. Nach 5 tägigem Aufenthalt in Cairo wurde die Reise fortgesetzt nach Jerusalem, dem eigentlichen Ziel. Der Vortragende wies nur auf 3 Stätten hin: den Tempelplatz mit dem Felsendom und seinen Erinnerungen bis zurück zur Zeit Abrahams und mit der Klagenmauer der Juden, die via dolorosa und die Grabeskirche, und knüpfte einige kritische Bemerkungen bei der Beschreibung an. Im weiteren Laufe des Vortrags beschäftigte er sich mit einigen Ausgrabungen im heiligen Lande und erwähnte die Ergebnisse dieser Ausgrabungen für die Kenntnis des Landes und seiner ehemaligen Bewohner. Die Erforschung des heiligen Landes hat erst sehr spät begonnen. Der englische Palästinaverein hat zuerst den Spaten auf dem geheiligten Boden eingesetzt. Die Ausgrabungen fingen in Jerusalem an. Flinders Petrie wählte als Grabungsstätte den Tell el hesi (das einstige Lachis) südwestlich von Jerusalem und fand daselbst die Reste von 8 übereinander angelegten Städten. Weitere Ausgrabungen fanden noch bei den Tells es-safije und Zakarja und ed-dschudejide und sandahanne im Südwesten von Jerusalem statt. Unweit von Jerusalem an der alten Straße nach Joppe, da, wo das Gebirge sich gegen die Küstenebene absenkt, liegt der Ruinenhügel von Geser. Als einer

der für uns bedeutsamsten Funde daselbst darf die Aufdeckung eines vollständigen Masseben-Heiligtums angesehen werden, wie es bisher seinesgleichen sucht. Die Masseben dienten als Sinnbild, vielfach wohl als Sitz der Gottheit und gehörten bei den Canaanäern, den vor den Israeliten im heiligen Lande ansässigen Volksstämmen, wie es scheint, notwendig zu einer vollständigen Anbetungsstätte. Sie sind dann von ihnen zu Israel herübergekommen und werden deshalb im A. T. oft genannt. Von fast noch größerer Bedeutung sind die von Sellin bei Taanach, wenige Kilometer von Megiddo entfernt, am Südrande der berühmten Ebene Jesreel vorgenommenen Ausgrabungen. Der wichtigste Fund in den Ruinen des alten Taanach (Tell Ta'annek) war das in einer Tonkiste geborgene Archiv des Stadtkönigs Ishtarwaschur. Es besteht in Tontafeln, die in Keilschrift und babylonischer Sprache geschrieben sind, und enthält die Korrespondenz des Königs mit benachbarten kleinen Fürsten. Babylonischer Geist und babylonische Kultur beherrscht nicht bloß den Weltverkehr und den Welthandel, sondern auch einen wesentlichen Teil des Alltagslebens. Der deutsche Verein zur Erforschung Palästinas hat in Megiddo Ausgrabungen veranstaltet. Als schönstes Fundstück daselbst ist das prachtvolle Löwensiegel des Schema, „Knechtes“ des Jerobeam, zu nennen. Es ist wohl das Staatssiegel, das der Minister des Königs Jerobeam II. im Namen seines Herrn führte. Die bisherigen Ausgrabungen lassen uns die Verhältnisse erkennen, wie sie Israel in Canaan etwa um die mosaische Zeit vorfand. Die Canaanäer jener Zeit sind in der Hauptsache nicht mehr Nomaden, sondern zum sesshaften Leben übergegangen. Sie sind Ackerbauer, sesshafte Viehzüchter, Garten- und Weinbauern, Handwerker und Händler. Eine Zentralgewalt im Lande kennen sie nicht, sondern nur eine große Zahl einzelner Fürsten und Gaukönige. Sie wohnen teils in offenen Dörfern, teils in festen, wohlummauerten Städten, die sie mit Vorliebe auf Hügeln errichten und meisterhaft zu befestigen und zu verteidigen wissen. Sie sind im Besiße von mancherlei Fertigkeiten

und Künsten, die sie meist nach ausländischen Mustern, zum Teil in selbständiger, aber wenig vollkommener Weiterbildung üben. Sie verwenden für ihre Geräte neben dem Ton und für ihre Waffen Stein und Bronze und beginnen, sich für Kriegszwecke auch schon des Eisens zu bedienen. Für Urkunden, Verträge, Rechtsgeschäfte und wichtigere Mitteilungen gebrauchen sie die babylonische Schrift und Sprache, während die Volkssprache die canaanäische ist. In ihrem Gottesdienste verehren sie Baal und Astarte. Zu ihren Kultussitten gehörte auch das Kinderopfer. Die Leichenverbrennung scheint bei den Ureinwohnern Palästinas stattgefunden zu haben, doch trat später an ihre Stelle die Bestattung. Durch jede neue Grabung im Orient gewinnen wir eine immer lebensvollere Auffassung und ein immer tieferes Verständnis von dem äußeren kulturellen und religiösen Entwicklungsgange der westasiatischen Völker und speziell Israels und damit indirekt auch einen immer tieferen Einblick in die geheimnisvollen und vielverschlungenen Pfade, die Gott mit der Menschheit gegangen ist hin auf das Ziel, sie seines Heils teilhaftig zu machen.

Hatte der Redner besonders den Ausgrabungen im heil. Lande seine Aufmerksamkeit zugewandt, so suchte Prof. Christoph eine andere Art der Betätigung deutschen Fleißes und deutscher Intelligenz im Auslande zu beleuchten, nämlich die Kartographie. Nachdem durch den englischen Palästinaverein das Westjordanland in den 70er Jahren aufgenommen worden ist, hat der deutsche Verein zur Erforschung Palästinas 1884—1902 durch den Ingenieur Schumacher das Ostjordanland vom Hermon bis zum Jabbok unter großen Schwierigkeiten vermessen lassen. Im Jahre 1908 sind die zwei ersten von den zwölf Blättern der Karte erschienen, und diese hatte sich der Redner für den Abend eigens aus Leipzig kommen lassen. Sie sind wie die englische Karte im Maßstabe von 1:63360 gehalten. Redner besprach dann an der Hand der Karte die wichtigsten Abschnitte des aufgenommenen Geländes und betonte die durch die Aufnahme

gewonnene Bereicherung unserer Kenntnis dieses lange vernachlässigten Landesteils. Schließlich sprach er über den Verlauf des altrömischen Limes im Ostjordanlande und über den Bau, den Verlauf und die Bedeutung der neuen Hedschasbahn, die Damaskus mit Mekka verbinden soll. -- Während des Abendbrotes setzte der Sekretär ein dem Neisser Kunst- und Altertumsverein gehörendes Gipsmodell von Jerusalem in Umlauf.

**Sitzung am 14. Dezember.** Der Sekretär widmete dem am 30. November verstorbenen früheren Fabrikbesitzer Rentner Hans Apfeld, der 28 Jahre der Gesellschaft angehört hatte, einen ehrenden Nachruf (siehe Nekrologe.) Herr Professor Dr. Klemenz hielt einen einstündigen Vortrag über „Die Herkunft und die Bedeutung unserer Personen- und Familiennamen mit besonderer Berücksichtigung der Namen der Mitglieder der Philomathie und anderer Neisser Namen.“ Ausgehend von der Tatsache, daß unser Familienname im bürgerlichen Leben eine wichtige Rolle spielt und seine Form und Schreibung, wenn auch oft wunderlich und sprachwidrig, streng gewahrt wird, daß aber andererseits die Bedeutung und der Sinn der Namen in so vielen Fällen unbekannt ja oft rätselhaft ist, zeigte der Vortragende zunächst, aus welchen Gründen nicht nur die Bedeutung, die ursprünglich jedem Personen- und Familiennamen eigen war, sondern auch die Tatsache dieser vorhandenen Bedeutung im Laufe der Zeit so sehr geschwunden ist, daß wir bei Nennung des Namens gar nicht mehr an seinen Inhalt denken. Als solche Gründe wurden dargelegt das hohe Alter dieser fast zur Hälfte aus fremden Sprachen entlehnten Namen, ferner der Umstand, daß die deutschen Namen mit der Entwicklung der übrigen Sprache nicht gleichen Schritt gehalten haben, sondern als nur bestimmten Zwecken dienend in ihrer ältesten, oft über tausend Jahre alten Form gleichsam erstarrt sind, insbesondere aber jene vielen durch Kürzung, Anfügung von Suffixen, Abfall von Endungen, Ausfall von Konso-

nanten im Innern des Wortes und durch den Einfluß der sogenannten Volksetymologie bewirkten Veränderungen, welche die ursprüngliche Form derart oft bis zu förmlicher Entstellung umgestalteten, daß sie zu scheinbar willkürlichen Wortgebilden geworden sind. So haben diese ursprünglich gleichberechtigten Glieder der Sprache allmählich in ihr eine Art Sonderstellung erlangt. Redner ging darauf auf das Wesen der ältesten deutschen P.-N. ein, die aus 2 Stämmen zusammengesetzt waren, deren Bedeutung meist auf die Worte und Begriffe: Kampf, Sieg, Ruhm, Ehre, Friede, Reichtum, Volk, Herr und dem entsprechende Adjektiva, ferner auf Bezeichnung der Waffen, einzelner Tiere, seltener auf staatliche und soziale Verhältnisse und äußere Eigenschaften sich bezogen, so daß sie dadurch den griechischen zusammengesetzten Eigennamen viel ähnlicher sind als den kürzeren lateinischen. Hierauf wurde an einer Anzahl Belege gezeigt, wie durch Kürzung und Abfall des zweiten Stammes und dafür häufig eintretende Anfügung gewisser Suffixe (insbesondere ilo = nhd. el, iko = ek, eke, ke, izo = z, t) die sogenannten hypokoristischen Namen, auch Kose- und Schmeichelnamen genannt, entstanden, die eine überaus zahlreiche Vermehrung der ursprünglichen Rufnamen zuließen; so z. B. hat das Stammwort diet (Volk) mit seinen Zusammensetzungen und deren Umgestaltungen über 150 teilweise weit verbreitete P.-N. und F.-N. ergeben. Zu diesen Namen kamen dann mit der Einführung des Christentums, also seit dem 8. und 9. Jahrh., die zahlreichen aus dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen entlehnten sogenannten Taufnamen, die jene deutschen vielfach verdrängten, obwohl deren Zahl bis zum 12. Jahrh. noch überwiegt. Diese Tatsache wurde durch einige interessante Beispiele erläutert (Namen der deutschen Kaiser von Karl d. Gr. bis Wenzel, 117, die 7 Söhne Albrechts des Bären mit durchweg deutschen Namen). Andererseits wurden gewisse fremdsprachliche Taufnamen sehr beliebt, besonders Georg, Nikolaus (auch in Schlesien: Nickel, Klaus, Klose), Johannes (John, Jahn, Hanisch usw.);

insbesondere werden später in vornehmeren Kreisen auch historische und gelehrte Namen (Alexander, Hannibal, Cäsar, Erasmus, Skaliger) üblich, während das Volk an den ererbten schlichteren, meist deutschen Namen haftete (Hinz, Kunz, Michel, Peter, Hans), die geradezu typisch für bestimmte Eigenschaften des einfachen Mannes wurden.

Längst aber hatte mit der wachsenden Bevölkerung die Benennung der Personen durch diese häufig sich wiederholenden Taufnamen nicht mehr genügt; das Bedürfnis nach genauerer und unterscheidender Bezeichnung führte zur Entstehung der sogenannten Familiennamen. Wir begegnen ihnen zuerst in Süddeutschland und am Rhein schon vor dem Jahre 1000 in Form der sogenannten Geschlechtsnamen in den Kreisen der Ritter und Adligen, ihnen folgt im 12. Jahrh. der vornehmere Bürger, im 13. und 14. Jahrh. erst der Bauer und Handwerker, während Leibeigene oft im 15. und 16. Jahrh. noch keine F.-N. aufweisen, die sich auch bei einzelnen Stämmen, sowie den Juden, spät einbürgern, am spätesten bei den Friesen (Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh.)

Die Entstehung und damit auch die Deutung dieser F.-N. läßt sich ungezwungen und übersichtlich in bestimmte (etwa 5—6) Gruppen einteilen, deren erste und umfangreichste die der auf P.-N. zurückgehenden F.-N. bildet, von denen aber eben sehr viele aus den oben geschilderten Gründen als P.-N. nicht mehr kenntlich oder üblich sind. Der Vortragende ging hierbei wie bei den folgenden Gruppen auf die Namen der gegenwärtigen Mitglieder der Philomathie genauer ein und führte als hierher gehörige Beispiele an die Namen: Christoph, Ernst, Dittrich, Gabriel, Gebhardt, Klemenz, Lorenz, Petersen, Stephan, Viecez (Vincens), Walter, ebenso die schon mehr umgeänderten ursprünglichen P.-N.: Arimond (von arin Aar, mund Schuß), Berndt (Bernhard), Brosig (Ambrosius), Eberß (Eberhards, mit dem genetivischen s, das eine große Rolle in der Namenkunde spielt), Hinze (Heinz), Jäkel (von Jakob), Janßen (Johansen), Leipert (Liutbert, volksberühmt), Marx (Markus), Mebus (nach-

weislich aus Bartholomäus entstanden), Mertz (wohl = Martins), Neuber (von Neubert = Niwibert: neuleuchtend), Ruffert (Hrodbert, kommt wie Robert, von hrôd: Schall: Ruhm und bert oder breht: glänzend), Schade (ahd. P.-N. Shado), Seibt (Sibot, Kürzung aus Sigibert) Siegert (Sieghart), Vollert (Volkhart), Vollbracht (Volkbrecht, im Volke glänzend). Auch die vielen auf „mann“ endigenden F.-N. waren ursprünglich meist P.-N., so u. a.: Hellmann (hiltmann = Kämpfer) Reimann (raginmann, etwa = Ratmann) Tilmann (von dietelmann = Volksmann) Trautmann. Auch Tülff geht auf das Stammwort diet (Volk) zurück und zwar nach Heinze (die altdeutschen Personennamen) auf Teutlof (vergl. die niederdeutschen Formen: Dietleib, Detlef.) Auch in folgenden Namen steckt z. T. zweifellos, z. T. wahrscheinlich ein deutsches Stammwort, das zur Bildung von P.-N. verwendet wurde, wenn auch der Sinn des ganzen Namens nicht mehr ganz klar ist: Almstedt (von Adalmar, gekürzt zu alm), Erbs (Stamm arbi, das Erbe), Beneken (St. benno = berno), Gröling (Nebenform für Gêrling vom St. gêr, Wurfspieß), Heyn (Kürzung von hagano) Huch, Hüger, Huckert (vom St. hugi, klug, denkend), Puppke (vom St. bôdiko, Gebieter), Radler (râtילו), Rodig (von St. hrôd, Ruhm), Strehler (vom St. strâl u. strêl, Pfeil), Thamm (Kürzung von Thankmar vom St. thanc, Gedanke). Bei einer Anzahl anderer Philomathen-Namen ist die deutsche Herkunft so zweifelhaft, daß Vortragender eine Deutung nicht wagt. Diebitsch (wohl von diet), Nitsche (von Nikolaus), Tommek (von Thomas) verraten in den Endungen slavischen Einfluß. — Die zweite Schicht des F.-N. bezeichnet das Gewerbe, den Stand und Beruf der betreffenden Personen, wobei freilich zu beachten ist, daß sich hier noch manche jetzt veraltete und ungebräuchliche Bezeichnung mancher Handwerker sich erhalten hat. Ihr gehören u. a. an die Namen: Färber, Metzner (= Mühlknecht), Meyer, Müller, Neumann (= Neuangesiedelter), Schubert (von mhd. schuch-wart Schuhmacher), Spindler (Spindelmacher), Sluyter (= Beschließer), Schulemann,

Schneider, Schulz, Weber. Etwas genauer wurden die sogenannten sechs Großmächte in der Namenkunde: Hoffmann, Meier, Müller, Schmidt, Schneider, Schulze (Scholz) besprochen. Auch die Namen Juncker, Richter, Bormann (= Burgmann), Gräwe, (= Graf), Keller (= 1. Kellermeister, 2. Verwalter eines fürstlichen Weinguts) gehören hierher. Eine dritte große Gruppe von F.-N. bezieht sich auf gewisse dadurch bezeichnete Eigenschaften meist äußerer Art z. B. Schwarz, Roth, Weiß, Klein, Groß usw. so auch: Baldes (vom gotischen *balths* kühn), Frohmüt, Starker, Wacker. Eine vierte Gruppe leitet sich her von der Bezeichnung des Wohnortes oder dessen Beschaffenheit (man vergl. die alten Bezeichnungen Hartmann von der Aue, Walter von der Vogelweide u. a.) z. B. Bachmann, Falkenheim, Lengsfeld (langes Feld), Musenberg, Schönwasser, Warmbrunn. Ihnen schließen sich an die die Herkunft bezeichnenden Namen, u. a.: Bayer, Böhm, Franke, Burgunder, Pohl (Pohle), Ellguther, Solger (nach dem Orte Solg im Bayreutischen). Eine fünfte und anscheinend jüngere Schrift sind dem Naturreich entlehnt, also der Tierwelt (Adler, Fuchs, Wolff), der Pflanzenwelt (Baum, Strauch), Kohlstock, Rose, dem Mineralreich (Stein, Feuerstein). Da diese Form der Namengebung ganz besonders den slawischen Völkern eigen war, so erklären sich hieraus eine Menge in Schlesien üblicher F.-N. (so u. a. Kokot Hahn, Schliwa Pflaume, Wrobel Sperling u. a.), wie ja überhaupt die geschilderten Arten der Entstehung auch auf viele slawische F.-N. zutreffen.

Eine letzte und weniger gebräuchliche Art der Namengebung ist die der Lebensweise, Kleidung und Nahrung entlehnte, z. B. in Pelz, Rothkegel, (= rote Kapuze am Kragen), Krautwurst, Gutwein, Sauerbier u. a.

Nachdem Redner sodann kurz die sogen. imperativischen Namen (Kehrein, Traugott, Leberrecht, Fürchtegott) sowie die im Zeitalter des Humanismus übliche Latinisierung und Gräcisierung deutscher Namen

(Weber: Textor, Magnus, Curtius, Crusius (Krause), Neander (Neumann), Dryander (Eichmann) gestreift hatte, besprach er noch kurz die jüngste Schicht der F.-N., die jüdischen Namen, die allgemein erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchgeführt wurden. Sie sind besonders durch die Bezeichnung der Herkunft (Preuß, Böhm, Sachs, Berliner usw.) sowie den Ausdruck gewisser erstrebenswerter Eigenschaften (Ehrlich, Redlich, Lustig, Immerwahr, Guthertz usw.) gekennzeichnet, auch ist das Tierreich häufig in ihnen vertreten. Zum Schluß besprach der Vortragende die interessante Erscheinung, daß einzelne P.-N. (Hans, Jahn, Michel, Liese u. a.) in gewissen stehenden Zusammensetzungen und infolge einer bestimmten ihnen beigelegten Bedeutung zu einer Art von Appellativa geworden sind (vergl. Faselhans, Grobian (= grober Jahn) Dummian, Dreckmichel, Geizliese u. a. —, sie sind also gleichsam auf umgekehrtem Wege wieder das geworden, was ursprünglich alle Namen waren, an sich verständliche Ausdrücke unserer Sprache. Er schloß mit dem Hinweis darauf, daß die P.-N. mit einem weiteren Gebiete der Namenkunde, den Ortsnamen, in ursächlichem Zusammenhange stehen, daß sie also sowohl in sprachlicher, als auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht eine hohe Wertschätzung beanspruchen dürfen, da sie vielfach den einzigen sichtbaren Rest längst vergangener Zeiten darstellen, aus denen sie noch als lebendiger Klang herübertönen in unsere neue Zeit.

Sitzung am 18. Januar 1911. Herr Professor Wacker-Patschkau hielt einen einstündigen Vortrag über Viktor Hugo als Lyriker. Redner ging davon aus, daß die französische Nation 1882 mit seltener Einmütigkeit den 80. Geburtstag Viktor Hugos, der besser denn ein anderer ein Dolmetsch französischer Eigenart gewesen, gefeiert und ihn 1885 auf Staatskosten im Pantheon beigesetzt habe. Daß auch die Deutschen diesen hervorragenden Dichter zu würdigen verständen, zeigten die vielen Uebersetzungen (von Geibel, Leuthold, Schmidt), unter denen

die beste die von Fritz Hundlach in Berlin im Selbstverlag 1903 erschienen sei, die allerdings nur eine große Anzahl „Ausgewählter Gedichte“ V. H's. enthalten. In Hugo ist der Dramatiker und Romanschriftsteller vom Lyriker zu scheiden. Seine Romane sind zu geziert und geschmacklos, aber als Lyriker steht er fast unerreicht auf dem französischen Parnass. Er besitzt eine Gewalt über die Sprache, eine Meisterschaft des Stils, eine Gewandtheit im Ausdruck und im gallischen Gepräge, wie kaum ein zweiter Franzose. Es wurden nun in zeitlicher Abfolge seine lyrischen Erzeugnisse vorgeführt, zunächst Jugenddichtungen. Hugo war kein Sonntagskind, welches das Schicksal über Sorgen und Entbehrungen heraushebt, wohl aber ein Wunderkind. Schon der Fünfzehnjährige war ein Mitbewerber um die Preise der franz. Akademie, und lediglich, weil er so unvorsichtig war, sich als so jung zu verraten, erhielt er nur eine ehrenvolle Anerkennung. Schon mit 13 Jahren hatte er sich in Oden und Liedern versucht, z. B. „Über das Glück“. Bei der Bewerbung um die Preise der Blumenspiele der Toulouser Akademie gewann er bald den Preis der goldenen Lilie. Im Alter von 17 Jahren brachte ihm die Ode „Moses auf dem Nil“ den Meistergrad bei denselben Blumenspielen. Als Student der Rechte fand er seine Geliebte in Adèle Foucher, mußte sich aber von ihr trennen. Nach dem Tode seiner Mutter (1821) brach er ohnmächtig zusammen, dann erwachte er zu ungewöhnlicher Energie: er wollte unter allen Umständen seine Geliebte wiedersehen und erwerben. Es gelang. Die Eltern gaben nach, und es erfolgte die Vermählung. Es erschien die erste Sammlung seiner Oden und Balladen 1822; eine rührende Liebe zur Kinderwelt spricht aus ihnen (z. B. An ein junges Mädchen; Die Großmutter). Über allen diesen Gedichten liegt ein Zug von Melancholie. In ganz anderem, mit heiterem, farbenreicherem Gewande erschienen die Gedichte, die 1828 herauskamen unter dem Titel „Les Orientales“. Der Orient, in den wir hier eingeführt werden, ist nur ein Erzeugnis seiner Phantasie. (Es wird vorgelesen „Das Lebewohl

der arabischen Wirtin“, die „Djinns“, die „Ekstase“). Nach den Wehen der Julirevolution, als der friedliche Bürger sich nach Ruhe sehnte, veröffentlichte er (1831) die „Herbstblätter“; sie enthalten das Beste aus seiner Gedankenlyrik. Hier gießt er sein für das Gute und Schöne begeistertes Herz ohne jegliche Ziererei und Heuchelei aus. („Laßt nur die Kinder hier!“, „Für die Armen“). Im Jahre 1835 erschienen seine „Dämmerungslieder“; es sind Grübeleien und fruchtlose Reflexionen über die Lösung der großen Tages- und Lebensfragen. Der Glaube, daß die menschliche Natur im Fortschritt begriffen sei, tritt hervor, aber ebenso eine Unsicherheit der Empfindung und eigener Ratlosigkeit, wo er auf das religiöse Gebiet gelangt. Sein Glaube ist kein absoluter, er entscheidet sich weder für ein bestimmtes „Ja“ noch „Nein“; er kommt immer wieder zurück auf den einen Gedanken „Ich hoffe“. Auf des Dichters spätere lyrische Dichtungen, besonders „die Betrachtungen“ (1856) konnte Redner wegen vorgerückter Zeit nicht mehr eingehen.

Ein günstiger Zufall hatte es gewollt, daß die Sitzung mit einem hochpatriotischen Gedenktage zusammenfiel. An der Tafel ergriff Excellenz Generalleutnant Bayer das Wort und erinnerte an die Bedeutung des Tages. Anknüpfend an den gehörten Vortrag, der hervorgehoben hatte, wie die französische Nation seinerzeit den 80. Geburtstag Viktor Hugos gefeiert habe, bemerkte Redner, daß auch die deutsche Nation augenblicklich ein Geburtstagsfest begehe, freilich nur ein 40jähriges, dafür gelte es aber einem ungleich kräftigeren Geburtstagskinde, dem hoffentlich ein Altern versagt sei, dem neuen deutschen Reiche. Gerade vor 40 Jahren sei in dem stolzen Königsschlosse von Versailles die Neuerrichtung des deutschen Kaisertums verkündet worden. Die Deckengemälde der Spiegelgalerie verkündeten laut den Ruhm des Sonnenkönigs. Unter seinem Bilde lägen gefesselt die Nachbarstaaten Spanien, die Niederlande, Deutschland. Durch unvergleichliche Siege und die Kaiserproklamation seien jene deutschen Fesseln gesprengt worden. Die Deutschen

hätten sich damals ein Haus auf eigenem Grunde errichtet, an dessen wohliger Ausgestaltung die folgenden 40 Friedensjahre ununterbrochen gearbeitet hätten. Diesen Frieden hätten drei weise Kaiser zu erhalten verstanden; durch ein starkes Heer, eine wachsende Marine, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft, durch Hebung der materiellen Wohlfahrt hätten sie der Nation zu einem ungeahnten Aufschwunge verholfen. Aber es gelte nicht zu rasten; es gelte, die richtige Mitte zu halten zwischen selbstgefälliger Zufriedenheit, einem Feinde des Fortschritts, und der Unzufriedenheit, die auch die bestgemeinten Regierungsmaßnahmen beargwöhne und untergrabe. Redner schloß mit einem dreifachen Hurra auf den allzeit wachsamten Friedenskaiser Wilhelm II. Der Liedermeister, Medizinalrat Dr. Cimbäl, hatte vorher schon ein patriotisches Lied anstimmen lassen und bot nun ein neues Erzeugnis seiner allzeit geschäftigen Muse dar, einen Jubiläumssang: Der Geist von Anno Elf. — Nach dem Abendbrote sprach Herr Professor Bias über neue Vorschläge zur Kalenderreform. Dem Sekretär war im letzten Sommer ein Kalenderreformvorschlag von Fritz Reininghaus aus Zürich zugegangen mit der Bitte, ein Gutachten der Gesellschaft zu erzielen. Dieser will das Jahr in 12 ganze Monate zu je 28 Tagen und in 2 Halbmonate zu je 14 Tagen einteilen. Der erste der beiden Halbmonate soll nach dem sechsten Ganzmonat, der zweite nach dem zwölften Ganzmonat eingeschoben werden. Dazu kommt noch ein Jahresschlußtag ohne Wochennamen und evtl. ein zweiter Schalttag als 366. Tag. Professor Bias sprach zunächst über die Möglichkeit der Jahreseinteilung überhaupt, verglich dann den neuen Reformvorschlag mit anderen und kam zu dem Ergebnis, daß, da Schaltungen einmal nicht zu vermeiden seien, der bisherige bunte Wechsel immerhin noch den Vorzug verdiene. Eine davon unabhängige Frage sei die nach der Verlegung des Osterfestes. Da wäre allerdings mit Rücksicht auf die Geschäftswelt und die Schule eine Festlegung auf den Anfang des Monats April erwünscht. Die

Gesellschaft erklärte sich in ungezwungener Unterhaltung im allgemeinen mit den Ausführungen einverstanden.

**Sitzung am 15. Februar.** Der Sekretär gedachte des unerwarteten Ablebens des Gesellschaftsdieners Kirschner, der durch 25 Jahre zuverlässige und ersprießliche Dienste geleistet habe. Unter den Aufsätzen der ausliegenden Tauschschriften erregten besondere Aufmerksamkeit die über die Beziehungen des Dichters Christian Günther zu Bisdorf bei Pitschen (in „Oberschlesien“ 9. Jahrg. Nr. 11) und über die Besiedelung Ostpreußens durch Schlesier im 14. Jahrhundert (Zeitschr. des hist. Ver. f. Ermland Bd. 17.) Ein Aufsatz in dem Bericht der Königsberger Physik.-ökonomischen Gesellschaft (Nr. 50) gab dem Sekretär Veranlassung, über die Verschleppung von Tieren durch pflanzliche Materialien zu sprechen. Im mittleren Teile der Kurischen Nahrung war 1908 zum ersten Mal eine Kreuzotter beobachtet worden, die durch Reisig bei der Dünenbefestigung vom Festlande eingeschleppt war. In Venedig sind die die Malaria verschleppenden Anophelen nicht heimisch, werden aber mitunter durch Barken, die Heu, Stroh und Schilf verladen, vom Festlande übergeführt und erzeugen Malariafälle. Ende des vorigen Monats fand der Vortragende bei einer Neisser Gemüsefrau in einer aus Italien stammenden Sendung Blumenkohl eine große Wanderheuschrecke (*Acridium migratorium*), die den Weg gut überstanden hatte und nach der Erwärmung sich recht wohl fühlte. — Sodann hielt Herr Realgymnasialdirektor Gallien einen einstündigen Vortrag über Thermo- elektrizität mit Versuchen. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Entstehung der galvanischen Elektrizität und über das Galvanometer wurde der Begriff der Thermo- elektrizität erklärt. Wenn zwei verschiedene Metalle, z. B. Wismut und Antimon, an ihren Enden zusammengelötet und die Verbindungsstellen ungleich erwärmt werden, so entsteht ein elektrischer Strom. Der Versuch zeigt, daß Wärme unmittelbar in Elektrizität umgewandelt wird; denn eine Magnetnadel, welche in den

Kreis des entstandenen elektrischen Stromes eingeschaltet wird, erfährt eine Ablenkung; aus dieser kann nach der Ampèreschen Regel sofort die Richtung des Stromes festgestellt werden. Durch Thermosäulen d. h. geeignete Verbindungen mehrerer Thermoelemente, läßt sich die Stärke des Stromes bedeutend vergrößern. Wie man eine Spannungsreihe von Metallen bildet und thermoelektrische Instrumente herstellt, wurde an Beispielen gezeigt, ebenso die Verwendbarkeit der Apparate. Bei Besprechung der Stromstärke wurde eingehend die Formel für die galvanische Kette:  $i = \frac{e}{w}$  ( $i$  = Intensität, Stromstärke,  $e$  = Stromspannung,  $w$  = Widerstand in der Kette) erläutert, sowie die Begriffe Volt (Einheit der Spannung) Ampère (Einheit der Stärke) und Ohm (Einheit des Widerstandes) erklärt. — Thermoelektrizität muß auch in der Luft erzeugt werden infolge ungleicher Erwärmung. Am Äquator wird die Luft mehr erwärmt als in den höheren Breiten. Es muß sich dort bei der Umdrehung der Erde um ihre Axe ein thermoelektrischer Strom bilden, er geht mit der Luft empor, kommt in eine kältere Luftschicht und erzeugt Reibungselektrizität. Kommen Regentropfen hinzu, so werden auch sie mit Elektrizität gefüllt, und es entstehen elektrische Wolken, welche ihre Elektrizität wieder an andere Wolken abgeben. Das Gewitter zieht dem Winde entgegen. Elektrizität ist nichts anderes als Bewegung. An der schwingenden Bewegung nehmen offenbar nicht nur die Körperatome teil, sondern auch die zwischen ihnen befindlichen Ätheratome. Redner endete mit der Darlegung der jetzigen Atomlehre.

An der Tafel beglückwünschte der Sekretär den verdienten Liedermeister zu seiner Ernennung zum Geheimen Medizinalrat und überreichte ihm eine Blumenspende. — Herr Professor Ruffert sprach noch 20 Minuten über die Säkularisation des Neisser Kreuzherrnstifts vor 100 Jahren. Die Kreuzherrn mit dem doppelten roten Kreuz waren der erste Orden, der sich in Neisse niedergelassen hat. Sie hatten zuerst ein

Kloster in der Altstadt, siedelten sich dann an der Stelle des jetzigen Gymnasiums an und bauten am Anfange des 18. Jahrhunderts das jetzige Kloster (Oberhospital) und die Kreuzkirche. Sie erwarben auch zahlreiche Güter, die aber 1810 eingezogen wurden. Diese Säkularisation wurde eingehend geschildert. Der Aufsatz ist mit Genehmigung des Vorstandes abgedruckt im Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins 1911. S. 45—50.

**Sitzung am 15. März.** Der Sekretär legte den im Februar fertiggestellten 35. Bericht der Philomathie und den 14. Bericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins vor und besprach ihren Inhalt. Ein von dem prakt. Arzte Dr. Solger in Rostock der Philomathie übersandtes Exemplar seiner Abhandlung über eine Farbenskala für körperliche Pigmentierung wurde mit Dank entgegen genommen. Von einer Einladung der Vaterländischen Gesellschaft zur Verbreitung von Geschichtskennntnissen in Berlin zu einem Lichtbildervortrag über „Das deutsche Kriegsheldentum aller Zeiten“ für den 21. März wurde Kenntnis gegeben. Mit dem thüringisch-sächsischen Geschichtsverein in Halle, der zwei Zeitschriften herausgibt, wird auf dessen Antrag Schriftenaustausch beschlossen, auf gleiches Ersuchen auch mit der Universität New-Haven in Cincinnati. — Nach der Erledigung des geschäftlichen Teils hielt Herr Major Rodig einen einstündigen Vortrag über Krieg und Politik. Vortragender führte zunächst aus, daß die Meinung immer mehr Verbreitung finde, der Krieg habe jede Berechtigung im Völkerleben verloren. Das Streben nach materiellen Erfolgen aber bemächtige sich der Geister in immer bedenklicherer Weise.

Dabei sei nirgends ein Zeichen dafür zu erkennen, daß die Gefahren des kriegerischen Zusammenstoßes der Völker in der Abnahme begriffen seien.

Kein Volk könne sich in Fragen, die seine Ehre und seine Lebensbedingungen berührten, einem Schiedsgericht unterwerfen, sondern müsse bereit sein, im Notfall die

Entscheidung der Waffen anzurufen. Der Krieg sei nach Clausewitz eine Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln, daher sei er der Politik untergeordnet. Die Politik entscheide allein über die Ingebrauchnahme des Mittels, den Beginn des Krieges und über sein Ende. Die Zeiten aber seien vorüber, in denen sich der Krieg der Politik so unterordne, daß er sich während seines Verlaufes nur von politischen Rücksichten leiten ließe.

In dem heutigen Zeitalter der Massenheere, der Volksbewaffnung kämpfe Volk gegen Volk um seine Lebensbedingungen mit dem ganzen Einsatz seiner gesamten geistigen und materiellen Kräfte.

Politische Einflüsse auf die Führung des Krieges selbst seien im allgemeinen verwerflich und nur bedingt zulässig.

Dieser Umstand ergebe notwendig einen Gegensatz zwischen Politiker und Heerführer im eigenen Lager, der auch bei allen Kriegen seit alters her deutlich hervortrete. Der beste Zustand sei der, daß Krieg und Politik von derselben Hand, dem Herrscher, geleitet würden, so hätten Alexander der Große, Cäsar, Cromwell, Friedrich der Große und Napoleon ihre Erfolge erringen können, Hannibal und manche andere seien an dem Zwiespalt zu Grunde gegangen.

Hierin liege auch die Ursache, warum Brandenburgs und Preußens Fürsten stets im Feldlager zu finden gewesen seien, und nie würde es sich ein Hohenzoller nehmen lassen, als deutscher Kaiser den Oberbefehl über das Heer in Kriegszeiten tatsächlich auszuüben.

Es wurde dann weiter auf die Aufgabe der Diplomatie hingewiesen, günstige Vorbedingungen für den Krieg dadurch zu schaffen, daß sie mit anderen Mächten Bundesgenossenschafts-Verträge abschlosse oder sich der wohlwollenden Haltung derselben versichere. Dabei wurde der Einfluß der neutralen Staaten erörtert.

Hiermit wurden die theoretischen Betrachtungen geschlossen und an praktischen Beispielen aus der neuesten

Kriegsgeschichte die Wechselwirkung zwischen Krieg und Politik gezeigt.

Es wurden als Beispiele die Feldzüge 1859, 66, 70/71 und der russisch-japanische Feldzug 1904/05 herangezogen und ergab sich überall der ungünstige Einfluß, wenn sich die Politik in die Kriegshandlung selbst einmischte. Am meisten fand Beachtung, daß sich 1866 sowie 70/71 zwischen Bismarck und Moltke Gegensätze recht ernster Natur ergaben, die nur durch die Anwesenheit und das Eingreifen des Königs ihre Erledigung fanden.

Der Vortragende hoffte zum Schluß, ein Bild, von dem Zusammenhang zwischen Krieg und Politik gegeben, gleichzeitig aber auch gezeigt zu haben, daß die neuere Geschichte eine fortlaufende Folge von Widerlegungen der Lehre „vom ewigen Frieden“ sei. Der Krieg wäre nach Moltke, „ein Glied in Gottes Weltordnung, der ewige Frieden aber ein Traum und nicht einmal ein schöner.“

Nach dem Abendbrote hielt Se. Excellenz Generalleutnant z. D. Bayer noch einen halbstündigen freien Vortrag über die Fernsprechverbindungen mit unseren Kolonien. Am 16. Dezember 1910 lief in Deutschland die Nachricht ein von einem Aufstande in Ponapé, der am 18. Oktober begonnen hatte. Die Nachricht hatte also über acht Wochen gebraucht, nach Berlin zu gelangen, und es liegt nahe zu untersuchen, wie zur Zeit die Verbindung Deutschlands mit seinen Kolonien sich gestaltet. Bis 1900 hatte nur England Kabelverbindung. Während des Burenkrieges 1899 sperrte dieses seine Kabel, und Deutschland war nur auf Schiffsnachrichten aus den Kolonien angewiesen. Dieser Zustand der Abhängigkeit Deutschlands von England konnte auf die Dauer nicht bestehen bleiben. Die weitverzweigten Handelsbeziehungen zu den Kolonien verlangten bei Ausbruch eines Krieges Selbständigkeit, und so wurde 1900 das erste deutsche Kabel gelegt nach Amerika, vier Jahre später ein zweites, 1905 nach Ostasien, zur Zeit ist auch die Südamerikanische Kabelgesellschaft Köln beschäftigt, ein Kabel von Teneriffa nach Pernambuco zu legen. Im

Reichstage erfolgte die Genehmigung eines Kabels von Lome nach Lüderigbucht. Im letzten Jahre traten dazu andere Verbindungen: die der drahtlosen Telegraphie, die nicht nur eine Ergänzung, sondern auch einen Ersatz für die Kabel werden wird. Dr. Rudolf Goldschmidt in Darmstadt hat durch Wechselstrom und ungedämpfte Wellen eine derartige Energie zu erzeugen verstanden, daß er erhofft, es werde die drahtlose Telegraphie noch weitere Entfernungen überspannen. Ein Dampfer der Wörmannlinie, der aus Hamburg nach Kamerun fuhr, behielt fortgesetzt Kontakt mit der Zentrale in Nauen und erhielt ihn aufrecht bis zur Reede von Kamerun, das ist zu Lande ein Abstand von 5600 km. Diese Leistung ist für Deutschland besonders bedeutsam, weil die Kosten erheblich billiger sind. 1200 km mit Kabel zu belegen kostet 4310 000 Mk., die Betriebskosten 418 000 Mk. jährlich. Die drahtlose Telegraphie stellt sich achtmal billiger. Die Reichspostverwaltung ist auch bereits mit dem Vorschlage hervorgetreten, in Kamerun eine Hauptstation zu errichten, um mit Berlin in Verbindung zu treten und dieser die anderen afrikanischen Kolonien anzuschließen. Bisher war Südwestafrika auf die englischen Kabeln angewiesen. Im Osten will man nun von Sanzibar und Muanfa eine Verbindung mit Kamerun herstellen, so daß man also von Ostafrika über Kamerun nach Berlin wird telegraphieren können. Was die Südsee anlangt, so sind das lauter zerstreute Inseln in einer Ellipse von 5400 km Durchmesser. Es bestehen nur einige Funkenstationen auf den äußersten Inseln Yap und Angaur (?). Von Yap führen drei Verbindungen nach Menda Albes, Guam und Ceylon. Diese Verbindungen gehören der Kölner Gesellschaft. Auch die norddeutsche Kabelfabrik ist tätig. Ponape, um auf die Einleitung zurückzukommen, liegt 1000 Seemeilen östlich von Yap, sein Flächeninhalt beträgt 350 000 qkm (= Schaumburg-Lippe); es ist durchzogen von Gebirgen bis 900 m Höhe und umgeben von Klippen; das Innere hat undurchdringlichen Wald, Ansiedlungen finden sich nur am Rande der Insel. Die Eingeborenen (300 männliche) sind

kriegerischen Sinnes, stolz, verschlagen, von Häuptlingen geführt, zur Hälfte mit europäischen Waffen ausgerüstet. Im Jahre 1886 nahm Spanien unter Kämpfen die Ostkarolinen in Besitz; 1900 verkaufte es sie an Deutschland, das sofort für eine Besserung der kulturellen Verhältnisse eintrat. Bezirksamtmann Böder verordnete, daß die zu zahlenden Steuern durch Wegearbeit von den Eingeborenen geliefert werden sollten.

Sitzung am **5. April**. Der Sekretär legte Werbeschriften der Kantgesellschaft, des Vereins Naturschutzpark und des Vereins zur Erhaltung deutscher Burgen vor. Das Anerbieten des Berliner Schwertverlags, eine mineralogische Zeitschrift für unsere Tauschschrift zu liefern, hat der Vorstand abgelehnt. Der wissenschaftliche Vortrag des Herrn Universitätsprofessors Dr. Solger hatte das Thema: „Einiges über medizinische Anschauungen und Forschungen in früheren Zeiten und in der Gegenwart.“ Redner ging aus von der Behauptung Professor Faßbänders, ein tiefgehendes Mißtrauen sei gegen die ärztliche Wissenschaft und Praxis verbreitet, weil die ärztliche Wissenschaft die Fühlung mit der Volksseele verloren habe und über die uralten biologischen Anschauungen des Volkes hochmütig hinweggeschritten sei. Diese Vorwürfe seien nach Inhalt, Wert und Herkunft sehr verschieden; manche seien ganz hinfällig, andere seien auf „alter Wissenschaft“ d. h. überholten Theorien aufgebaut: andere, die richtig seien, stammten aus Schulen verschiedener Ordnung. So lebe die Lehre des de la Boë-Sylvino († 1672) von den „Schärfen“ im Blut, der Lymphe und Galle noch im Volke fort. Die Hunger- und Durstkuren Schroths in Lindewiese seien eine Wiederbelebung des zur Bekämpfung der Syphilis im 18. Jahrhundert üblichen *traitement arabe* oder *diète sèche*. Die Entdeckung des Blutkreislaufs sei ausschließlich den Ärzten zu verdanken, die richtige Würdigung der Oxydationsvorgänge Lavoisier. Der Vortragende bespricht sodann die ärztliche Anwendung

des Quecksilbers, das als Heilmittel gegen die Lustseuche schon 1496 erwähnt wird. Es wurde dann die Anwendung der Arsenverbindungen bis auf die Gegenwart skizziert und die Wandlung der Lehre von den venerischen Krankheiten verfolgt, wie sie Hunter, Ricord, Rollet vertraten. Dabei wurde der unsterblichen Verdienste Kochs um die Ausbildung der Untersuchungsmethoden pathogener Krankheiten dankbar gedacht. Schließlich wurden die ursprünglichen Anschauungen Ehrlichs über die Wirkungen des Salvarsans besprochen, die sich auf Tierversuche stützten, dann aber aufgrund neuerer Erfahrungen darauf hinwiesen, daß man in den meisten Fällen wird verzichten müssen, die Krankheit durch einen einzigen großen Schlag radikal zu beseitigen. Es wird vielmehr nicht bloß wiederholter Anwendung des Ehrlichschen Mittels bedürfen, das unzweifelhaft wegen seiner rascheren und zugleich roborierenden Wirkung einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, sondern auch der Unterstützung der bisher bewährten Mittel. Der Vortrag kehrte schließlich zu dem einleitenden Gedanken zurück: Die medizinische Wissenschaft habe keinen Anlaß, von ihrer bewährten induktiven Methode abzugehen, und sehe gleichmütig der Prüfung ihrer Doktrinen entgegen, im Bewußtsein, unter Anspannung ihrer ganzen Kraft im Dienste der Wahrheit tätig gewesen zu sein.

**Schlußsitzung und Feier des 73. Stiftungsfestes am 3. Mai 1911.** Der Sekretär wies in einer Ansprache auf die Bedeutung des Tages hin und gab seiner Freude über die zahlreiche Beteiligung an der Schlußsitzung Ausdruck. Nach der üblichen Besprechung der ausliegenden Tauschschriften erwähnte er dankbar die Zuwendung einiger Büchergeschenke an die Bibliothek seitens der Herren Braun, Hadelt, Stull und Hampel und eine Einladung der Görlicher Naturforschenden Gesellschaft zu der Jubelfeier am 9. Oktober. Sodann lenkte er die Aufmerksamkeit auf das in zwei Jahren stattfindende Jubiläum des 75 jährigen Bestehens der Gesellschaft. Der Vorstand habe in seiner

Sitzung am 8. April den Sekretär ermächtigt, an die Mitglieder einzeln eine Aufforderung zu richten zur Einlieferung von Beiträgen zu einer Festschrift. Bis jetzt seien nur wenige Zusagen erfolgt, weitere würden erbeten. Aus der sich anschließenden Geschäftsübersicht sei Folgendes herausgehoben. In den satzungsgemäß abgehaltenen acht Sitzungen wurden 13 wissenschaftliche Fragen behandelt. An den Vorträgen beteiligten sich durchschnittlich 63 Personen, an der Tafel 51, nämlich:

am Vortrag an der Tafel			am Vortrag an der Tafel		
Mitgl. + Gäste Personen			Mitgl. + Gäste Personen		
			Latus 233	11	201
Okt. 51	2	44	Febr. 48	—	34
Nov. 59	4	52	März 62	1	54
Dez. 78	5	67	April 44	2	35
Jan. 45	—	38	Mai 92	2	86
Latus 233	11	201	zus. 489	16	410

Das Personalverzeichnis ergab am 11. Mai 1910: 142 Mitglieder, am 26. Okt. 1910: 136 (darunter 13 auswärtige), im Mai 1911: 147 Mitglieder. Ausgeschieden waren im letzten Jahre 16, aufgenommen 21 Mitglieder. Die Bewegung der Mitgliederzahl war seit Oktober steigend: im November 136, Dezember 138, Januar 143, Februar bis April 146, Mai 147. Nach Berufen geordnet, waren von den einheimischen Mitgliedern 33 Militärs, 22 Juristen, 21 Philologen und Schulmänner, 17 Ärzte und 5 Apotheker, 7 Fabrikbesitzer und 4 Kaufleute, 6 Verwaltungsbeamte, 5 Geistliche im Hauptamt, 5 Baubeamte, 5 von der Post, Steuer, Reichsbank, 3 Privatiers. Ein Wechsel im Vorstande ist nicht erfolgt. Die Zahl der Gesellschaften, mit denen Schriftenaustausch stattfindet, hat sich um 2 vermehrt. Das Vereinsleben war durchaus rege. Der Sekretär war in der Lage, alle Sitzungen selbst zu leiten. — Nach der Erledigung des geschäftlichen Teils wurde Herrn Amtsgerichtsrat Seibt das Wort erteilt zu einem dreiviertelstündigen Vortrage über „Die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete.“

Die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete ist sowohl eine völkerrechtliche als eine staatsrechtliche.

Das Wort „Schutzgebiet“ ist auf den ersten Augenblick geeignet, irrezuführen, weil es zunächst den Anschein hat, als ob es nur die deutsche Übersetzung des völkerrechtlichen Begriffes „Protektorat“ sei. Protektorat ist das Verhältnis zweier selbständiger Staaten zum Schutze des einen von ihnen, so zwar, daß der zu schützende Staat entweder weiter voll selbständig bleibt oder in gewissen Beziehungen sich dem schützenden Staate unterwirft, oder das Schutzverhältnis zwischen einem Staate zu einem Gebiete, welches ein geordnetes Staatswesen nicht bildet. Ein solches Protektorat besteht zwischen dem Deutschen Reiche und seinen Schutzgebieten nicht; letztere sind vielmehr Kolonien im eigentlichen Sinne des Wortes, es sind Gebiete, welche zum Deutschen Reiche gehören, wenn sie auch nicht ein räumlich mit ihm zusammenhängendes Staatsgebiet mit ihm bilden und auch nicht durch volle Rechts-einheit verbunden sind.

Nach dem Völkerrecht ist jeder selbständige Staat befugt, seine Gewalt durch völkerrechtlich gültige Akte auch auf fremde Gebiete auszudehnen und diese Gewalt als Protektorat oder als wirkliche Staatsgewalt auszuüben und zwar sowohl durch Besitzergreifung herrenlosen Gebietes, d. h. eines Gebietes, welches entweder gar nicht bewohnt ist, oder in welchem unzivilisierte Stämme, denen die Fähigkeit, sich zu einem geordneten Staatswesen zusammenzuschließen, fehlt, als auch im Wege des Krieges, oder endlich im Wege des Vertrages. Was die Verträge anlangt, so setzen diese auf beiden Seiten selbständige Staaten als Vertragschließende voraus, und wenn auch mit Häuptlingen unzivilisierter Stämme, die einen geordneten Staat nicht bilden, Verträge geschlossen werden, so sind solche Verträge völkerrechtlich nicht gültig, sondern sie sind nur insofern von Bedeutung, als sie einmal Dritten gegenüber einen Ausdruck des Willens einer Besitzergreifung darstellen und dadurch ein ausschließliches Vorrecht vor anderen Staaten begründen und ferner auch die persön-

lichen Beziehungen der Eingeborenen zu dem erwerbenden Staate und die persönlichen sogenannten Hoheitsrechte der Häuptlinge regeln. Der eigentliche Erwerbsgrund ist auch in diesem Falle die Besitzergreifung.

Das Recht zum Erwerbe von Kolonien steht für Deutschland nach Artikel 4 der Reichsverfassung dem Reiche zu, welches nach Artikel 11 vom Kaiser völkerrechtlich vertreten wird. Besitzergreifung und Verträge müssen deshalb entweder durch eine von der Reichsgewalt im voraus hierzu ermächtigte Person vorgenommen, oder sie müssen hinterher namens des Reiches genehmigt werden. Bei Besitzergreifungen ist ferner eine dieselbe in die Erscheinung treten lassende Handlung — z. B. das Hissen der deutschen Flagge — erforderlich.

Die deutschen Schutzgebiete sind nun teils durch bloße Besitzergreifung teils durch wirkliche Verträge mit anderen Staaten erworben worden. Die Besitzergreifung erfolgt entweder ohne jeden Vertragsabschluß, oder durch Schließung von Verträgen mit Häuptlingen oder dadurch, daß Gesellschaften, welche mit Häuptlingen Verträge abgeschlossen hatten, sich bezüglich der erworbenen Gebiete unter den Schutz des Reiches stellten und das Reich den Schutz übernahm.

Sind somit die Schutzgebiete sämtlich durch völkerrechtlich gültige Akte für das Reich erworben, so sind sie unbestritten völkerrechtlich als reichsdeutsches Inland anzusehen.

Sehr bestritten ist ihre staatsrechtliche Stellung, die Frage, ob sie Bestandteile des Deutschen Reiches sind und ob sie dem Reiche gegenüber als Ausland anzusehen sind oder nicht.

Als Bestandteile des Reiches können sie nicht angesehen werden, weil sie nicht zu den in Artikel 9 der deutschen Reichsverfassung aufgeführten Ländern gehören und auch nicht (wie Elsaß-Lothringen und Helgoland) durch besondere Gesetze als dem Bundesgebiet hinzugetreten erklärt sind. Als Ausland können die Schutzgebiete aber auch nicht betrachtet werden, weil das Reich sie für sich



erworben hat und in ihnen unter Ausschließung jeder anderen Staatsgewalt selbst die Schutzgewalt ausübt und damit auch die Staatsgewalt: Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege. Hieraus ergibt sich, daß die Schutzgebiete Zubehör des Deutschen Reiches sind; sie sind staatsrechtliche Persönlichkeiten nur auf dem Gebiete des Vermögensrechts, ein jedes Schutzgebiet ist als Landesfiskus juristische Person.

Die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete sind nunmehr geregelt durch das Schutzgebietsgesetz vom 25. Juli 1900. Ergänzend sind hierzu die Verordnung vom 9. November 1900 und verschiedene einzelne Gesetze (z. B. das Schutztruppengesetz) und Verordnungen erlassen.

Diese Gesetzgebung regelt sowohl das öffentliche, aber auch das bürgerliche Recht.

Die Ausübung der Schutzgewalt namens des Reiches ist dem Kaiser übertragen, welchem aus Zweckmäßigkeitsgründen ein ausgedehntes Ordnungsrecht eingeräumt ist. Die förmliche Gesetzgebung tritt nur ein, wenn der Kaiser dies will, oder, wenn ein bestehendes Kolonialgesetz geändert werden soll, sowie bei Feststellung des Schutzgebietshaushaltes, der Aufnahme von Anleihen und der Übernahme von Garantien für die Schutzgebiete. Ein beschränktes Ordnungsrecht haben auch der Reichskanzler und die ihm unterstellten Behörden der Schutzgebiete.

Die Kolonialbehörden sind aufgrund kaiserlicher Verordnung eingerichtet. An der Spitze der Verwaltung steht der Reichskanzler mit dem Reichskolonialamt, denen als beratende Behörde der Kolonialrat beigegeben ist.

An der Spitze eines jeden Schutzgebietes steht der Gouverneur (Landeshauptmann), der auch das Recht hat, Selbstverwaltung durch Bestellung sog. Gouvernementsräte einzuführen. Als untere Verwaltungsbehörde gilt der Bezirk mit dem Bezirksamtmann an der Spitze, und zum Teil auch mit Bezirksräten als Organe der Selbstverwaltung. Als Vollzugsorgane sind Polizeitruppen vorhanden. Die Auswahl der Beamten muß eine besonders

sorgfältige sein (feste, körperliche Gesundheit, zuverlässigen Charakter, besondere Vorbildung). Die Beamten beziehen ihr Gehalt vom Schutzgebiete und sind dessen Landesbeamte. Die dienstlichen Verhältnisse sind durch Verordnungen geregelt. Die Verwaltung umfaßt alle Zweige der staatlichen Verwaltung mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten, welche letztere nicht in Frage kommen, da eben die Schutzgebiete selbständige völkerrechtliche Persönlichkeit nicht haben, und für alle Gebiete der Verwaltung sind besondere Verordnungen ergangen.

Die Postanstalten sind Anstalten der Reichspost. Das Recht, Telegraphen- und Fernsprech-Anlagen einzurichten, steht dem Reiche zu; die Ausübung dieses Rechts kann für einzelne Bezirke an Unternehmer oder Gemeinden verliehen werden.

Der bewaffnete Schutz wird den Schutzgebieten grundsätzlich durch Heer und Flotte des Reiches verliehen. In einzelnen Schutzgebieten sind aber schon besondere Truppenverbände eingerichtet, in erster Linie zur Verteidigung der Gebiete, die kaiserlichen Schutztruppen. Diese sind kein Teil des Reichsheeres, ihr oberster Kriegsherr ist aber auch der Kaiser. Die Kommandogewalt wird ausgeübt durch das Oberkommando der Schutztruppen, während die Verwaltung durch den Reichskanzler (Kolonialamt) geführt wird. In den Schutzgebieten hat das Oberkommando der Gouverneur, dem der örtliche Kommandeur der Truppe unterstellt ist.

Die Finanzverwaltung untersteht der Oberhoheit des Kaisers, welcher in der Aufstellung der Etats aber durch Gesetz beschränkt ist. Die Einnahmen und Ausgaben werden für jedes Schutzgebiet alljährlich durch Gesetz festgestellt, ebenso etwaige Anleihen. Die Rechnungskontrolle übt der Rechnungshof des Kaisers aus. Zum deutschen Zollgebiete gehören die Schutzgebiete nicht, sie stehen also in dieser Beziehung dem Auslande gleich. Unter sich bilden sie eine Zollgemeinschaft.

Was die Rechtspflege anlangt, so gelten nach dem Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit in den Schutz-

gebieten die dem bürgerlichen Recht angehörenden Gesetze des Reiches und die daneben innerhalb Preußens im Gebiete des Landrechts geltenden Gesetze, sowie das Strafrecht des Reiches für die Weißen, während für die Schwarzen grundsätzlich ihr Stammesrecht maßgebend ist und in strafrechtlicher Beziehung die Strafverordnungen des Reichskanzlers und der Schutzgebietsbeamten.

Auch die Gerichtsbarkeit ist verschieden für die Weißen einerseits und die Schwarzen andererseits. Für erstere bestehen besondere Gerichte (I. Instanz: Bezirksgericht, II. Instanz: Obergericht), denen für Strafsachen, Ehe, Entmündigungs- und Todeserklärungs-Sachen Staatsanwälte beigegeben sind und bei denen der Bezirksrichter Rechtsanwälte zulassen kann. Notare ernennt der Reichskanzler aber nur zur Beurkundung für Rechtsgeschäfte unter Lebenden.

Für die Schwarzen ist die Gerichtsbarkeit mit der Verwaltung verbunden.

An dem folgenden Festmahl beteiligten sich noch 84 Mitglieder und 2 Gäste. Nachdem Herr Geheimrat Dr. Cimal das Kaiserlied hatte anstimmen lassen, ergriff der Sekretär das Wort, um die Bedeutung der Wissenschaft für die Gesamtentwicklung des Staates in den letzten hundert Jahren und ihre Förderung durch die Hohenzollern in großen Zügen zu beleuchten, und schloß mit einem dreifachen Kaiserhoch. Herr Syndikus Hellmann gedachte des Geburtstagskindes, der Philomathie, und ihres erfreulich regen inneren Lebens, worauf der Liedermeister seine Weisen bald auf den Sekretär, bald auf die Knospen, bald auf den Vortragenden einrichtete. Besonderen Eindruck machte eine Ansprache Sr. Exzellenz Generalleutnants Bayer an das ihm zur Seite sitzende Ehrenmitglied Ernst, der trotz seiner fast 93 Jahre bis Mitternacht an der Tafel ausharrte. Herr Ernst müsse in seiner Offizin ein besonders gutes Elixir erfunden haben, nach welchem er sein Leben einrichte, das aber seiner Umgebung noch ein Geheimnis sei, da sie nach anderen Rezepten zu leben pflege. Seine erstaunliche Geistesfrische, sein treues Gedächtnis,

das ihm noch Klassiker zu beherrschen gestatte, verbürge ihm auch noch körperliche Frische, die ihm noch lange zu teil werden möge. Mit Begeisterung wurde das Hoch auf den allgemein geschätzten Senior der Gesellschaft aufgenommen. Dieser erhob sich auch sofort zu Dankesworten. Er habe wenig beigetragen, ein so hohes Alter zu erreichen, er betrachte es als ein Geschenk des Himmels. Er habe die Philomathie in ihrer zarten Jugend, in den Kinderschuhen gesehen und sich schon damals für ihre hohen Ziele, die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden, begeistert. Die Zusammensetzung der Gesellschaft habe sich geändert, die Formen der Geselligkeit seien andere geworden, aber die Ziele seien dieselben geblieben. Das zielbewußte Streben nach ihnen habe die Philomathie in den Blütezustand versetzt, in dem sie sich jetzt befinde, und von dem er wünsche, daß er noch lange anhalte. — Zu erwähnen ist die zahlreiche Beteiligung der auswärtigen Mitglieder, besonders der regen Patschkauer Kolonie.

### 1911—1912.

Sitzung am **25. Oktober 1911**. Der Sekretär, Professor Christoph, eröffnete das 74. Vereinsjahr mit einer Ansprache und bat um weitere Anmeldungen zur Jubelschrift. Den beiden verstorbenen Mitgliedern Pastor Bachmann († 4. Mai 1911) und Apotheker Nitsche (27. Juli 1911) widmete er längere Nachrufe (siehe Nekrologe am Ende des Berichts.) Es ergab sich ein Anfangsbestand von 142 Mitgliedern. Nach dem Bericht des Kassenwarts, des Herrn Direktors Gallien, war das Gesellschaftsvermögen im letzten Jahre gestiegen von 3380,71 Mk. auf 3422,78 Mk. Die Jahreseinnahmen hatten betragen 1872,17 Mk. (Beiträge 1731 Mk., Coupons 120 Mk., Zinsen 21,7 Mk.), die Ausgaben 1830,10 Mk. (Leistungen an den Wirt 1011,38 Mk., Jahresbericht 607 Mk., Buchbinder 70,75 Mk., Gesellschaftsboten 98,90 Mk. und kleinere Ausgaben 41,97 Mk.). Es wurde dem Kassenwart mit Dankesworten Entlastung erteilt. Den wissenschaftlichen Vortrag hatte

Herr Hauptmann Freiherr v. Reibnitz übernommen. Er sprach „über die deutsche Erziehung in Volk, Schule und Heer.“ Redner hat mehrere Jahre als militärischer Erzieher gewirkt und Gelegenheit gehabt, junge Leute aus allen Volksschichten kennen zu lernen. Nach seinen Erfahrungen sei der ins Militär eintretende junge Mann vielfach nicht so erzogen, wie man ihn haben möchte. Berufen zum Erziehen seien alle deutschen Männer, Militärs, Schulmänner, Beamte, Kaufleute, Bauern und Arbeiter. Aber nicht überall tue man seine Schuldigkeit. Ausgezeichnet sei die Erziehung im Heere. Hier lerne man Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Gehorsam, Selbstvertrauen, Kameradschaftlichkeit, Achtung vor der Mannestat, Hingabe an das Vaterland. Die Jugend sei schon für das Heer vorzubereiten durch die Schule. Diese tue in körperlicher Beziehung noch zu wenig, in geistiger Beziehung belaste sie die Jugend zu viel durch häusliche Arbeiten und durch mechanisches Auswendiglernen. Die alten Sprachen seien schließlich zu entbehren, die Schüler müßten mehr lernen, was sie im Leben brauchten. Es sei bezeichnend, daß die Gymnasien die wenigsten wehrhaften Leute stellten. Zu empfehlen sei Gesamtunterricht, wo jeder Schüler Fragefreiheit habe. Nicht zu unterschätzen sei endlich die Erziehung im Elternhause und im Volke. Man solle nicht ohne besonderen Grund Kinder auswärtigen Internaten anvertrauen. Der Religionsunterricht könne bei der Erziehung unterstützend eingreifen. Der Jugend sei von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt ins Heer besondere Sorgfalt zuzuwenden, was jetzt erfreulich allenthalben durch Jugendvereine und hierorts durch die Gruppe Jungdeutschland erfolge. Alle Schichten der Bevölkerung seien für diese hohen Aufgaben der Jugendfürsorge zu gewinnen. — An der Tafel fanden satzungsgemäß die Vorstandswahlen statt. Es schieden aus der Sekretär Professor Christoph, die Herren Baurat Almstedt, General Gabriel, Oberstleutnant Gräwe und Geheimrat Meyer; sie wurden wiedergewählt, nur trat an Stelle des nach Hannover überge-

siedelten Herrn Oberstleutnants Gräwe Se. Excellenz Generalleutnant z. D. Bayer. Das Amt des Liedermeisters übernahm wieder Herr Geheimrat Dr. Cimbal. Dieser wußte in einer Sangespause mancherlei aus seinen Erlebnissen auf einer Sommerreise nach dem Westen zu berichten, besonders von lehrreichen sanitären Einrichtungen, Denkmälern und Marterln.

**Sitzung am 15. November.** Herr Oberlehrer Tommek hielt einen einstündigen Vortrag über „Flußserpentin im Neissetal. Geologisch-morphologische Beobachtungen in der Umgebung von Neisse.“ Von Beobachtungen in der Umgebung von Neisse ausgehend und an der Hand von Zeichnungen und Plänen, erörterte der Vortragende zunächst die wichtigsten Gesetze, die für die Serpentinbildung gelten. Nachdem er darauf kurz die geologischen Formationen in der Umgebung von Neisse charakterisiert und die Entstehung des Neissetales dargelegt hatte, zeigte er, wie mannigfach sich die Flußserpentin im Boden des Neissetales bemerkbar machen. Weiter wies er nach, daß die in Neisser Umgebung am linken Talhang häufigen bogenförmigen Randnischen eine Folge der Serpentinbildung seien, indem nämlich ausgreifende Flußschlingen den Talhang an verschiedenen Stellen unterspülten und die dort höher liegenden Erdmassen zum Nachstürzen zwangen. Endlich behandelte der Vortragende noch die Frage, warum diese Nischen sich gerade nur am linken Talhang, niemals am rechten finden: die Neisse werde nämlich mehr nach der linken Talseite gedrängt, weil sie von rechts die stärkeren Nebenflüsse empfängt. Der Vortrag bot auch verschiedentlich Gelegenheit, auf geologische Erscheinungen in näherer und weiterer Ferne hinzuweisen.

Der Sekretär legte dann zwei beachtenswerte wissenschaftliche Werke vor, deren Verfasser je ein Exemplar der Bibliothek überwiesen hatten: 1. Justizrat Kollibay-Neisse, über die Formen des grauköpfigen Stieglitz (dem Verfasser dienten eine Anzahl Vogelbälge aus Innerasien

als Unterlage der Untersuchung), 2. Schulemann (ein Sohn unseres Mitglieds): Geschichte der Dalailamas, die große Literaturkenntnis verrät. Im Anschluß daran sprach der Sekretär noch 20 Minuten über den wissenschaftlichen Wert des letzten Werkes Sven Heddins „Transhimalaya“. Er gab mit Hilfe einer großen Kartenskizze zuerst einen Überblick über den Verlauf der dritten ostasiatischen Reise des kühnen Forschers und bezeichnete dann als ihre Hauptergebnisse 1. die Aufhellung der Morphologie Tibets, 2. den Nachweis, daß die Wasserscheide zwischen Tibet und Indien, von ihm Transhimalaya genannt, nicht eine einzige fortlaufende Bergkette, sondern eine Gruppe zusammenhängender Gebirge darstellt von einer durchschnittlich 500 m größeren Kammhöhe als der südlichere Himalaya, 3. die Entdeckung der Quellen des Indus und Bramaputra.

**Sitzung am 13. Dezember.** Der Sekretär begrüßte zunächst die ablehnende Haltung des Vorstandes gegenüber der jüngst auf Anregung des Herrn Gewerberats Jahr hierorts entstandenen „Vortragsvereinigung“. Eine Anzahl hiesiger Vereine haben sich zusammengeschlossen, um auf gemeinsame Kosten öffentliche Vorträge, besonders aus dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, durch Wanderredner zu veranstalten. Die Philomathie als solche hat sich nicht beteiligt, weil sie grundsätzlich ihre Vorträge nur durch ihre eigenen Mitglieder halten läßt; den einzelnen Mitgliedern steht es natürlich frei, sich auch Vorträge der „Vereinigung“ anzuhören. — Der Sekretär machte dann auf eine Abhandlung von Hadelst-Haselbach: „Die Warmbrunner Holzschnittschule“ aufmerksam, von der der Verfasser der Bibliothek ein Exemplar gewidmet hatte, und verlas einige besonders wichtige Stellen. — Sodann hielt Herr Major Ryll einen fünfviertelstündigen Vortrag „Über die deutsche Hochseeflotte.“ Nach einem kurzen Überblick über die Organisation unserer Marine ging Redner auf die Hochseeflotte ein und im besonderen auf das Linienschiff Rheinland, auf welchem er vier Wochen

zugebracht hatte. In großen Zügen schilderte er die Einrichtung des Schiffes, die Maschinen und die Artillerie. Besonders hervorgehoben wurde die gewaltige Feuerkraft eines neuzeitlichen Kriegsschiffes und der ganzen Hochseeflotte, das rasche Einnehmen der Kohle, der Gebrauch der Torpedowaffe. Dann wurde eingehend der Dienstbetrieb geschildert. Redner ging dann auf die Übungen der ganzen Flotte ein, auf das Gefecht und das Ineinandergreifen von Linienschiffen und Torpedobooten. Nach einem Ausblick auf die Bedeutung Helgolands und den Zweck der Hochseeflotte schloß Redner mit der Überzeugung, daß unsere Hochseeflotte an Offizieren, Mannschaften und Material von keiner anderen Flotte übertroffen werden könne. — Im Sinne des Vortrages stimmte der Liedermeister an der Tafel einen patriotischen Sang an. Herr Syndikus Hellmann sprach noch kurz über Neisse als Aufenthalt von Gefangenen. Er erinnerte an die gefangenen Dänen, Österreicher und Franzosen, die hier 1864, 1866 und 1870 untergebracht waren, und wandte sich dann den Schicksalen des berühmtesten Gefangenen, des Generals Lafayette, zu. Nach den Akten des Geh. Staatsarchivs und des Kgl. Kriegsministeriums in Berlin, zusammengestellt von J. Krebs in Breslau 1895, schilderte er den Leidensweg des 1792 gefangengenommenen Generals über Luxemburg, Wesel, Magdeburg nach Neisse. Auf dem Fort Preußen blieb Lafayette vom 16. Januar bis 17. Mai 1794, worauf er auf Verwendung des amerikanischen Freistaates nach Österreich ausgeliefert wurde und zwar nach Olmütz. Drei Jahre blieb er in Österreich, bis ihm die Rückkehr nach Frankreich gestattet wurde. Er lebte dort zurückgezogen bis zu seinem Tode; nur einmal trat er noch politisch hervor, als er 1830 vom Balkon des Pariser Stadthauses dem Volke den neuen König Louis Philipp vorstellte. Ein Bild von Lafayette wurde herumgereicht.

**Sitzung am 17. Januar 1912.** Nach der Erledigung des geschäftlichen Teiles wies der Sekretär hin auf die bevorstehende Jubelfeier anläßlich der 200. Wiederkehr

des Geburtstages Friedrichs des Großen. Bei den engen Beziehungen, die den großen König gerade mit dem heftig errungenen Neisse verknüpft hatten, liege es nahe, diesen denkwürdigen Tag auch in der Philomathie in einer ihren wissenschaftlichen Bestrebungen entsprechenden Weise zu feiern. Es sei daher dankbar zu begrüßen, daß der Redner des heutigen Abends sich ein Thema gewählt habe, das in enger Beziehung stehe zu den hohen Zielen, die Preußens größtem Könige bei seinem Lebenswerke vorgeschwebt hätten, der Erneuerung des deutschen Kaisertums. Herr Oberlehrer Leipert ergriff nun das Wort zu seinem Festvortrage über „Die deutsche Kaiseridee in Prophetie, Sage und Geschichte.“ Der Vortragende besprach zunächst die von ihm benutzte Literatur und verband damit einen kurzen Überblick über Kritik und Forschung zur deutschen Kaisersage. — In seinen Ausführungen ging d. V. aus von der deutschen Kaiseridee und betonte, wie wertvoll es für die Erhaltung und Entwicklung dieser immerhin abstrakten politischen Kaiseridee gewesen ist, daß sie mit einer Kaisersage in Verbindung trat, die ihr eine populäre Fassung und damit eine lange Dauer im Volke gab.

Er wies dann nach, daß die Kaisersage in ihren Anfängen bis in die Zeiten um Christi Geburt zurückreicht, und daß sie wurzelt 1. allgemein: in dem alten Messiasglauben der Völker überhaupt und 2. im besonderen: a) in den jüdisch-messianischen Weissagungen, b) in den römisch-sibyllinischen Orakelsprüchen und c) in den eschatologischen Vorstellungen der ersten Christen.

Hierauf ging der Votr. ein auf die Bedeutung des oströmischen Reiches und seiner Hauptstadt Byzanz für die Weiterentwicklung der Sage und zeigte, daß wir in Byzanz auch die Quelle für unsere deutsche Kaisersage zu suchen haben, daß sie in ihren Hauptzügen zurückzuführen ist auf die hier in Byzanz zwischen 676 und 678 verfaßte Weissagung des Pseudo-Methodius.

D. V. verfolgte darauf in längeren Ausführungen die Wanderungen und Wandlungen der Methodiusweissagung

durch die Jahrhunderte und suchte klarzumachen, daß unter Anerkennung der Tatsachen, die sich geschichtlich vollzogen hatten, mit historischer Notwendigkeit aus dem römischen zuerst ein fränkischer und dann (zur Zeit Barbarossas) ein deutscher Kaiser werden mußte.

Eingehend wurde dann nachgewiesen, wie aus der Kaisersage schlechthin eine Friedrichssage werden konnte, wie man dazu kam, mit der mystischen Gestalt des letzten Kaisers den historischen Kaiser Friedrich II. zu identifizieren, wobei ausführlich zu besprechen waren die mystisch-apokalyptischen Spekulationen des italienischen Mönchskreises der Joachiten, die Zeitgeschichte, die Persönlichkeit und die Politik Friedrichs II.

Kurz berührt wurde das Auftreten der falschen Friedrichs, der beste Beweis für die Macht der deutschen Kaiseridee und den Zauber der Kaisersage in jener Zeit.

D. V. sprach dann von der Bedeutung Friedrichs des Freidigen v. Thüringen für die feste und dauernde Lokalisation der Friedrichssage gerade in Thüringen; er zeigte zunächst, warum hier in Thüringen gerade der alte Wodansberg Kyffhäuser zum Aufenthaltsort des Kaisers Friedrich ward und wie schließlich in letzter Wandlung die Friedrichssage zur Barbarossasage wurde, wie an die Stelle des großen Enkels der große Ahnherr treten konnte.

D. V. schloß mit einem Ausblick auf die dichterische Behandlung, die die Sage besonders im 19. Jahrhundert erfahren hat, und zeigte, wie das Wiedererwachen des alten in Bergestiefe schlummernden Barbarossa zum Leitmotiv für eine große Anzahl von Liedern genommen wurde, aus denen sich klar die moderne Kaiseridee erhebt, in der sich das Verlangen des Volkes nach politischer Einigung unter einem kaiserlichen Oberhaupt zusammenfaßte.

Im Anschluß an diese Ausführungen gedachte d. V. noch des 200. Geburtstages Friedrichs d. Großen. Er entwarf in großen Zügen ein Bild des Realpolitikers Friedrich, der kluge Realpolitik trieb beim innern, wirtschaftlichen Ausbau seines Staates, indem er die

merkantilistische Wirtschaftspolitik bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgte, der aber auch ein kluger und starker Realpolitiker war in seinen Beziehungen zum Auslande, besonders zu Österreich. D. V. zeigte, daß ohne Friedrichs Zutun das preußische mit dem deutschen Interesse zusammenfiel, daß Friedrich, der unmittelbar nur das rein preußische Interesse wahrte, doch mittelbar sich als Vorkämpfer für Deutschlands Ehre bewährte, daß „ihm selber unsichtbar, an seiner Seite der Genius einer wahrhaft nationalen Zukunft unseres Volkes das Zepter ergriff“, und daß Friedrich d. Gr. in diesem Sinne die Fundamente mit hat legen helfen, auf denen dann 1870/71 das Reichsgebäude errichtet wurde.

Der Liedermeister stimmte an der Tafel der durch den Vortrag erweckten patriotischen Stimmung entsprechende Lieder an, worauf Se. Excellenz Generalleutnant Bayer sich erhob, um in großen Zügen an den Werdegang des preußischen Staates seit den Tagen Friedrichs des Großen zu erinnern und des treuen Hüters des Fridericianischen Erbes in der Gegenwart, Kaiser Wilhelms II., zu gedenken, dem ein begeistertes dreimaliges Hurra erscholl. Wegen vorgerückter Zeit wurde von einem weiteren kleinen Vortrage abgesehen.

**Sitzung am 14. Februar 1912.** Der Sekretär gab bekannt, daß durch fünf Neuaufnahmen zum ersten Male die Mitgliederzahl 150 erreicht, ja überschritten sei. Der Beschluß von 1886, der die Mitgliederzahl mit Rücksicht auf die räumlichen Verhältnisse nur bis 120 anwachsen zu lassen erlaube, habe sich in Wirklichkeit infolge der zahlreichen Anmeldungen längst nicht mehr durchführen lassen, und es hätten sich Übelstände bislang nicht herausgestellt. — Den Hauptvortrag des Abends hielt Herr Hauptmann Wichert über Helgoland mit Lichtbildern. Der Vortragende führte seine Zuhörer von Cuxhaven hinüber nach dem Felseneiland, besprach seine Umrisse und erging sich in breiter Ausführung über Erdgeschichte im allgemeinen,

über die Entstehung und die geologische Zusammensetzung Helgolands im besonderen, zeigte die Veränderungen der Inselgröße im Laufe der Jahrhunderte, soweit sie seit der Karolingerzeit nachweisbar seien, und berechnete ihre Lebenszeit, die bisherigen Bedingungen vorausgesetzt, auf noch etwa 700 Jahre. Die Bemühungen der preußischen Regierung um die Erhaltung des Areal und Uferschutz wurden eingehend dargelegt. Besonderes Interesse beanspruchten die Ausführungen über Helgoland als Flottenstützpunkt, die Erwägung der Möglichkeit einer feindlichen Landung und der Abwehrversuche, die Bedeutung der neuen kleinen Hafenbauten, die Brieftaubenpflege, die Trinkwasserversorgung, die Erschütterung der Insel durch eigene oder fremde Geschütze. Eine große Zahl trefflich ausgewählter, mit militärischer Sicherheit vorgeführter Lichtbilder erläuterten die zeitgemäßen Ausführungen. — An der Tafel wählte der Liedermeister zu Ehren des Vortragenden das auf Helgoland entstandene: Deutschland, Deutschland über alles — aus. Der Sekretär sprach (im Anschluß an die Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 23. Bd. S. 277 ff.) über den Unwert der Schrift über Elisabeth, Königin von Preußen, von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem und schilderte das Verhältnis der Königin zu Friedrich II. aufgrund der neuesten friderizianischen Forschung. Herr Professor Ruffert trug eine eigene Studie vor über den Butterkrawall von Neisse im Jahre 1848. Sie ist inzwischen mit Erlaubnis des Vorstandes im letzten Bericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins abgedruckt worden. Herr Syndikus Hellmann erinnerte an wichtige Stücke, die das Neisser Museum aus den bewegten Tagen Neisses von 1848 berge, Trommeln, Degen, Schärpen. Herr Geheimrat Dr. Cimbäl erläuterte ein Instrument, welches als Lebenswecker um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Blutentziehung (Baunscheitismus) bei Medizinern viel in Übung gewesen war. Schließlich wurde dem allbeliebten Herrn Generalmajor Berndt, der zum letzten Male unter den Philomathen

weilte, eine herzliche Abschiedsfeier bereitet. Der Gefeierte versicherte, seine Anhänglichkeit an die Philomathie auch in der Ferne bewahren zu wollen.

Sitzung am 13. März. Herr Direktor Gallien hielt einen einstündigen Vortrag mit Versuchen über „Cyan und seine Verbindungen.“ Die Steinkohle besteht im wesentlichen aus Kohlenstoff, 75 %, Wasserstoff 5 %, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, dazu etwa 15 % Wasser und 5 % Beimengungen. Wenn die Steinkohle einer trockenen Destillation unterworfen wird, so entstehen  $\text{CH}_4$  leichtes Kohlenwasserstoffgas, auch Sumpfgas, Grubengas und Methen genannt,  $\text{C}_2\text{H}_4$  Aethylen,  $\text{C}_2\text{H}_2$  Acetylen, alles brennbare Gase, und einige andere Verbindungen. — Die Gasreinigungsmasse, welche in den Gasanstalten zur Reinigung des Gases dient, enthält besonders  $\text{CN} = \text{Cy}$  Cyan und  $\text{H}_2\text{S}$  Schwefelwasserstoff oder vielmehr ihre Verbindungen mit Eisen. Wenn dieselbe zuerst mit Kalkmilch, dann mit Chlorkalium, dann mit Pottasche gekocht wird, erhält man das gelbe Blutlaugensalz  $\text{K}_4\text{FeCy}_6$ ; dieses wieder mit Chlorgas behandelt gibt rotes Blutlaugensalz  $\text{K}_3\text{FeCy}_6$ . Es wurde gezeigt, daß gelbes Blutlaugensalz mit Eisenvitriol einen hellblauen Niederschlag gab, der allmählich dunkelblau wurde; dasselbe gab mit Eisenchlorid einen dunkelblauen Niederschlag, Berliner-Blau, 1704 entdeckt. Ferner wurde gezeigt, daß rotes Blutlaugensalz mit dem zuerst genannten Stoffe einen dunkelblauen Niederschlag, Turnbolls-Blau, mit dem zweiten eine braune lösliche Verbindung ergab. — Wenn gelbes Blutlaugensalz erhitzt wird, so erhält man Cyankalium  $\text{KCy}$ , ebenso wenn es mit Pottasche geglüht wird; aus einem unschädlichen Stoffe kann also ein höchst giftiger Stoff hergestellt werden. Wenn ferner Cyankalium mit Schwefelsäure gekocht wird, so entsteht Cyanwasserstoff oder Blausäure  $\text{HCy}$ , ein sehr giftiges Gas. Leitet man dasselbe in rotes Quecksilberoxyd, so entsteht Cyanquecksilber  $\text{HgCy}_2$ , und wenn man dieses erhitzt, so zerlegt es sich in Quecksilber und Cyangas, ein sehr giftiges Gas,

welches mit violetter Flamme brennt. -- Der Vortragende zeigte alsdann, wie beim Cyan die chemische Synthese gut nachgewiesen werden könne. Man kann zunächst aus den Elementen Stickstoff und Kohlenstoff mit Hülfe des elektrischen Flammenbogens Cyan herstellen, daraus mit Hülfe von Kaliummetall Cyankalium und daraus die früher behandelten Verbindungen. Eine wichtige Verbindung ist noch das Kaliumcyanat  $\text{KCyO}$ ; dieses gibt mit Ammoniumsulfat die Verbindung Ammoniumcyanat  $\text{NH}_4\text{CyO}$ . Wenn letzteres langsam erwärmt wird, so ändert sich die Lage der Atome und entsteht Harnstoff  $\text{CON}_2\text{H}_4$ . Hiermit ist gezeigt, daß anorganische Verbindungen in organische umgewandelt werden können.

Schließlich behandelte der Vortragende dann noch das Rhodankalium  $\text{KCyS}$  und seine Wirkung auf Ferrisalze.

Der Vortragende bekam zum Lohn für seine Ausführungen sein Lieblingslied, „Die Lindenwirtin“, zu hören. Nach der Tafel hielt Herr Oberlehrer Tommek noch einen kurzen Vortrag über den Prinzen Friedrich Karl. Er wies einleitend darauf hin, daß die Geschichtsschreibung der jüngsten Jahre das Werk der Reichsgründung immer heller beleuchte, so behandle Förster nun in zwei Bänden einen der bedeutendsten Mitarbeiter an diesem Werke, den Prinzen Friedrich Karl. Aus dem ersten Bande gab Redner einen Auszug (Forschungen Bd. 23) und schilderte das Leben und Wirken des späteren Feldmarschalls bis zum Jahre 1864. Eine Besprechung des zweiten Bandes wurde vorbehalten. — Auch diesmal brachte die Geselligkeit, während deren auch das Ehrenmitglied Ernst noch ausharrte, eine Abschiedsfeier für ein treffliches Mitglied, Herrn Oberstleutnant und Bezirkskommandeur a. D. Benecken, der vor seiner Übersiedlung nach Hannover eigens noch einmal in die Philomathie geeilt war. Se. Exc. Generalleutnant Bayer rief dem Scheidenden ein herzliches Abschiedswort zu, dieser dankte bewegt für die vielen schönen Stunden, die er im Philomathiekreise habe verleben dürfen.

Sitzung am 17. April. In der ungewöhnlich stark besuchten Sitzung sprach Herr Baurat Almstedt andert-halb Stunden unter Darbietung eines außerordentlich reich-haltigen Materials von Karten, Skizzen und Photographien „Über Talsperrenbauten mit besonderer Berück-sichtigung der Provinz Schlesien“. Der Aufsatz ist unter den Abhandlungen dieses Berichts abgedruckt. — Nach der Tafel ergriff Herr Geheimrat Dr. Cimbal das Wort zu folgenden Ausführungen über die Neisser Wasserverhältnisse. In der Nr. 64 der „Neisser Ztg.“ vom 19. März 1912 ist ein Referat über eine Sitzung des Gewerbevereins enthalten, in welchem mehrfache Miß-stände in der Stadt Neisse gerügt werden. Es liegt mir fern, die Berechtigung jedes Mitbürgers, Besserung an-zuregen, zu verneinen. In dem Referat war auch darauf hingewiesen, daß das Leitungswasser der Stadt sehr viel organische Substanz enthalte. Die Art der damaligen Ausführungen, insbesondere der Hinweis auf eine Reihe amtlicher Untersuchungsergebnisse, welche vorlägen, waren geeignet, Beunruhigung unter der Bürgerschaft hervor-zurufen, und haben dies auch getan. Ich fühle mich be-rufen, zur Klärung der Sachlage mitzusprechen, und will, was damals in den Ausführungen fehlte, ergänzen. Ich denke aber nicht daran, irgend etwas zu beschönigen oder zu verhüllen.

Beim Bau unserer Wasserleitung im Jahre 1879 wurde keine Enteisungsanlage gebaut, weil man das Verfahren damals noch nicht genügend kannte. Das Eisen hat in den vergangenen 31 Jahren die Leitungsrohre stark versetzt und macht sich zeitweise recht lästig bemerkbar. Das ist allgemein bekannt, aber auch der Umstand, daß dies gesundheitlich unbedenklich ist. Was hat nun weiter der hohe Gehalt an organischer Substanz zu bedeuten und wie weit ist derselbe bedenklich?

Der Untergrund des Neissetales ist bis in ganz kolossale Tiefen Schwemmland. Erbohrt sind 180 Meter, das ist zweimal tiefer als der Rathausturm hoch ist. Daß in diesen mächtigen Schichten die Vegetation vieler Jahre,

ja vieler Jahrhunderte begraben ist, können Sie sich wohl denken, beweisen kann es Ihnen aber das Bohr-Profil des Tiefbrunnens von 1904. Ich lege Ihnen dasselbe vor. Sie ersehen daraus, daß in einzelnen, sehr mächtigen Schichten Holz abgelagert ist und etwa in der Tiefe von 130 bis 140 Meter eine fast 10 Meter starke Schicht Braunkohle. Das ist organische Substanz. Aus diesem Schwemmlande nun stammt unser Leitungswasser und natürlich auch dessen Gehalt von organischer Substanz.

Es ist auch kaum anzunehmen, daß wir in Zukunft im Neissetal Wasser ohne organische Substanz finden werden, denn Holz, Moor, Torf und Braunkohle sind überall vorhanden. Ich zeige Ihnen hier eine Bohrprobe aus Rothfest, wo in einer Tiefe von 58 Metern reichlich Braunkohle gefunden wurde. Außerdem lege ich Ihnen die Analysen des Patschkauer Tiefbrunnen-Wassers vor. Sie wollen ersehen, daß auch dieses organische Substanz enthält. Ich mache aber auch darauf aufmerksam, daß die organische Substanz im Untergrunde fast nur aus „stickstofffreien“ Substanzen besteht. Was bedeutet nun der Gehalt an organischer Substanz im Wasser gesundheitlich? An sich nichts. Unsere sämtlichen Nahrungsmittel sind zum großen Teil organische Substanz.

Von Bedeutung ist es aber, wenn man anstatt der organischen Substanz deren Zersetzung-Produkte findet. Dieses sind, soweit es die stickstoffhaltige Substanz betrifft, Ammoniak und salpetrige Säure. Ihr Vorhandensein würde bedeuten, daß die organische Substanz nicht aus dem Boden ausgelaugt war, sondern durch Zufluß von mit menschlichen oder tierischen Abgängen verunreinigtem Wasser hineingelangt ist. Bisher ist kein Untersuchungsergebnis bekannt, in welchem auch nur Spuren von Ammoniak oder salpetriger Säure enthalten wären. Ja, auch die wesentlich unbedenklichere Salpetersäure fehlt in fast allen Analysen, ist, wo sie erwähnt wird, nur als Spuren angegeben.

Vielleicht würde jemand auch bezweifeln, daß so winzige Spuren von Ammoniak oder salpetriger Säure,

wie man sie in nicht einwandsfreiem Wasser findet, giftig wirken können. Das ist es aber gar nicht, was das Wasser gefährlich macht, sondern es sind die Ursachen der Zersetzung der organischen Stoffe selbst, welche die Gefahr bedingen, die Bakterien. Nun, wenn noch etwas notwendig ist, über die Beschaffenheit unseres Leitungswassers zu beruhigen, so ist es dessen Keimarmut, welche fast an Keimfreiheit heranreicht. Seit dem Jahre 1904 wird das Wasser zweimal wöchentlich bakteriologisch untersucht und diese Untersuchungen amtlich kontrolliert. Während das Wasser der Untergrund-Brunnen der Stadt Neisse, wenn es auch noch so harmlos aussieht, 3000 Keime und mehr im Kubikzentimeter Wasser enthält, haben wir in unserem Leitungswasser niemals die Zahl 100 erreicht, gewöhnlich aber kaum 20. Und auch diese Keimzahlen entsprechen nicht der ursprünglichen Beschaffenheit des Wassers, welches keimfrei aus der Tiefe kommt, sondern sind durch das unumgänglich notwendige Hantieren an den Brunnen hineingekommen.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, Befürchtungen, welche durch den hohen Gehalt an organischer Substanz im Wasser etwa entstanden waren, zu zerstreuen. Selbstredend bin ich bereit, auf sachliche Erörterungen einzugehen, gedenke auch, die Augen für die Zukunft offen zu halten.

Ich füge noch bei, daß die Vorbereitungen für eine Enteisungs-Anlage im Gange sind; leider versagt die Technik bisher darin, eine brauchbare Methode zur Beseitigung organischer Substanz zu finden.

Da die Beschwerden über die schlechte Beschaffenheit des Leitungswassers auch in der Folgezeit nicht nachließen, veröffentlichte Dr. Cimal einige Monate später (Beilage zu Nr. 170 der Nssr. Ztg. 1912) eine neue Erklärung, die bei dem allgemeinen Interesse für die Wasserverhältnisse der Stadt hier wiedergegeben sei. „Um die gegenwärtigen Wasserverhältnisse von Neisse vollständig beurteilen zu können, erachte ich eine kurze geschichtliche Übersicht, wie dieselben nach und nach geworden sind, für erforderlich.

Die älteste nachweisbare Wasserversorgung war auch hier die durch Untergrundbrunnen, welche zahlreich in den Höfen der Grundstücke, einzelne auch auf öffentlichen Plätzen, vorhanden waren. Ein Teil der Brunnen war von den öffentlichen Wasserläufen abhängig, sie versiegten, wenn die Bielekanäle abgeschlagen waren. Von den öffentlichen Brunnen hatten einige einen gewissen Ruf, besonders der Brunnen im Gymnasialhofe, an der Kreuzkirche, im Peterswinkel, der Schöne Brunnen, der Brunnen im Fort Preußen.

Neben der Wasserversorgung durch Brunnen bestand auch noch eine primitive Art zentraler Wasserversorgung. Aus dem Bielekanal, welcher von Kupferhammer nach der Stadt geleitet, diese in drei Armen durchfloß und hauptsächlich die Aufgabe hatte, die Abwässer der Stadt mit den Fäkalien abzuleiten, wurde durch ein Hebewerk Wasser, vor dem eigentlichen Eintritt in die Stadt, auf einen Wasserturm am Brüdertor gehoben und durch Rohrleitung zu zwei „Springbrunnen“ und einer Röhrbutte geleitet, später auch noch durch laufende Brunnen auf den Straßen verteilt.

Die Stadt Neisse war noch bis in das dritte Viertel des vergangenen Jahrhunderts als Typhusherd bekannt, was bei der Art ihrer Wasserversorgung nicht auffallen kann. Waren doch sämtliche Brunnen in den Höfen der Stadt durch die offenen Gräben, welche die Fäkalien zwischen den Häuserreihen nach den Bielearmen führten, gefährdet. 50—80 Typhuserkrankungen in einem Jahre waren an der Reihe.

Einsichtige Männer erkannten die Mißstände der Wasserversorgung schon zeitig. In den Jahren 1834 bis 36 wurde auf dem Oberringe der Stadt der Versuch gemacht, einen Tiefbrunnen zu erbohren. Erfolglos wurden die Bohrungen bis auf 165 Fuß in die Tiefe fortgesetzt, dann aus Mangel an Geld als erfolglos aufgegeben.

Lange Zeit fehlte zu weiteren Projekten das Geld und der Mut, aber die Wasserkalamität stieg und wurde zum Notstand, als durch die Notwendigkeit des Neubaus

des früher hölzernen Bielekanal-Trajekts 1863 die Wasserzufuhr aussetzte. Während der 3 Feldzüge nahm natürlich die Angelegenheit keinen Fortgang.

Erst nach dem Feldzuge von 1870/71 kam die Angelegenheit wieder in Fluß. Es wurden eine Reihe Projekte erörtert, von welchen als die am nächsten liegenden, die Entnahme des Wassers aus einem der beiden Flußläufe mit Kläranlage und Hebung in ein Hochreservoir in Frage kam. Auch die Zuleitung von Quellwasser von den südlich der Stadt gelegenen Bergen her wurde damals schon angeraten.

Im Jahre 1873 entstand das Projekt, als Betriebskraft für ein Wasserhebewerk den Flußlauf selbst zu benützen und zwar die Wasserkraft des Wehres an Schleuse 16. Dies ist auch nachträglich erfolgt, indem oberhalb des Wehres auf der rechten Seite ein Teil des Wassers durch einen Schacht abgeleitet und unterhalb wieder zugeleitet wurde. Der dadurch bedingte starke Fall des Wassers treibt Turbinen, die in dem Schachte eingebaut sind und welche seit jetzt 33 Jahren die Betriebskraft für das Wasserhebewerk abgeben. Nachträglich ist dem Betriebe ein Gasmotor beigefügt worden, weil bei starkem Hochwasser die Turbinen versagen.

Für die Versorgung der Stadt selbst wurde das Wasser aus zwei Brunnen entnommen, welche sich 35 und 50 m vom Flußlaufe der Neisse innerhalb der Gärten an der Gartenstraße befinden. Diese beiden Brunnen sind 9,0 m tief durch Rohrleitung mit einem dritten 11,5 m tiefen (Sammel-)Brunnen verbunden, aus welchem das Pumpwerk das Leitungswasser entnimmt. Das geförderte Wasser wird durch den Turbinenbetrieb einerseits in das Rohrnetz der Stadt getrieben; der etwaige Überschuß andererseits durch eine Rohrleitung unter dem Flußbett der Neisse hindurch (Dikker) in ein Hochreservoir im Fort Preußen geleitet. Hebewerk und Hochreservoir funktionieren gemeinschaftlich, können aber jedes für sich kurze Zeit den Betrieb übernehmen.

Die Wasser-Versorgung in dieser Ausgestaltung funktionierte durch 20 Jahre einwandsfrei, da trat im

Winter 1900/01 zum ersten Male Wasser-Mangel auf und zwar in so ausgesprochener Weise, daß nur die unteren Stockwerke der Häuser genügend versorgt werden konnten. Es ist zweifellos, daß damals vielfach die alten Brunnen wieder benutzt worden sind. Der Typhus, seit 20 Jahren aus Neisse verschwunden, trat wieder auf und zwar mit der alten Heftigkeit. Einen Teil der Schuld hierfür hatte aber zweifellos die unrichtige Anlage der Hausleitungen, indem dasselbe Steigerrohr für die Zapfhähne und die Klosettspülungen diente. Kastenspülung und selbst Rohrunterbrecher fehlten damals vollständig.

Der Typhus ist zwar wieder völlig ausgeblieben, der Wassermangel aber auch jetzt noch nicht wieder völlig beseitigt, obwohl im Jahre 1901 ein weiterer Brunnen zwischen Schlachthofstraße und Flußlauf oberhalb des Wehres und 1903 ein weiterer zwischen Schlachthofstraße und Neissebett unterhalb des Wehres gebaut worden ist. Selbst die Hoffnung, welche man auf den 1904 begonnenen Tiefbrunnen gesetzt hat, wurde nicht vollständig erfüllt, indem das anfängliche Ergebnis der Förderung auf den Tag nach und nach auf die Hälfte der Leistung zurückging. Neben dem Rückgang des Wasserquantums zeigte sich aber von da ab ein anderer Mißstand: zur Zeit als das Wasserhebewerk in Neisse gebaut wurde, war die Notwendigkeit, eisenhaltiges Wasser vom Eisen zu befreien, noch nicht genügend bekannt und wurde eine Enteisenung deshalb nicht vorgesehen. Die notwendige Folge war, daß sich das Eisen in den Leitungen selbst absetzte und der Querschnitt der Rohre nach und nach wesentlich verengerte bzw. verengt wurde. Seither haben die Klagen über die Beschaffenheit des Wassers nicht mehr aufgehört. Zeitweise liefert wohl die Leitung auch jetzt ein einwandfreies Wasser, besonders da, wo die Leitungen dauernd in ruhigem Zustande verbleiben. Es findet in den Leitungen selbst eine Enteisenung statt, indem sich das Eisen abscheidet und auf den schon vorhandenen Niederschlägen festsetzt. Wenn jedoch größere Veränderungen an der Rohrleitung vorgenommen werden,

neue Anschlüsse gemacht werden, kurz die Druckverhältnisse in den Rohren wesentlich geändert werden, dann sind dem Wasser oft massenhaft schwarze Flocken beige-mischt, zeitweilig ist das Wasser auch mißfarbig gelblich-braun, hatte auch oft einen unangenehmen moorigen Geruch, besonders erhitzt. Der letztere Umstand besonders erregte die Unzufriedenheit der Hausfrauen, weil die Wäsche nicht weiß zu bekommen war. Die Klagen sind mit den Jahren ärger geworden. Es hat auch durchaus nicht an Versuchen gefehlt, die Mißstände zu beseitigen.

Ehe auf die Versuche einzeln eingegangen wird, erscheint eine Klarlegung der Beschaffenheit des Wassers in hygienischer Beziehung am Platze. Schon von Anfang des Bestehens des Hebewerkes an traten Behauptungen auf, das Wasser entstamme dem Flusse selbst. Die Schöpfer des Werkes Aird und Mark haben dieser Auffassung von Anfang an widersprochen mit der Angabe, das Wasser entstamme der Kiesschicht, welche der Fluß bei den dauernden Änderungen seines Bettes zurückließ und in welcher ein unterirdischer Grundwasserstrom neben dem Flusse und in gleicher Richtung erfolge. Gegen die Behauptung, es handele sich um übergeleitetes Flußwasser, sprachen zwei Momente: die Temperatur des Wassers in den Brunnen und der Leitung war nie die des Flußwassers, im Sommer niedriger, im Winter höher, blieb immer die gleiche. Der Eisengehalt des Wassers widerspricht ebenfalls der Auffassung: das Flußwasser hat kein Eisen.

Am allerwenigsten könnte ein Zusammenhang des Tiefbrunnens, welcher sein Wasser einer Schicht aus der Tiefe von 180 Metern entnimmt, angenommen werden.

Schon seit 1903 findet eine bakteriologische Untersuchung des Wassers der einzelnen Brunnen statt und zwar zweimal wöchentlich. Der die Untersuchung ausführende Beamte ist für diesen Zweck in Beuthen vorgebildet.

Die gefundene Keimzahl war dauernd eine geringe, hat die Zahl 100 nie erreicht. Auch die oben

geschilderten Mißstände haben darin keine Änderung hervorgerufen.

Von den bisher vorgenommenen Versuchen, eine Besserung der Wasserverhältnisse zu schaffen, sind folgende anzuführen:

Der Brunnen von 1901 kam in den Verdacht, an der gelbbraunen Färbung des Wassers schuld zu sein, er ist deshalb wiederholt und auf lange Zeit aus dem Betriebe ausgeschaltet worden. Ob er in hervorragendem Maße Ursache war, ist nicht sicher erwiesen.

Durch Einschaltung von Schiebe-Vorrichtungen an den stärkeren Rohrleitungen der einzelnen Straßensysteme ist versucht worden, durch eine energische Spülung das den Rohren innen anhaftende Eisen zu entfernen; es wurden ganz außerordentliche Mengen schwarzen Eisenoxyduls entleert, dennoch ist es bisher nicht gelungen, das Übel zu beseitigen oder nur genügend in Schranken zu halten; es muß auch damit gerechnet werden, daß die Ausscheidung des Eisens dauernd weiter erfolgt.

Die Klagen der Bürgerschaft erscheinen vollständig berechtigt, und die Behörden sind der Überzeugung, daß Abhilfe zu schaffen notwendig ist. Es handelt sich jetzt um die Frage, wie ist Abhilfe zu schaffen? Um die Beurteilung der Angelegenheit in möglichster Ruhe zu ermöglichen, schicke ich voraus, daß eine Gefahr für die Gesundheit der Bürger nicht besteht, solange diese selbst keine Fehler machen. Bedeutend der schwerste Fehler bleibt die Wiederbenußung der früheren Untergrundbrunnen in den Höfen.

Weiter ist die Frage zu erörtern, worin bestehen diese Mißstände? Hierzu ist zu bemerken:

1. Die vorhandenen Brunnen genügen dem Bedarf nicht mehr, dieselben müssen außerordentlich stark in Anspruch genommen werden, und es scheint, als ob das Wasser liefernde Gelände zum Teil erschöpft sei, in erster Linie gilt dies von den beiden Brunnen in den Gärten, und dem Brunnen von 1903. Der Brunnen von 1901

scheint für die weitere Benützung außer Betracht bleiben zu müssen, er kann vielleicht für einen anderen Zweck (eventl. als Sammelschacht) noch in Betracht kommen. Daß der Tiefbrunnen in seiner Leistungsfähigkeit nachgelassen hat, dürfte als Konstruktionsfehler aufzufassen sein.

Wie die Frage der Beschaffung neuer Brunnen zu lösen ist, war bisher der Inhalt vieler Beratungen: endgültig dürfte die Frage noch zu lösen sein.

Ob die Aufbesserung der alten Brunnen genügen könnte, erscheint ausgeschlossen; die Beschaffung neuer Brunnen in der Nähe der alten ist nicht besonders aussichtsvoll, da das verfügbare Gelände etwas spärlich und anscheinend erschöpft ist. Auch einen neuen Tiefbrunnen neben dem alten zu bohren, ist ein Risiko, da die Garantie fehlt, daß der neue den alten nicht etwa beeinträchtigt.

Daß neue Brunnen notwendig sind, ist also wohl zweifellos, nur wo dieselben angelegt werden sollen, noch zu entscheiden.

2. Der zweite Mißstand ist der, daß die Rohre der bisherigen Leitung stark mit ausgeschiedenem Eisenoxydul versetzt und verengt sind.

Hieraus erwächst eine doppelte Aufgabe: einmal die, das Eisenoxydul aus der Leitung herauszuschaffen . . . oder neue Rohre zu legen. Es ist noch unentschieden, was sich weniger teuer stellen würde, leichter ist jedenfalls das letztere Verfahren.

Die zweite Aufgabe ist die, zu verhindern, daß sich in der Zukunft abermals Eisenoxydul in den Leitungen absetzt; das Wasser vorher zu enteisenen, ehe es in die Leitung gelangt.

Von den entstandenen Aufgaben erscheint die Schaffung einer Enteisungsanlage vielleicht die dringlichste. Leider kompliziert sich diese Aufgabe: handelte es sich nur um die Enteisung des von den bisherigen Brunnen geförderten Wassers, so gehörte die Enteisungsanlage selbstredend neben diese; nicht unwesentlich aber wird die Anlage komplizierter, wenn die neue Brunnenanlage von der gegenwärtigen entfernt angelegt werden muß,

es ist dann die Frage zu entscheiden, ob eine einzelne Enteisungsanlage überhaupt genügen wird. Aber weiter kompliziert wird die Forderung durch einen zweiten Umstand: seit einigen Jahren trat in den Ergebnissen der chemischen Untersuchungen Mangan auf, ein Stoff, welcher früher nicht erwähnt war. Vorhanden war das Mangan mit dem Eisen vergesellschaftet zweifellos von Anfang an im Wasser, es ist aber durch 20 Jahre nicht im mindesten lästig geworden; als lästig bezeichnet wird das Mangan erst seit wenigen Jahren. Nun ist aber auch die Forderung hinzugekommen, neben einer Enteisung auch noch eine besondere Entmanganung vorzunehmen. Daß eine derartige Erweiterung der Enteisungs-Anlage diese nicht nur sehr verteuern, sondern noch weiter komplizieren müßte, ist ersichtlich. Deshalb ist die Feststellung, ob die Entmanganung überhaupt erforderlich ist, notwendig. Ich erachte es für angezeigt, auch die Gründe, welche dagegen sprechen, zu erörtern. Solche Schritte lassen sich nicht zurücktun; ich begründe dies wie folgt: In unserem Leitungswasser hat uns durch mehr als 20 Jahre das Eisen nicht gestört, von vorhandenem Mangan war nie die Rede. In den Berichten vom 24. 12. 1900 (Oppelner Untersuchungsamt) und noch vom 15. 7. 1905 (ebenso) ist Mangan als ein chemischer Bestandteil unseres Wassers noch gar nicht erwähnt. Es fehlt noch in dem Bericht vom 8. April 1908 (Oppeln) und 24. August (Beuthen), am 9. Mai 1910 ist von „Spuren“ die Rede. (Oppeln). Wenn in der allerletzten Zeit auf den Mangangehalt ein so außerordentlicher Nachdruck gelegt wird, so kann ich mich nicht entschließen, sofort die Anlage einer Entmanganung für geboten zu erachten, die vielleicht, nachdem unsere Brunnen- und Leitungsverhältnisse wieder in Ordnung sind, überflüssig, wenn nicht gar lästig werden kann. Ich erachte es für ausgeschlossen, daß sich das Wasser des Neisse-tales in der kurzen Zeit von wenigen Jahren wesentlich änderte, aber ich weiß es, daß die Leitungsrohre mit Eisenoxydul besetzt und daß unsere

Brunnen ausgehungert sind; und bin überzeugt, daß hier der Schaden zu suchen und zu beseitigen ist.

Das Neissetal ist außerordentlich reich an Wasser und ein eigentlicher Wassermangel ausgeschlossen; es eignet sich aber nicht jedes Wasser für eine allgemeine Wasserversorgung einer Stadt von 30 000 Einwohnern.

Zahlreiche Flußläufe kommen aus den nach Süden gelegenen Vorbergen des Altvatergebirges, aus jedem der bis in den Kreis hineinreichenden Täler kommt ein Wasserlauf hervor, doch sind die Berge noch zu weit, als daß dort die Quellen in Betracht kommen könnten. Geprüft sind eine Anzahl Quellen bis zu einer Entfernung von 8—10 Kilometern, ob sie sich für eine direkte Quelleitung nach der Stadt Neisse eignen würden; alle untersuchten waren dazu zu wasserarm. Am günstigsten erschien noch eine Gruppe von Quellen in einem Tale zwischen Preiland und Dürr-Kamitz, doch mußte auch von diesem Projekte mit Bedauern Abstand genommen werden, da die größte Menge, welche die Gesamtheit der Quellen liefern konnte, nur 800 Kubikmeter auf den Tag betrug, bei einem Bedarf von wenigstens 3000 Kubikmetern.

Das Projekt einer direkten Quellwasserleitung erscheint deshalb aussichtslos. Bekanntlich treten aber nicht alle Wasserläufe, die aus den Bergen kommen, zu Tage, ein Teil geht unterirdisch dem Tale zu und tritt oft an recht entfernten Stellen erst in die Flußläufe ein. Wenn solche unterirdische Wasseradern durch eine Bohrung erschlossen sind, tritt oft das Wasser, je nachdem es unter einem hohen Druck stand, im Strahl mehrere Meter hoch über das Niveau des Geländes. So entstehen die artesischen Brunnen. Daß solche Strömungen im Neissetal vorhanden sind, beweist sowohl der Tiefbrunnen der Stadt Neisse selbst, als auch die Brunnen der Wasserleitung der Stadt Patschkau. Letztere fördern das Wasser aus einer relativ mäßigen Tiefe (50 Meter etwa), während der Tiefbrunnen von Neisse bis auf eine Tiefe von 180 Meter hinabreicht. Gelingt es, eine derartige Wasserader zu erbohren, so hat

dies den Vorteil, gewissermaßen Quellwasser zu gewinnen, welches die Natur selbst schon bis an den Bedarfsort geleitet hat. Freilich ohne Schwierigkeiten ist auch diese Art der Wassergewinnung nicht. Einmal hört bei solchen Tiefen jede Möglichkeit der Beeinflussung des einmal erbohrten Brunnens auf, und sodann kommt der Umstand hinzu, daß das Wasser immer wärmer wird, je tiefer es erbohrt wird (etwa 1 Grad C. bei je 33 Meter). Vielleicht ließe sich aber dieser Mißstand ertragen, da es nur in den heißen Monaten unbequem werden würde; dafür wäre aber ein völlig einwandfreies Wasser gewonnen.

Gelänge es, auf diese Weise Wasser zu gewinnen, so wäre dies jedenfalls für die Stadt Neisse das günstigste Ergebnis. Als Bohrfeld käme anscheinend nur das Gelände, welches zwischen Neisse und Neuland der Stadt selbst gehört, oder der neue (Warmbrunn-)Park in Betracht.

Dieses Gelände käme auch in Betracht, wenn auf Flachbrunnen zurückgegriffen werden sollte; aber während für die Anlegung von Tiefbrunnen auch nicht das mindeste Bedenken vorläge, so ist dies für Oberflächenbrunnen in gleicher Weise nicht der Fall. Zwar dürfte es möglich sein, für die Brunnen Stellen zu finden, die dem Hochwasser nicht ausgesetzt wären; zweifellos aber würde das Wasser einen hohen Eisengehalt und vielleicht auch die Stoffe eines moorhaltigen Bodens enthalten und die Reinigung von diesen nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten entgegenseßen.

Mehr der Vollständigkeit wegen, als weil erwartet werden könnte, daß dadurch ein Resultat zu erzielen sein würde, ist zu erwähnen, daß auch der Wunsch laut geworden ist, einen Quellenfinder um Rat zu fragen. Bei der Beschaffenheit des Neissetales würde Wasser überall zu finden sein, ob genügendes und brauchbares, würde aber von einem glücklichen Zufall abhängen.

Für die nächste Aufgabe der Stadt halte ich: 1. durch möglichst neutrale Sachverständige die Frage lösen zu lassen, ob eine Entmanganung notwendig ist, alsdann das Projekt für die Enteisenung aufzustellen; 2. das

Gelände zu bestimmen, wo neue Brunnen geschaffen werden sollen, und mit dessen Prüfung sofort zu beginnen.

Dr. Cimbal.

Leider sollte der umsichtige Kreisarzt nur zu zeitig seinem Wirkungskreise entrissen werden.

**Sitzung am 8. Mai 1912 und Feier des 74. Stiftungsfestes.** Anwesend waren 94 Mitglieder und 2 Gäste. Der Sekretär gab nach einer Ansprache eine gedrängte Geschäftsübersicht. Nach dieser waren in 8 Sitzungen 17 wissenschaftliche Fragen erörtert worden vor durchschnittlich 63 Teilnehmern an den Vorträgen, 52 an der Tafel, nämlich

	amVortrag		an der Tafel		amVortrag		an der Tafel
	Mitgl. + Gäste		Personen		Mitgl. + Gäste		Personen
Okt.	67	2	57	Febr.	59	3	49
Nov.	60	2	54	März	52	—	45
Dez.	61	2	53	April	72	4	63
Jan.	56	1	47	Mai	94	2	87

Der Sekretär war in der Lage, sämtliche Sitzungen persönlich zu leiten. Das Personalverzeichnis ergab im Mai 1911: 147 Mitglieder, am 25. Oktober 142, im März 1912: 153, am Schluß 152 Mitglieder. Diese Zahl war bisher noch nicht erreicht worden. Den Berufen nach waren unter den Einheimischen 35 Militärs, 22 Juristen, 22 Philologen und Schulmänner, 18 Ärzte und 4 Apotheker, 8 Baubeamte, 4 Fabrikbesitzer und 4 Kaufleute, 5 Verwaltungsbeamte, 4 Geistliche im Hauptamt, 5 von der Post, Steuer, Reichsbank, 6 Privatiers. Zu den Vereinen mit Schriftenaustausch ist der Kolonialverein in Straßburg hinzugetreten. Vorstandssitzungen fanden nach Bedürfnis statt und betrafen teils Vorbereitungen für die Sitzungen, teils Aufnahmen und Fragen des inneren Lebens. Es wurde unter anderem beschlossen, das Jubiläum der Philomathie mit dem nächsten Stiftungsfeste Mai 1913 zu verbinden und den im nächsten Herbst fälligen Bericht als Jubelschrift im nächsten Frühjahr erscheinen zu lassen. Eine Änderung im Vorstande war letzten Herbst insofern erfolgt, als an Stelle des Herrn Oberstleutnants Gräwe

Se. Excellenz Generalleutnant Bayer in denselben eintrat. Das Vereinsleben war auch dieses Jahr erfreulich rege. — Nach der Geschäftsübersicht legte der Sekretär eine Einladung des Vereins für Geschichte Schlesiens zu seinem Sommerausfluge nach Neisse am 2. Juni vor und ein Schreiben Sr. Excellenz Generalleutnants Berndt aus Landeck, in welchem dem Bedauern Ausdruck gegeben war, aus Gesundheitsrücksichten nicht persönlich am Schlußfeste erscheinen zu können. — Hierauf ergriff Se. Exc. Generalleutnant Bayer das Wort zu dem angekündigten Festvortrage über „Die politische Entwicklung auf der apenninischen Halbinsel seit dem Wiener Kongreß, mit einem kurzen Ausblick auf den gegenwärtigen italienisch-türkischen Krieg.“ Die aus dem Wiener Kongreß hervorgegangene Neuordnung Europas sollte nach der Ansicht des leitenden Staatsmannes, des Fürsten Metternich für alle Zeit die Gewähr bieten der Förderung und Entwicklung der Güter der Zivilisation. — Indessen waren alle Festsetzungen des Kongresses als ein Sieg der Anschauungen und Interessen des alten Europas zu betrachten. Über die Förderung freiheitlicher Institutionen, über die Erweiterung der nationalen Einheitsbestrebungen, sowie über die Anerkennung der politischen Rechte der Völker war man einfach zur Tagesordnung übergegangen. — Die apenninische Halbinsel wurde wieder so eingeteilt, wie sie vor der französischen Revolution, vor der phänomenalen Erscheinung Napoleons bestanden hatte. — Bis zum Kongreß war Italien französisch, und zwar gehörten Savoyen und Nizza, Piemont, Genua, der westliche Teil der Herzogtümer und der westliche Teil des Kirchenstaates mit Rom zum französischen Kaiserreich, die Lombardei und Venedig, der östliche Teil der Herzogtümer und des Kirchenstaates zum Königreich Italien unter dem Vizekönig Eugène Beauharnais. Der südliche Teil der Halbinsel bildete das Königreich Neapel und Beider Sicilien unter dem König Joachim Murat, dem Schwager Napoleons.

Eugène Beauharnais, der Stiefsohn Napoleons, erhielt nach 1815 von seinem Schwiegervater, dem Könige von

Bayern, den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg. — J. Murat wurde, nachdem er im November 1815 den Versuch gemacht hatte, sich gewaltsam seines Königreiches wieder zu bemächtigen, in der Nähe von Neapel kriegsgerichtlich erschossen.

Nach dem Kongreß zerfiel die Halbinsel in das Königreich Sardinien, das Lombardisch-venezianische Königreich, die Herzogtümer der früheren Provincia Aemilia, den Kirchenstaat und das Königreich Neapel und B. S.

Das Königreich Sardinien erhielt Karl II. aus dem Hause Savoyen - Carignan. Dieses kleine Königreich, welches eine mannhafte Bevölkerung besaß und sich zu guter Staatsverwaltung mit einer tüchtigen Armee entwickelte, sollte in der Folge den Kern bilden, um welchen sich das geeinigte Italien kristallisierte. Es bestand aus Piemont und Sardinien, Savoyen und Nizza und dem Herzogtum Genua. Das Lombardisch-Venezianische Königreich fiel an Österreich. Die Herzogtümer der früheren Provincia Aemilia zerfielen in 4 Gruppen, Toskana, Modena, Parma und Lucca. Der Landstrich führte seinen Namen aus römischer Zeit, weil der Konsul Aemilius Paulus Straßen durch denselben bauen ließ, namentlich eine Heerstraße, welche von Rimini an der Ostküste über Bologna, Parma, Piacenza auf Mailand läuft und noch heute den Namen Via Aemilia trägt.

Das Großherzogtum Toskana kam als Sekundogenitur an Österreich. Erzherzog Ferdinand wurde Großherzog. Aus diesem Hause stammt die frühere Kronprinzessin Luise von Sachsen, geschiedene Frau Toselli. Es scheint, als wenn den Mitgliedern des Hauses Toskana die fürstlichen Würden und Bürden in den letzten Jahrzehnten zu schwer geworden sind. Der ältere Bruder der Prinzessin Luise, der Erzherzog Leopold, hat seine fürstlichen Würden niedergelegt und lebt als Leopold Wölfling in der Schweiz. Der jüngere Bruder Heinrich Ferdinand hat eine bürgerliche Dame geheiratet und sich seiner fürstlichen Würden entäußert. Der Vater dieser Geschwister, der letzte Großherzog Ferdinand IV., mußte im Jahre 1859 seinen

Thron und das Land verlassen und lebte in Salzburg und am Bodensee. Er hatte vier Brüder, Ludwig Salvator, Franz Salvator, Karl und Johann. Ersterer lebte auf der Insel Majorka im Mittelländischen Meere den Wissenschaften und seinen Neigungen. Karl und Franz waren völlig in das bürgerliche Leben getreten. Erzherzog Johann hat seinen fürstlichen und militärischen Rang abgelegt, ist als Johann Orth in die Welt gezogen und verschollen. Die Herzogtümer Modena-Massa und Carrara kamen an den Erzherzog Ferdinand von Österreich-Este. Zu diesem Hause gehört der jetzige Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este. — Die Herzogtümer Parma-Piacenza und Guastalla fielen an die Erzherzogin Marie-Luise, frühere Kaiserin von Frankreich. Sie war ihrem Gemahl, dem Kaiser Napoleon, nicht in die Verbannung gefolgt, sondern mit ihrem Sohne, dem König von Rom, an den Wiener Hof gegangen. Der Kaiser verlieh dem Prinzen den Titel eines Herzogs von Reichstadt. Er trat jung in die österreichische Armee und starb 21 Jahre alt 1832. Im Jahre 1816 bezog die Erzherzogin ihren Thron in Parma und verheiratete sich nach dem im Jahr 1821 erfolgten Tode ihres Gemahls morganatisch mit ihrem Hofmarschall, dem Grafen Neyperg, mit welchem sie einen Sohn hatte, welcher den Titel Herzog von Montenuovo führte, eine Italienisierung des Namens Neuberg. Nach dem Tode des Grafen Neyperg heiratete sie den Grafen Bombell und starb 1847. Das Herzogtum Lucca endlich erhielt die Infantin Marie Lise, frühere Königin von Etrurien. Dieses Königreich war aus dem Frieden von Luneville 1801 hervorgegangen und bestand in der Hauptsache aus Toskana. Napoleon I. löschte dasselbe wieder aus. — Den Kirchenstaat erhielt der Papst Pius VII. mit dem Sitze in Rom zurück. Napoleon hatte demselben zuletzt Fontainebleau zum Aufenthalt angewiesen. In diesem Staate befindet sich ein kleines staatliches Gemeinwesen, welches alle Stürme der Jahrhunderte überdauert hat, die Republik San Marino; nach der Sage im 5. Jahrhundert von einem Einsiedler Marino gegründet. Um den

Wohnort des frommen Mannes sammelten sich Anhänger, durch Schenkungen wurde der Besitz vergrößert, es bildete sich ein Gemeinwesen, welches sich schließlich zu einer Republik entwickelte. Das Ländchen, welches jetzt etwa 1,2 □ Meilen groß ist und zirka 7—8000 Einwohner enthält, hat eine rein republikanische Verfassung. 12 Senatoren, 60 Deputierte und 2 Capitani regenti bilden die Regierung. Die letzteren werden alle 6 Monate neu gewählt, damit sie keine tyrannischen Anwandlungen bekommen. — Das Königreich Neapel und B. S. fiel an den Infanten Ferdinand von Spanien. — Während unter König Murat die Staatseinrichtungen verhältnismäßig freisinnig, die Armee eine gute war, verfielen beide unter den schwachen, völlig unter österreichischem Einflusse stehenden Spaniern sehr bald. Sie verstanden sich nicht die Achtung ihrer Untertanen zu erwerben und, nachdem sich zwei Ferdinande und zwei Franze gefolgt waren, mußte Franz II. im Jahre 1860 für immer das Land verlassen.

Es ist ersichtlich, daß der österreichische Einfluß auf der Halbinsel ein überwiegender war. Wo er nicht durch verwandtschaftliche Verhältnisse hervortrat, war er durch besondere Abmachungen, so in Sardinien, dem Kirchenstaat und Neapel betont und angenommen worden. Österreich betrachtete sich gewissermaßen als Mandatar des Kongresses auf der Halbinsel. — Daß dieser österreichische Einfluß einem heißblütigen Volke, wie dem italienischen, welches in französischer Zeit freiheitliche Institutionen kennen und schätzen gelernt hatte, als drückende Fremdherrschaft erscheinen mußte, liegt auf der Hand, und so sind die kommenden Jahrzehnte bis in die 60er Jahre eine fortlaufende Reihe von Verschwörungen, Empörungen, Revolutionen und Kriegshandlungen aller Art, welche die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen ließen. Zunächst bewegten sich die freiheitlichen Bestrebungen in drei Richtungen. Im Norden war man monarchisch gesinnt und wünschte die Führung durch Sardinien. Im mittleren Teil der Halbinsel hoffte man, der Papst werde sich an die Spitze der nationalen Bewegung stellen. Indessen

kam man bald zu der Einsicht, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche revolutionäre und kriegerische Handlungen nicht leiten könne, zumal dieselben sich gegen Österreich wendeten, mit dessen Kaiserhaus und Volke der päpstliche Stuhl allezeit im besten Einvernehmen stand. Im südlichen Teil der Halbinsel und auf Sicilien war man republikanisch gesinnt. Hier standen Mazzini und andere Agitatoren sowie Garibaldi an der Spitze.

Alle Bestrebungen hatten indessen dasselbe Ziel, die österreichische Herrschaft abzuschütteln und die nationale Einigung herbeizuführen. Es sei hier bemerkt, daß zum Schluß sich alle Parteien in hoher nationaler Auffassung und begeisterter patriotischer Gesinnung unter Führung Sardiniens vereinigten und selbst der starre Republikaner Garibaldi diese Führung zum Wohle des Vaterlandes anerkannte.

1820 erhoben sich alle Landesteile der Halbinsel in revolutionärer Bewegung. Überall wurde dieselbe mit österreichischer Hilfe unterdrückt. 1831 brach der Aufstand erneut aus; vornehmlich in den Herzogtümern. Die Fürsten wurden ihrer Throne verlustig erklärt und mußten das Land verlassen. Die Republik wurde erklärt, und diese suchte unter dem Diktator Farini Anschluß an Sardinien. Auch die angrenzenden Provinzen der Lombardei und des Kirchenstaates schlossen sich der Bewegung an. Ebenso erhob sich Neapel. Österreich schlug den Aufstand in allen Teilen der Halbinsel nieder, die Fürsten wurden wieder eingesetzt. Das Gefecht von Rimini ist ein Markstein dieser Episode. Inzwischen hatten sich zahlreiche Verschwörer- und Geheimbünde gebildet, so der Bund „Jung-Italien“, welcher sich über die ganze Halbinsel verbreitete unter der Leitung Mazzinis. Er erhielt überall den Funken der Empörung unter der Asche glimmend, so daß es nur eines Lufthauches bedurfte, um denselben zu heller Flamme anzufachen. Dieser zog dann auch 1848/49 über das Land. In allen Teilen schlugen die Flammen der Revolution hoch empor. Insonderheit im Lombardisch-venezianischen Königreiche mit Unterstützung durch sardinische Truppen. Der hier kommandierende

Feldmarschall Graf Radetzki wurde in seinem Standorte Mailand mit so überraschender Heftigkeit angegriffen, daß er nach viertägigem blutigen Straßenkampfe die Stadt räumen und bis hinter den Mincio in das Festungsviereck Legnano—Mantua—Peschiera-Verona zurückgehen mußte. Hier zog er Verstärkungen aus Tirol, Venedig und dem Heimatlande heran, brach dann hervor und schlug die vereinigten Sarden und Lombarden bei Vicenza, Custozza und Novarra und stellte im Frieden zu Mailand die Ordnung wieder her. Der König Karl Albert von Sardinien, seit 1831 auf dem Throne, mußte abdanken und die Regierung an seinen Sohn Viktor Emanuel II. abtreten. Diesem Fürsten, welcher sich bald die Sympathien der ganzen Halbinsel erwarb, sollte es vorbehalten sein, die Einigung des Landes durchzuführen.

Auch die Herzogtümer und die nördlichen Teile des Kirchenstaates wurden wieder beruhigt, die Fürsten wieder eingesetzt. In diesem Aufstande trat in Tirol zum ersten Male ein Mann in den Vordergrund, welcher noch heute von den Italienern als Nationalheld verehrt wird, Guiseppi Garibaldi. — Im Jahre 1807 zu Nizza geboren, trat er in die sardinische Marine, wurde aber 1834 wegen revolutionärer Umtriebe zum Tode verurteilt, floh nach Süd-Amerika, kämpfte in der Republik Montevideo gegen Brasilien mit Auszeichnung, wurde 1847 begnadigt und kehrte in die Heimat zurück. Im Jahre 1848 finden wir ihn an der Spitze eines Freikorps in Tirol, gegen die Österreicher kämpfend. Nach dem Frieden von Mailand löste er sein Korps auf und gelangte nach Rom. — Auch im Kirchenstaat war die Revolution ausgebrochen, Papst Pius IX., früherer Graf Mastai Feretti, seit 1846 auf dem Stuhl Petri, mußte nach Gaëta fliehen und bat Frankreich um Schutz. (Im Jahre 1850 kehrte er nach Rom zurück.) Inzwischen hatte sich in Rom eine Dreimänner-Regierung, bestehend aus Mazzini, Armellini und Saffi gebildet. Zu dieser trat Garibaldi. Ihm wurde die Organisation der Verteidigung Roms gegen die anrückenden Franzosen übertragen. Die Division Oudinot landete in Civita-Vecchia

und griff die Stadt an. Nach vierwöchentlichem Kampfe mußte sie sich ergeben. Die drei Männer wußten sich rechtzeitig zu salvieren. Garibaldi löste seine Truppen auf und entkam nach der Ostküste. In Ravenna wurde er von den Österreichern verhaftet und an Sardinien ausgeliefert. Er wurde verbannt und ging nach Nord-Amerika, sich in New-York dem Kaufmannstande widmend. Voregreifend sei bemerkt, daß er 1854 amnestiert wurde und, in seine Heimat zurückgekehrt, sich den nördlichen Teil der Insel Caprera kaufte, welche an der Nordspitze der Insel Sardinien gelegen ist, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Sein feuriger Geist, sein unbegrenzter Patriotismus und seine hohe Begeisterung für die Einheitsbestrebungen des Landes sollten ihn nicht lange ruhen lassen. — Auch das Königreich Neapel war in hellem Aufstande. Der König Ferdinand II. war nach Gaëta geflohen. Österreichische Truppen im Verein mit neapolitanischen schlugen die Bewegung blutig nieder. Der König versprach eine freiheitliche Verfassung, nahm aber seine Versprechungen teilweise zurück, als ihm die Siege der Österreicher in der Lombardei bekannt wurden. So blieben die Verhältnisse im Königreich fortgesetzt unruhig. Attentate, Verschwörungen und Empörungen fanden dauernd statt, bis 1860 der vierte Spanier Franz II. Thron und Land für immer verlassen mußte.

Um das Jahr 1848 trat in Sardinien ein anderer Mann in die Erscheinung, welcher für die Einigung Italiens von hoher Bedeutung war und welchen die Bevölkerung mit Stolz den italienischen Bismarck nannte, der Graf Camillo Cavour. Im Jahre 1810 in Turin geboren, hatte er eine sorgfältige Erziehung genossen. Er trat als Ingenieur-offizier in die sardinische Armee, nahm aber bald seinen Abschied, um die Verwaltung der väterlichen Güter zu übernehmen. Ende der 40er Jahre finden wir ihn in Turin an der Spitze der nationalen Bewegung. Durch Klugheit und politische Begabung ausgezeichnet, trat er bald in hohe Staatsstellungen und wurde im Jahre 1852 als Gesandter nach Paris geschickt. In Plombières wußte

er sich dem Kaiser Napoleon zu nähern und ihn für die italienischen Einheitsbestrebungen zu interessieren. Napoleon, selbst ein Kind der Revolution, begeisterte sich für den Gedanken und versprach seine materielle Unterstützung, allerdings nur gegen Kompensationen (also ein nicht ganz neuer Begriff). Vorgreifend sei bemerkt, daß diese Kompensationen in der Abtretung von Savoyen und Nizza bestehen sollten, welche auch im Jahre 1860 perfekt wurden, nachdem Napoleon offiziell erklärt hatte, sich den Einheitsbestrebungen nicht mehr entgegenstellen zu wollen. — Im Jahre 1856 kehrte Cavour nach Turin zurück und trat an die Spitze des Ministeriums. Im Verein mit dem sehr tüchtigen Kriegsminister General La Marmora wußte er nicht nur die wirtschaftlichen Kräfte des Landes zu verbessern und hochzuspannen, auch die Armee wurde reorganisiert und ihre Bewaffnung modernisiert. Österreich sah diesen ernsten Arbeiten mit steigendem Mißtrauen zu und stellte Ende 1858 die Forderung an Sardinien, abzurüsten. Da dieser Aufforderung keine Folge gegeben wurde, stellte es im Frühjahr 1859 ein Ultimatum. Da auch hierauf eine befriedigende Erklärung nicht erfolgte, rückte General Graf Giulay, welcher nunmehr in Mailand kommandierte, in Sardinien ein. Die Franzosen, welche bereits Truppen an der Grenze versammelt hatten, vereinigten sich mit den Sardiniern und schlugen die Österreicher bei Montebello. Graf Giulay mußte bis hinter den Ticin zurückgehen. Die Verbündeten folgten unter persönlicher Führung durch Kaiser Napoleon und schlugen die Österreicher bei Magenta und Solferino. Im Frieden von Villafranca mußte Österreich die Lombardei an Sardinien abtreten. — Auch die Herzogtümer, welche die Fürsten der Throne verlustig und sich zur Republik unter Guerazzis Leitung erklärt hatten, schlossen sich durch Volksabstimmung an Sardinien an. Dasselbe tat die Romagna, die nördlichste Provinz des Kirchenstaates. Sardinien nahm die Anerbieten im Jahre 1860 an und besetzte diese Landesteile durch sardinische Truppen. Der südliche Teil des Kirchenstaates wurde zunächst durch päpstliche und französische Truppen

ruhig gehalten. Diese waren zeitweise abberufen worden, kehrten aber auf Wunsch des Papstes zurück. — Bei Ausbruch des Krieges hatte Garibaldi sich in Turin zur Verfügung gestellt, wurde zum General ernannt und ihm das Kommando über ein Freikorps in Tirol übertragen. Wenn er auch damit keine besonderen kriegerischen Erfolge erzielte, so mußten die Österreicher ihm gegenüber doch nicht unerhebliche Kräfte belassen. Nach dem Frieden von Villafranca wurde das Korps aufgelöst, und Garibaldi begab sich auf kurze Zeit nach Caprera. — Schon im Frühjahr 1860 stellten die Patrioten des Königreichs Neapel, welches sich wieder in vollem Aufstande befand, die Aufforderung an ihn, Neapel vom spanischen Joche zu befreien. Mit englischer Hilfe landete er mit etwa 1000 Freischärlern auf Sizilien. Die Patrioten strömten ihm in hellen Haufen zu, und in kurzer Zeit hatte er eine Armee von 16—20000 Mann um sich versammelt. Er schlug die Neapolitaner bei Palermo, Calutafimi und Milazzo, überschritt die Meerenge von Messina und besetzte Neapel. Der König war nach Gaëta geflohen, dankte bald darauf ab und verließ das Land für immer. Garibaldi ernannte sich zum Diktator und legte das eroberte Königreich Victor Emanuel zu Füßen. Durch Volksabstimmung wurde ohne Ausnahme der Anschluß an Sardinien erklärt. Der König Victor Emanuel, welcher sich in den Herzogtümern befand, entsendete von hier aus Truppen zur Besiznahme von Neapel. Südwestlich Ancona stellte sich der päpstliche General Lamoricière dem Vormarsche entgegen. Die päpstlichen Truppen wurden bei Castelfidardo auseinandergesprengt, der Weg war frei. Am 7. November 1860 hielt Victor Emanuel an der Seite Garibaldis unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Neapel. Garibaldi, in selbstloser Weise jede Auszeichnung und Belohnung ablehnend, kehrte nach Caprera zurück. Nur einige Baumschößlinge nahm er mit, welche ihn an seine ruhmreiche Kriegszeit erinnern sollten. — Nunmehr war Italien einig bis auf Venedig und den südlichen Teil des Kirchenstaates mit Rom. — Am 17. März 1861 nahm Victor Emanuel den

Titel an „König von Italien durch den Willen des Volkes“. -- Wenige Wochen darauf eröffnete Cavour das erste italienische Parlament. Am 6. Juni 1861 rief eine akute Krankheit ihn aus seinem taten- und wirkungsreichen Leben ab.

Den Patrioten fehlte noch Rom als Hauptstadt des geeinigten Landes. 1862 erging von diesen an Garibaldi die Aufforderung, Rom zu erobern. Er landete in Calabrien, wo ihn seine Anhänger in großer Zahl erwarteten. Nach kurzer Organisation wollte er den Vormarsch auf Rom antreten, als Frankreich sich ins Mittel legte. Kaiser Napoleon ließ an Viktor Emanuel die sehr ernste Aufforderung ergehen, diesen Vormarsch zu inhibieren, sonst müsse er mit Waffengewalt einschreiten. So kam es zu einer tragischen Begebenheit. Bei Aspromonte wurde Garibaldi von sardinischen Truppen, an deren Spitze er vor kurzem in Neapel eingezogen, schwer verwundet, sein Korps zersprengt, er selbst gefangen genommen. Sehr bald wurde er nach Caprera entlassen.

Als im Jahre 1866 der deutsch-österreichische Krieg ausbrach, trat Italien auf die deutsche Seite, und obgleich es zu Lande bei Custozza, zu Wasser bei Lissa unglücklich kämpfte, fiel ihm dennoch im Frieden von Wien Venedig zu, wenn auch auf indirektem Wege. Österreich trat nämlich Venedig an Frankreich ab und dieses, welches durch die Besiznahme von Savoyen und Nizza die Patrioten schwer gereizt hatte, glaubte, durch die Abtretung die empörte Volksseele zu beruhigen. Sardinien nahm dieses Anerbieten aber erst an, nachdem durch Volksabstimmung der Anschluß an Italien ausgesprochen war. — 1867 trat an Garibaldi wiederum der Wunsch der Patrioten heran, Rom zu erobern. Trotzdem er auf Caprera bewacht wurde, wußte er auf einem kleinen Boot die Insel zu verlassen. Er landete bei Livorno, wo er von den Patrioten mit offenen Armen empfangen wurde. Bald hatte er eine kleine Armee von Freischärlern um sich versammelt. Auf seinem Marsch gegen Rom traten ihm französische Truppen entgegen. Bei Mentana, nordöstlich Rom, wurde er geschlagen, sein

Korps zersprengt und er gefangen genommen. An die Sardinier ausgeliefert, wurde er wieder unter Bewachung nach Caprera entlassen. -- Dies Gefecht von Mentana hat insofern eine politische Bedeutung, als der französische kommandierende General de Failly an den Kaiser Napoleon berichtet, „die Chassepots haben Wunder getan.“ Der Chauvinismus des französischen Volkes wurde dadurch derartig angeregt, daß der so baldige Ausbruch des deutsch-französischen Krieges nicht zum mindesten dieser Äußerung zuzuschreiben ist. — Als im Jahre 1870 nach der Schlacht von Sedan Frankreich alle seine Truppen im Heimatlande brauchte, zog es die Besatzung von Rom zurück. General Cadorna rückte am 20. September nach kurzem Kampfe mit dem Reste der päpstlichen Truppen unter General Kansta in die Stadt ein. Auch der Kirchenstaat erklärte sich durch Volksabstimmung mit Ausnahme weniger Stimmen für den Anschluß an das geeinigte Italien. Um Garibaldis weitere Lebensbahn kurz zu betrachten, ist zu erwähnen, daß er nach Sedan seinen Degen der französischen Republik anbot. Ihm wurde eine kleine Armee, die Armée des Vosges übergeben, welche in der Hauptsache aus französischen und Freikorps aller Länder, auch aller Waffengefährten von früher bestand. Diese Armee hatte den Auftrag, die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen zu durchschneiden. Bei Dijon Ende Januar 1871 hatte Garibaldi einen kleinen Erfolg gegen die Brigade Kettler. Als am 1. Februar 1871 die Division Hans v. Weyhern heranrückte, trat Garibaldi schleunigst den Rückzug an. Auf demselben lösten sich seine Truppen teilweise auf. Die beginnenden Friedenspräliminarien setzten seiner militärischen Wirksamkeit ein Ende. Er ging nach Caprera zurück, erschien noch einige Male als Deputierter im Parlament und starb 1882 auf Caprera. Sein Andenken lebt im italienischen Volke in hoher Verehrung weiter. Am 17. Juli 1871 hielt Victor Emanuel seinen Einzug in der Hauptstadt des geeinigten Königreichs Italien. Dem Papste verblieb nur das Patrimonium Petri. Der König sicherte ihm die Ehren eines Souverains, sowie

die uneingeschränkte Ausübung aller Rechte des Oberhauptes der katholischen Kirche zu und bot ihm für den Ausfall der Einnahmen des Kirchenstaates eine jährliche Rente von  $3\frac{1}{2}$  Millionen Lire an.

So hat das deutsche Reich in demselben Jahre seine Wiedervereinigung erlangt, in welchem die italienische Nation den Schlußstein zu der ihrigen legte. — Wenn auch die Begebenheiten und Kriegshandlungen bei beiden Nationen, welche schließlich mit der Wiedervereinigung endeten, sehr verschiedene waren, so waren die Ursachen doch dieselben, politische Ohnmacht, nationale Zerrissenheit und fremder Druck. Auch hier bewahrheitete sich das Treitschkesche Wort „In Krieg und Politik sind kraftvolle Persönlichkeiten von entscheidender Bedeutung“: Victor Emanuel, Cavour, Lamarmora, Garibaldi. — Nach der Einigung wuchsen volkswirtschaftliches und politisches Leben hoch empor. Handel und Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft blühten auf, die Bevölkerung und die Volkskraft erstarkten in nicht geahnter Weise, sodaß eine Abwanderung des Bevölkerungsüberflusses begann, da das Land stellenweise nicht genügende Lebensbedingungen bot. Mit Besorgnis sah die Regierung diesen Verlust und entschloß sich im Jahre 1896, eine Kolonie in Abessinien zu erwerben. Dieser Versuch mißglückte und wurde nach dem unglücklichen Gefecht von Adua aufgegeben. — Als im Jahre 1911 die Entente-Mächte zur Aufteilung der Nordküste des afrikanischen Kontinents schritten, indem sich Frankreich Marokkos bemächtigte und England seine Macht in Ägypten immermehr ausdehnte und befestigte, glaubte Italien den Augenblick gekommen, den ihm zugestandenen Besitztitel auf Tripolis präsentieren zu sollen. Nach kurzen Verhandlungen mit der Türkei über ungenügenden Schutz italienischer Staatsangehöriger in Tripolis, erklärte es kurzer Hand den Krieg und entsendete ein starkes Expeditionskorps. — Tripolis ist der östliche Teil des alten Karthago, welches unter karthagischer und römischer, die Cyrenaika unter griechischer Herrschaft, ein bevölkertes, wohlangebautes und mit Kultur versehenes

Land war, worauf die vielen verfallenen Wohnstätten und Wasserleitungen hindeuten, es verfiel unter der Herrschaft des Islam, und speziell unter türkischer, seit Anfang des 18. Jahrhunderts immermehr, sodaß von dem Lande, welches flächeninhaltlich etwa viermal so groß ist als Italien, nur  $\frac{1}{8}$  bis  $\frac{1}{10}$  ertragsfähig geblieben; indessen reichlich genug, um dem italienischen Volksüberschuß für lange Zeit gute Lebensbedingungen zu gewähren. Dazu kommt die günstige Lage zum Heimatlande und das demselben ähnliche Klima. — Die Kriegserklärung kam namentlich Deutschland überraschend und mußte dasselbe peinlich berühren, da es mit Italien im Bündnis, mit der Türkei eng befreundet, mit gebundenen Händen beiseite stehen mußte. Die Annahme dürfte gerechtfertigt sein, daß eine andere Macht hinter Italien als treibende stehe. Überall in dem letzten Jahrzehnt hat sich England Deutschland feindlich gegenübergestellt. Nach der Spannung im Jahre 1911 muß jeder, der die englische Politik des letzten Jahrhunderts studiert hat, diesem Gedanken zustimmen. Durch das überraschende Hineindrängen Italiens in den Krieg hat England einmal erweisen wollen, daß die deutsche Freundschaft und das deutsche Bündnis nicht zu hoch zu bewerten sei. Zum zweiten ist ersichtlich, daß ihm in diesem Augenblicke die kriegesischen Verwickelungen zweier Staaten, welche ihm als Mittelmeermächte unter Umständen in Ägypten und Kleinasien entgegentreten könnten, sehr zu Pass kommen mußte, und endlich zum dritten ist anzunehmen, daß wenn diese beiden Mächte erschöpft am Boden liegen würden, England als tertius gaudens ohne einen Schuß abzugeben, die Früchte ernten könne. Vor etwa 14 Tagen hat in Berlin ein Dr. v. Grävenitz, welcher in Italien lebt und die Verhältnisse zu kennen vermeint, einen Vortrag gehalten, in welchem er eine neue Seite dieser Vorgänge herauskehrt. Unter Bestätigung des Vorhergesagten meint er, England könne sich diesmal in seiner feinen Kombination etwas verrechnet haben. Wenn auch gedrängt, habe Italien erkannt, daß der Augenblick zum entschiedenen Handeln günstig sei, weil

es durch die Ententemächte, deren Ausdehnung im Mittelmeere täglich zunehme, Gefahr laufe, völlig auf den Standpunkt einer Küstenmacht zurückgedrängt zu werden. Durch sein überraschendes Handeln habe Italien mit einem Schlage seine maritimen Machtmittel in das Zentrum des mittelländischen Meeres verlegt und sei so trennend zwischen die Ententemächte zur See getreten; aber auch durch die Besitzergreifung von Tripolis habe es zu Lande einen Keil zwischen die befreundeten Mächte getrieben. Daß sich Italien auf Gnade oder Ungnade den Ententemächten verschreiben sollte, sei nicht anzunehmen, da es sonst seine Selbständigkeit aufgeben müßte. Dagegen müsse es bestrebt sein, sich fester an den Dreibund anzuschließen, um eine sichere Rückendeckung zu haben. — Wie weit diese Annahme sich bewahrheiten wird, wird die Zeit lehren. Zündstoff ist nicht nur im Orient, sondern in der ganzen Welt genügend vorhanden, sodaß unvorhergesehene Fälle jeden Augenblick eine Explosion herbeiführen können. Daher ist es für alle Mächte das Gebot, sich stark zu erhalten. Namentlich für Deutschland heißt es, wachsam sein und seine Kräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft hoch spannen, damit es im gegebenen Moment sein blankes, scharfgeschliffenes Schwert zur Ehre des Reiches und zum Wohle des Volkes in die Wagschale zu werfen vermag.“

An den Vortrag schloß sich das Festmahl an, das noch 87 Mitglieder vereinigte. Als das von Geheimrat Dr. Cimbäl angestimmte Kaiserlied verklungen war, leitete nach altem Brauch der Sekretär das Kaiserhoch ein, indem er, anknüpfend an den gehörten Vortrag, den Gedanken ausführte, daß das Einigungswerk Deutschlands schwieriger und langwieriger, aber auch gediegener und selbständiger durchgeführt worden sei unter Preußens Führung als das Italiens unter der Führung Piemonts. Herr Direktor Gallien brachte einen Trinkspruch aus auf die Philomathie. Als Physiker verglich er in launiger Weise den Vorstand mit einer radioaktiven Zentralmasse, von der auf die Mitglieder Radiumemanationen ausgingen, deren Strahlen sich

in Vorträge umsetzen. Zu einer erfreulichen Zahl seien genügende Quantitäten von Emanation im letzten Jahre gedrungen. Aber trotz der drückenden Schwere der Wissenschaftlichkeit habe sich die Geselligkeit behauptet. Dem Redner hatte der Liedermeister auch sein neuestes Tafellied „Der Kohlenstoff“ gewidmet als längst verdiente Abzahlung für seine zahlreichen Vorträge aus dem Gebiete der Chemie. Nach dem herrlichen Sekretärliede hielt Herr Professor Dr. Klemenz unter reger Aufmerksamkeit trotz vorgerückter Stunde noch einen 20 Minuten langen Vortrag über den Dichter Friedrich von Sallet (geb. 20. April 1812 in Neisse). Redner schilderte aufgrund eingehender Studien den Lebensgang des Dichters, besprach dann dessen wichtigste Werke, würdigte ihn als Dichter und als Menschen und gab zum Schluß seiner Überzeugung Ausdruck, daß Sallet nach seiner ganzen Persönlichkeit und Lauterkeit seines Charakters verdiene, aus der Vergessenheit gezogen zu werden. (Vgl. die Jubiläumsartikel des Vortragenden in „Oberschlesien“, der Schlesischen Zeitung und in der Neisser Zeitung vom 20. April 1912.) Herr Syndikus Hellmann erinnerte an das Geburtshaus Sallets auf dem Ringe und ein Bildnis des Dichters im Altertumsmuseum. Ebenderselbe feierte sodann das Ehrenmitglied Ernst, der trotz seiner fast 94 Jahre mit jugendlicher Begeisterung für wissenschaftliche Bestrebungen überall zu finden sei, wo Philomathen sich zu Ernst oder Scherz zusammenfänden. Sofort erhob sich der Gefeierte, dankte für die Ehrung und führte aus, das Alter vereinsame, nur in der Jugend, allenfalls noch im Mannesalter, fänden sich die Herzen zusammen, die alten gingen gelassen an einander vorüber. In der Philomathie aber fühle er sich wieder jung, da wisse man das Alter als Träger der Erfahrung zu ehren; hier finde er auch Verständnis und Teilnahme. Der Gedankenreichtum schwinde leider mit den Jahren, und er könne jetzt nichts mehr bieten. Aus Mangel an Phosphor im Gehirn, bemerkte er launig, wolle er seine Rede schließen. — Das Fest nahm einen allseitig befriedigenden Verlauf.

Die vorhin erwähnte

### **Wanderversammlung des Vereins für Geschichte Schlesiens**

hat in Neisse am 2. Juni 1912 unter starker Beteiligung der Philomathie stattgefunden. Die Breslauer Teilnehmer trafen um 9 1/2 Uhr ein, besichtigten zuerst die Promenadenanlagen vom Breslauer Tor längs des Bischofhofes bis zum Zolltore und zogen dann über die Zollstraße und den Ring zum Stadthause, wo ein Frühstück eingenommen wurde. Gegen 11 Uhr fand im kleinen Stadthausaale, der sich fast zu eng erwies, eine Sitzung statt, welche Geheimer Archivrat Dr. Meinardus leitete. Nach der Begrüßung durch Stadtbaurat Meyers hielt Universitätsprofessor Dr. Ziekursch einen fast einstündigen Vortrag über die Wirkungen des siebenjährigen Krieges auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des schlesischen Bauernstandes. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Rittergutsbesitzern und Bauern sei damals gelöst worden. Die Rittergüter hätten durch Einquartierungslasten und Raubbau ungemein gelitten und sich mit Hypothekenschulden überlastet. Diese Zustände hätten die Notwendigkeit erkennen lassen, besser zu wirtschaften, die Gütererträge zu steigern, und so sei bald ein Umschwung in der Güterwirtschaft eingetreten und die Wohlhabenheit des Adels gewaltig gestiegen. Der Einzug des kapitalistischen Geistes auf die Gutshöfe machte aber die Lage des Bauernstandes um so trostloser, so daß später die gesetzliche Auflösung des Verhältnisses zwischen Gutsherrn und Bauern unabweisbar wurde. Einen zweiten Vortrag hielt Professor Christoph über die ursprüngliche Anlage der Stadt Neisse, Neisse als Bischofstadt und Neisse als Festung. Er wollte den Ausflüglern ein allgemein unterrichtendes Bild der Stadt geben für ihren Rundgang, der sich unmittelbar an die Festsitzung anschloß. Es wurden besichtigt die Jakobipfarrkirche, das Gerichtsgebäude auf der Bischofstraße, die ehemalige Reitschule im Bischofhofe und vor allem das Altertumsmuseum. Hier, wie überhaupt beim Rundgange und bei den Vorbe-

reitungen zu dem Ausfluge, bot besonders der Vorstand des Altertumsvereins mit Syndikus Hellmann und Landgerichtsrat Dr. Dittrich an der Spitze eine dankenswerte Unterstützung. Nachdem einzelne Gruppen — der Berichterstatter wurde leider nachmittags nach auswärts gerufen — noch der Gymnasial- und der Kreuzkirche einen Besuch abgestattet hatten, fand im großen Stadthausaale ein Festmahl statt, bei welchem Geheimrat Dr. Meinardus den Kaisertoast ausbrachte und Herr Landgerichtsrat Dr. Dittrich im Namen der Neisser für die Einladung zur Versammlung dankte. Nach der Tafel wanderte man hinaus durch die Friedrichstadt an der alten Bergapotheke und dem Eichen-dorffhause vorbei zum Fort Preußen, wo Oberstleutnant Rehm die Führung übernahm, und von da über die Charlottenhöhe nach der Davidshöhe. Hier wurde angesichts der herrlichen Gebirgswelt bei Erfrischungen Rast gehalten, bis bereitstehende Wagen die Ausflügler nach dem Bahnhofe zurückbrachten. Die Teilnehmer der Wanderfahrt dürften sich in den Erwartungen, mit denen sie nach der alten Bischofsstadt gezogen sind, wohl nicht enttäuscht gefühlt haben, während andererseits die Philomathen dankbar sind für die geistigen Anregungen, die vielen von ihnen dieser Besuch gebracht hat. (Ausführliche Nachrichten über den Verlauf des Ausflugs brachten die Breslauer größeren Zeitungen, wie die Schles. Zeitung in Nr. 387, die Schles. Volkszeitung in Nr. 250, auch die Neisser Zeitung in Nr. 126. Vgl. auch dazu das Referat in den Schles. Geschichtsblättern.)

---

### **Oktober 1912—März 1913.**

Sitzung am **23. Oktober 1912** bei Liebig. Der Sekretär, Professor Christoph, wies in seiner Begrüßungsansprache auf die bevorstehende Jubelfeier des 75jähr. Bestehens der Philomathie hin und bat, durch rege Beteiligung das Jubeljahr zu einem besonders glanzvollen zu gestalten. Dem im Frühjahr verstorbenen Herrn Oberstleutnant Behrends widmete er einen längeren Nachruf (s. Nekrologe). Da im Laufe des Sommers zahl-

reiche Mitglieder infolge von Versetzung ausgeschieden waren, ergab sich ein Anfangsbestand von nur 141 Mitgliedern (darunter 13 auswärtigen). Von ihnen waren außer 5 Gästen 65 anwesend, auch das Ehrenmitglied Ernst. Nachdem der Sekretär kurz über den Verlauf der Wanderversammlung des Vereins für Geschichte Schlesiens berichtet und auf die Aufsätze der ausliegenden Tauschschriften verwiesen hatte, legte er einige Vorbeschlüsse des Vorstandes bezüglich der Festschrift zur Genehmigung vor und erbat sich noch weitere wissenschaftliche Beiträge bis zu Weihnachten. Die Wahl des Uhrmachers Heinrich Seiffert zum Vereinsboten wurde gebilligt. Ferner wurde Kenntnis gegeben von der Umräumung der Gesellschaftsbibliothek aus dem Realgymnasium nach dem 2. Stock des Gymnasialnebengebäudes, wozu im Sommer das Königliche Provinzial-Schulkollegium in Breslau die Erlaubnis erteilt hat. Der Sekretär gedenkt, sie neu zu katalogisieren; die Herstellung eines Verzeichnisses der in ihr enthaltenen Aufsätze ist unausführbar. Nach dem Bericht des Schatzmeisters, des Herrn Direktors Gallien, hatte die Kasse am 1. Oktober 1911 einen Bestand von 3422,78 Mk., die Einnahmen aus Beiträgen und Zinsen beliefen sich auf 1901,41 Mk., die Ausgaben auf 1295,60 Mk., sodaß also am 1. Oktober 1912 vorhanden waren 4028,59 Mk. Die Zunahme von 605,81 Mk. ist dadurch zu erklären, daß im letzten Jahre kein „Bericht“ fällig war. Der Kassenwart teilte gleichzeitig mit, daß der Wirt für das Abendbrot nunmehr statt 1,25 Mk. 1,50 Mk. verlange, und machte einige praktische Vorschläge, wie dem drohenden Rückgange im Kassenbestande vorgebeugt werden könne. Man einigte sich aber schließlich dahin, daß die Zuschüsse für das Getränk an der Tafel (1,50 Mk.) bis auf weiteres nicht erhöht werden sollten. Auf Antrag der Rechnungsprüfer, der Herren Verleger Neumann und Stadtrat Hoffmann, wurde dem Schatzmeister mit Dank Entlastung erteilt. — Den Vortrag des Abends hielt Herr Oberlehrer Tommek über „Die Spuren der Eiszeit

im Antlitz der Alpen.“ Der Vortragende wies zunächst auf die frühere große Vergletscherung Deutschlands hin und zeigte, daß damals auch die Alpen und ihr Vorland in weitem Maße von Eis bedeckt gewesen seien. Diese Vereisung habe die Oberflächenformen des Gebirges, insbesondere die der Täler, stark verändert. An der Hand von Bildern wurden diese eigentümlichen Formen gezeigt und ihre Entstehung erklärt. — An Stelle des erkrankten Liedermeisters übernahm Herr Direktor Gallien die Leitung der Geselligkeit. Herr Major Kremski verlas einen Artikel von dem früheren Mitgliede Wollmann aus der jüngsten Daheimnummer, der sich mit dem Neisser Marmorlöwen beschäftigte und auch frühere Verhältnisse der Philomathie streifte. Bei den folgenden Wahlen wurden die ausscheidenden Vorstandsmitglieder (Christoph als Sekretär, Dr. Cimbal, Gallien, Hellmann, Dr. Marx) wieder berufen.

Sitzung am **13. November 1912** im kleinen Stadthausaale. Der Sekretär legte die Gründe dar, die den Vorstand veranlaßten, den kleinen Stadthausaal für die weiteren Sitzungen zu wählen. Der Liebigsche Saal, in welchem die Gesellschaft seit Oktober 1902 Unterkunft gefunden habe, werde in ein Kinematographentheater („Residenztheater“) umgewandelt; unter den wenigen überhaupt in Frage kommenden Räumen (über die bisherigen Sitzungslokale vgl. Bericht 24, S. 68) habe das Stadthaus dem Vorstande am geeignetsten erschienen nach seiner Lage, seinen Raumverhältnissen und seiner Bewirtschaftung. Der Magistrat habe am 6. November sich bereit erklärt, der Philomathie mietsweise den kleinen Stadthausaal für die ihm besonders bezeichneten Sitzungsabende 1912/13 gegen eine Gebühr von jedesmal 12 Mk. für Saal und Beleuchtung zu überlassen. Der Stadthauswirt werde für 1,50 Mk. ein einfaches, aber reichliches Abendbrot liefern. Die Versammlung genehmigte diese Vorbeschlüsse des Vorstandes. — Leider mußte der Sekretär in dem neuen Heim sein Amt mit der Erledigung

einer überaus schmerzlichen Pflicht beginnen: mit der amtlichen Bekanntgabe des unerwarteten Hinscheidens des allverehrten, hochverdienten Liedermeisters der Gesellschaft, des Herrn Geheimen Medizinalrates Dr. Cimbäl, der durch Jahrzehnte als Vorstandsmitglied, als Leiter der Geselligkeit, Dichter und Gelehrter sich unvergeßliche Verdienste um die Gesellschaft erworben hat. Er widmete seinem Andenken einen ausführlichen, warm empfundenen Nachruf. (Siehe Nekrologe.) Ein Dankschreiben der verwitweten Frau Geheimrat für das zahlreiche Grabgeleit und die Palmenspende wurde verlesen, eine Ersatzwahl für die nächste Sitzung angekündigt. — Den wissenschaftlichen Vortrag hielt Herr Nervenarzt Dr. Mertz über „Die wichtigsten Aufgaben der Rassenhygiene“. Von der Tatsache ausgehend, daß zur Zeit die mittlere Gesundheitsbreite bei einzelnen Kulturvölkern, — insbesondere auch bei uns Deutschen — eine unbefriedigende ist und daß gewisse Anzeichen eines langsamen aber stetigen degenerativen Rückganges sich bemerkbar machen, stellte sich die jüngste medizinische Sonderdisziplin — Die Eugenik oder Rassen-Hygiene — die spezielle Aufgabe der Erforschung aller derjenigen sozialen Momente, welche sowohl die körperlichen wie die geistigen Rasseigenschaften der künftigen Generation verbessern oder verschlechtern können. — Sie sucht demnach die besten Bedingungen zur Hervorbringung von möglichst vollkommenen Lebewesen und die Ursachen der Entartung sowie die Mittel zu deren Verhütung genauer zu erforschen. — Nach kurzer Erörterung der Vererbungstheorie als Grundlage der prinzipiellen Auffassung, daß die „Rassenhygiene im wesentlichen eine Hygiene des Keimplasmas“ ist, wurden sodann die bisherigen Forschungsergebnisse aufgeführt, welche für das allgemeine Volkswohl bezüglich der Förderung resp. Schädigung der Keimanlagen von weittragender Bedeutung sind. Schließlich wurden die drei verhängnisvollsten Keimverderber, Tuberkulose, Syphilis und Alkoholismus besprochen, als diejenigen Volkskrankheiten, welche auf

Generationen hinaus die Keimanlagen zu schädigen resp. völlig zu vernichten vermögen, — zu denen an vierter Stelle der mehr und mehr auch in Deutschland um sich greifende Neu-Malthusianismus als bedrohliche Erscheinung am Volkskörper sich hinzugesellte. Zum Schluß wurde auf die Folgen dieser angeführten Schädlichkeiten bei dem westlichen Nachbarvolke hingewiesen, wo trotz günstigster äußerer Lebensbedingungen doch ein seit Jahrzehnten mit Riesenschritten fortschreitender Verfall der Rasse unverkennbar in die Erscheinung tritt, der auf eine „Erschöpfung des Keimplasmas“ des Volkes zurückgeführt werden muß, ein Vorgang, der in der Geschichte aller Völker sich immer wiederholt.

An der Tafel blieben 58 Teilnehmer zurück. Herr Landgerichtsrat Dr. Dittrich hielt noch einen viertelstündigen Vortrag über schlesische Goldschmiedearbeiten des Mittelalters an der Hand von 25 Tafeln aus dem im Jahre 1912 erschienenen großen Prachtwerke, welches das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau zur Erinnerung an die 1905 veranstaltete Ausstellung von schlesischen Goldschmiedearbeiten herausgegeben hat. Ein Exemplar des Werkes ist von dem hiesigen Magistrat angekauft und dem Kunst- und Altertumsverein zur Aufbewahrung überwiesen worden. Das Werk gibt ein überraschendes Bild von der hohen Blüte der Goldschmiedekunst in Schlesien. Der Vortragende ging besonders auf die Arbeiten der Breslauer und der Neisser Goldschmiede ein und zeigte an Abbildungen, daß die Neisser Meister des 17. und 18. Jahrhunderts (Markus Tausendschön, Hans Ostermann, Ignaz Rieger und Martin Vogelhund — von letzterem befanden sich 11 Werke auf der Breslauer Ausstellung) ganz Hervorragendes geleistet haben in Kelchen, Monstranzen, Pokalen und Willkommen. — Die Stimmung war nach der Tafel unter dem Eindrucke des Ablebens des Liedermeisters eine gedrückte, und es wurde nur eine beschränkte Zahl ernster Lieder gesungen; Herr Direktor Gallien ließ das Cimbalsche Abschiedslied 141 aus dem Großen Lieder-

buche anstimmen, worauf ein stiller Scheidetrunk dem teuren Entschlafenen geweiht wurde.

**11. Dezember.** Ein eigener Unstern wollte es, daß der Sekretär auch die dritte Sitzung mit einem Nekrolog beginnen mußte, und dazu noch auf den Senior der Gesellschaft, das einzige Ehrenmitglied, Herrn Stadtältesten und früheren Apothekenbesitzer Egidius Ernst, der nach 63jähriger Mitgliedschaft im begnadeten Alter von 94 Jahren sanft am 24. November entschlafen war. Mit stiller Wehmut gedachte die Versammlung des ehrwürdigen, begeisterten letzten Zeugen aus der Kindheit der Philomathie. (Siehe Nekrologe.) — Den wissenschaftlichen Vortrag des Abends übernahm Herr Professor Ruffert über Bischof Franz Ludwig und seine Verdienste um seine Residenz Neisse.

Es war noch ein zweiter Vortrag angemeldet; der Verfasser war aber durch Heiserkeit verhindert, ihn an demselben Abende zu halten. An der Tafel, deren Leitung Herr Direktor Gallien übernahm, wurde an Stelle des verstorbenen Herrn Geheimrats Dr. Cimbal Herr Arzt Bernatky in den Vorstand gewählt. Mehrere Bilder des „Kurfürstlichen Neugebäu“ wurden in Umlauf gesetzt.

**15. Januar 1913.** Anwesend waren 51 Mitglieder, die Mitgliederzahl war 147. Eine Einladung des Vereins für Naturwissenschaft in Braunschweig zum 50. Stiftungsfeste wurde vorgelegt. Den Hauptvortrag hielt Herr Major Rodig über das Thema: „Der Feldherr“. Die Benennung „Feldherr, Heerführer, Oberbefehlshaber“, oder eine solche ähnlicher Art, kommt derjenigen Persönlichkeit zu, welche an die Spitze der gesamten Streitmacht eines Landes gestellt werden muß, um die Einheit in der Kriegshandlung zu gewährleisten.

Ursprünglich wählten sich die Volksgenossen den Führer für die Dauer des Krieges aus der eigenen Mitte; derjenige, welcher am „vürdersten“ in der Schlachtordnung stand, wurde zum „Fürsten“, derjenige, welcher dem „Heere voranzog“, zum „Herzoge“ ernannt. Mit der Zeit ent-

wickelte sich aus dieser Wahlführerschaft das Wahlkönigtum, welches zum Unterschiede von ersterem aber die Leitung des Staatswesens für Krieg und Frieden übernahm und sich mit der Zeit schließlich die Erblichkeit anmaßte.

Solange die uralte Übereinstimmung des Begriffes „Königtum“ mit der „Anführerschaft im Kriege“ aufrecht erhalten wurde, fehlte es in den Reihen der Könige auch nicht an Persönlichkeiten, welche die Geeignetheit zum Feldherrn besaßen.

Erst als die Inhaber der Erbmonarchien sich nicht mehr für berufen oder geeignet hielten, selbst an die Spitze eines Heeres zu treten, sie andererseits aber Kriege führen wollten oder mußten, so sahen sie sich genötigt, die wichtigsten ihrer königlichen Rechte und Pflichten einem Vertreter zu übertragen.

Diese Maßregel war aber nicht unbedenklich. Der Vertreter sollte zwar seine Aufgabe lösen und den Gegner niederwerfen, siegte er aber zu oft und entscheidend, knüpfte sich an seinen Namen der Ruhm, das Vaterland errettet zu haben, so kam die Königswürde in Gefahr, an ihrem Glanze Schaden zu erleiden, oder gar in die Hände des siegreichen Feldherrn überzugehen, wobei man an Wallenstein und Macbeth denken kann.

Den Ruf: „Saul hat Tausend erschlagen, David aber Zehntausend“, vernahm noch kein königliches Ohr mit Wohlgefallen. Damals drückte die Furcht vor der drohenden Nebenbuhlerschaft Saul den Wurfspieß in die Hand, um den Mitbewerber im Königtum an die Wand zu nageln.

Belisar wurde gefangengesetzt und geblendet, obwohl oder weil er die Goten besiegt und das Reich zweimal vom Untergange gerettet hatte.

Im Laufe der Geschichte wiederholt sich immer wieder das traurige Ende und Schicksal verdienter Heerführer und das alte Lied von königlicher Undankbarkeit.

Der Monarch und die Körperschaft, welche den Feldherrn zu seiner Würde berufen, glauben in dem Ernannten den geeigneten Mann für ihre Zwecke gefunden zu haben. In dieser Erwartung werden sie sich aber nicht selten

getäuscht sehen, denn zum Feldherrn kann niemand ernannt werden, man ist dazu geboren und vorausbestimmt.

Etwas das gewöhnliche menschliche Maß weit Überragendes, nenne man es Genie oder anders, muß den Betreffenden durchdringen, er muß sich des Beistandes einer höheren Macht bewußt und fest davon überzeugt sein, daß ihn dieselbe als Werkzeug für die Erfüllung einer großen geschichtlichen Aufgabe ausersehen hat. Nur hierdurch wird er das Selbstbewußtsein und die Stärke des Gemüts erringen, die ihn befähigen, den starken Eindrücken zu widerstehen, die der Krieg auf jeden Menschen, in erster Linie aber auf den verantwortlichen Führer hervorbringen muß.

Der Hirtenknabe David wurde von Samuel zum Könige, d. h. zum Feldherrn gesalbt, der neunjährige Hannibal erhielt vor dem Altar des Baal die Weihe zum Heerführer, nachdem er geschworen, ein ewiger Feind der Römer zu sein. „Zu Napoleon“, so sagt Graf Schlieffen, „sei kein Hohepriester gekommen, er habe auch vor keinem Altare des Baal gestanden, dennoch sei bereits der korsische Knabe vom feu sacré durchglüht gewesen. Der Sohn der Revolution müsse sich, ein zweiter Prometheus, das Feuer vom Himmel gestohlen haben“.

Alexander der Große hielt sich für einen Sohn des Jupiter, Cäsar vertraute dem Beistande der Götter, als er im kleinen Boot von Brindisium nach Dyrrhadium, dem jetzt vielgenannten Durazzo, fährt und dem zagenden Bootsmann zuruft: „Quid times? Caesarem vehis.“ Constantin siegt in „hoc signo“, Cromwell glaubt, ein auserwähltes Rüstzeug Gottes zu sein, Wallenstein forscht am Himmel, ob die Sterne ihm günstig sind. Selbst Friedrich der Große hofft, daß seine Grenadiere durch den Gesang: „Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret“ — den kaum möglichen Erfolg vermitteln werden. Wilhelm I. endlich sieht in dem glänzendsten Sieg der Weltgeschichte eine Wendung durch Gottes Führung.

Es muß des weiteren irgend ein großes, alles beherrschendes Gefühl die Kräfte des Feldherrn beleben.

Sei es der Haß gegen die Feinde, wie bei Hannibal und Blücher, der Ehrgeiz, der sich bei Cäsar und Napoleon besonders ausspricht, oder leidenschaftliche Ruhmbegierde, die Friedrich den Großen zu seinen ersten Angriffen gegen Maria Theresia trieb. Im Lauf der Jahre und unter dem Eindruck der auf ihn einstürmenden Mißgeschicke wich diese Ruhmbegierde bald einem höheren sittlichen Zweck. Clausewitz sagt: „Weil sich Friedrich II. mit dem Gedanken an einen ehrenvollen Untergang vertraut gemacht hatte, unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff bei Leuthen, nicht weil er herausgerechnet hatte, daß er mit der schiefen Schlachtordnung die Österreicher höchstwahrscheinlich schlagen würde“. Hier wurde also der Stolz d. h. das Bestreben, sich einen guten Abgang von der Weltbühne zu sichern, der treibende Anlaß für eine große Feldherrntat.

Würde sich der angehende Feldherr allerdings allein auf sein Genie, die Unterstützung einer höheren Macht oder auf eine mehr oder weniger edle Leidenschaft berufen, so würde es schlecht mit seinen Siegesaussichten bestellt sein. Ernste, unausgesetzte Arbeit erfordert es, damit er sich auf seinen hohen Beruf vorbereitet. Erst müssen sich seine Geistes- und Verstandeskräfte zur Klarheit durchdrungen haben, ehe er befähigt ist, sein verantwortungsvolles Amt zu übernehmen.

Alexander der Große bändigte den Bucephalus, übte sich in allen Waffenspielen, saß aber auch zu den Füßen des Aristoteles. Cäsar war Redner, Philosoph und Geschichtsschreiber, an dessen Werken sich noch heut die Jugend auf den Schulbänken erfreuen darf. Gustav Adolph sprach sieben Sprachen. Friedrich der Große beherrschte alle Gebiete des menschlichen Wissens, mit Ausnahme der deutschen Sprache und der Rechtschreibung. Napoleon soll in Brienne schwach im Latein gewesen sein, hatte dagegen *du feu pour l'algèbre*. Moltke fehlten zum zünftigen Gelehrten nur die akademischen Jahre und der Titel Doktor und Professor. Ja man kann noch weitergehen und behaupten, daß das, was ich hier als

Bedingung für einen einzelnen Menschen aufgestellt habe, sogar auf das ganze Volk ausgedehnt werden kann. Unter rohen Völkern ist nämlich nie ein eigentlicher großer Feldherr zu finden und äußerst selten das, was man ein kriegerisches Genie nennt, weil dazu eben eine Entwicklung der Verstandeskräfte erforderlich ist, die ein rohes Volk nicht haben kann.

Lassen Sie mich hier die merkwürdige Tatsache erwähnen, daß das slavische Volkstum bisher noch keinen großen Feldherrn hervorgebracht hat, man rechne denn den Russen Suworoff hinzu. Bevor ich die für einen Feldherrn notwendigen Eigenschaften bespreche, möchte ich die Frage berühren, worin denn die großen Schwierigkeiten bestehen, die zu überwinden sind, um die an und für sich einfachen Gesetze der Kriegskunst auf den gegebenen Fall richtig anzuwenden.

Da viel von Feldherrenkunst und Kriegswissenschaft gesprochen wird, so liegt es nahe, die Tätigkeit des Heerführers mit der eines Künstlers oder Mannes der Wissenschaft zu vergleichen.

Im Gegensatz zu den genannten Persönlichkeiten kann der Feldherr bei Ausübung seines Berufs nie Talent und Verstand in voller Ruhe zur Anwendung bringen, vielmehr wird bei seiner Arbeit stets Herz und Gemüt gleichzeitig mit in Bewegung gesetzt, wodurch die geistigen Kräfte keineswegs geklärt, sondern in einen Nebel von Besorgnissen gehüllt werden. Eine schwere Aufgabe lastet auf jedem Heerführer, die er vor Gott und seinem Gewissen zu vertreten hat. Die Verantwortung vor einem Staatsgerichtshofe oder der öffentlichen Meinung verschwindet dagegen, es steht mehr für ihn auf dem Spiel als Leben, Freiheit und Vermögen.

Im Kriege folgt die Strafe dem Fehler meist auf dem Fuße und zwar eine solche, die nicht nur Ruhm, Ehre und Glück des Irrenden, sondern auch die Sicherheit des Vaterlandes und das Leben vieler Tausender gefährdet. Dieses Maß der Verantwortung verträgt kein gewöhnlicher Sterblicher mit Gleichmut, nur wenigen ganz

Großen ist es gegeben, diese Einwirkungen bei ihrem Handeln auszuschalten.

Wenn einmal ein alter General in schwieriger Lage den Befehl an seine Offiziere mit den Worten schloß: „Meine Herren, ich werde natürlich den Feind angreifen, wo ich ihn finde; am liebsten aber wäre es mir, ich fände ihn überhaupt nicht“, so ist das nicht so streng zu verurteilen und vielleicht nur die Offenheit zu tadeln, mit der er etwas ausgesprochen hat, was viele vor ihm in Krieg und Frieden empfunden haben und nach ihm noch empfinden werden.

Dem Gelehrten und Künstler sind des weiteren die Bedingungen für ihre Aufgaben bekannt, der Feldherr muß sich dieselben stets von neuem im Verhalten des Gegners suchen. Diesem Gegner aber ist eine eigene geistige Kraft gegeben, und in ihm wohnt ein unabhängiger, stets entgegenstrebender Wille, den man nie kennen, sondern nur erraten kann.

Trotz aller modernen Nachrichtenmittel gleicht das feindliche Heer im Kriege einem sich hinter halbdurchsichtigem Vorhange regenden Wesen, dessen Umrisse man nicht genau erkennt und welches in seiner Unklarheit meist drohender und schrecklicher aussieht, als es wirklich ist.

Wie soll man sich verhalten? Beim Stillstehen und Abwarten kann das große Unbekannte in nicht geahnter Richtung und Stärke zum Sprunge vordringen, jeder Stoß mit der scharfen Klinge aber gegen das Schattenbild geführt, kann zum Luftstoß werden und den Widersacher zum Schlage gegen die gegebene Blöße auffordern.

In Bezug auf die Unsicherheit der Voraussetzungen, unter denen der Heerführer zu handeln berufen ist, gleicht seine Lage am ehesten der eines Spielers. Beide sind selbst beim feinsten Schachzuge des Erfolges nie ganz sicher, hier wie dort trägt oft Kühnheit und kalter Entschluß, Glück und Zufall den Sieg über die gediegenste Überlegung davon. „Die jeden einzelnen Fall beherrschenden augenblicklichen Verhältnisse sind es“, so schreibt General

v. d. Goltz, „von denen die Heerführer abhängen, und durch deren richtige Beurteilung sie sich als Meister zeigen sollen.“ Es kommt noch etwas anderes hinzu. Der Feldherr muß es nicht allein verstehen, sein Heer zum Siege zu führen, er muß sich dies sein Werkzeug auch schaffen, es bewaffnen und ernähren; ja er muß mit seinen sonstigen Eigenschaften auch noch manche des Staatsmannes, Diplomaten und Finanzmannes verbinden.

Die Heere aller großen Feldherren sind bis in die Einzelheiten hinab deren eigenste Schöpfung, es ist durchaus unmöglich, daß der Feldherr sich mit Aussicht auf Erfolg an die Spitze eines beliebigen Heeres stellt. Alle sind von einander verschieden, ein jedes will anders behandelt und geführt sein.

Suchen wir die Beweise hierfür wieder in dem Jungbrunnen aller Kriegskunst, in der Kriegsgeschichte. Nicht die mazedonische, sondern Alexanders Phalanx ist es, mit der er auszog, das Perserreich zu erobern. Cäsars Legionen überschreiten den Rubicon, Cromwells gottselige Eisenseiten siegen bei Naseby, Friedrichs Potsdamer Wachtparade erstürmt Leuthen, Napoleons Grenadiere tragen unter dem Ruf: „vive l'empereur“ ihre siegreichen Adler durch ganz Europa, das preußische Heer Wilhelms I. schmiedet in den großen Einigungskriegen das deutsche Reich aus Blut und Eisen zusammen. Ja, es krankten, altern und sterben auch die Heere mit ihren Feldherren. Was bleibt nach Alexanders Tode von den mazedonischen Scharen übrig, war in der preußischen Armee bei Jena auch nur ein Hauch des Geistes des Philosophen von Sanssouci zu spüren, und hat Napoleons Armee Waterloo auch nur um ein geringes überdauert?

Was meine vorhin ausgesprochene Forderung anbetrifft, daß der Heerführer auch manche Eigenschaften des Staatsmannes und Diplomaten in sich vereinigen müsse, so ist dieses nicht dahin zu verstehen, daß er selbständige dem Berufsstaatsmann etwa entgegenstrebende Politik treiben soll. Er muß aber aus dem Grunde ein umfassendes politisches Verständnis besitzen, weil er alle

Möglichkeiten politischer Veränderungen bei Gegnern, Neutralen und Bundesgenossen zeitig genug erkennen, ja voraussehen, und für jeden dieser Fälle militärische Maßnahmen an der Hand haben muß, die sich der veränderten politischen Lage anpassen.

Ich erinnere dabei an das Wort, das Treitschke über Moltke geschrieben hat: „Das ist politisches Genie, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich liegen, und sich hieraus mit schöpferischer Phantasie ein Bild der kommenden Entwicklung zu bilden. Wer das nicht hat, ist auch kein Feldherr großen Stils.“

Wie diplomatisch klug hat Graf Waldersee in China seine schwere Aufgabe auffassen müssen, und bietet nicht die Tätigkeit der bedeutenden englischen Feldherren Kitchener und Roberts in Süd-Afrika, Indien und Ägypten ein Bild umfassenden Eingreifens in die innere und äußere Politik ihres Landes?

Die Einwirkung der Finanzen auf die Kriegsführung eines Staates ist ebenso so alt, als der Krieg selbst. Montecucculis bekannter Ausspruch: „Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld“, hat gegen früher noch eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Daß aber der selbständige Feldherr für die Sicherstellung dieser Geldmittel Sorge tragen muß, ist klar und wird uns durch die Handlungen aller großen Feldherrn bewiesen, von denen ich in dieser Beziehung nur auf Friedrichs des Großen Mühen hinweisen möchte.

Noch immer sind die Forderungen nicht erschöpft, die an den Feldherrn gestellt werden; außer allen Ansprüchen, die an seine körperliche Rüstigkeit herantreten, kommen solche hinzu, die in seinem Charakter Begründung finden müssen. Er muß alle sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten mit nicht erlahmender Tatkraft überwinden, für alle Zwischenfälle regsamen Gemütes sofort Abhilfe schaffen; er soll Erfolge bis zum äußersten anstreben und ausnützen, Mißerfolge mit Standhaftigkeit ertragen, den Weg, den er einmal eingeschlagen, hartnäckig aber ohne Eigensinn verfolgen, kurz er hat eine Aufgabe

vor sich, die wohl zu den schwierigsten gehört, die einem menschlichen Genius gestellt werden können. Wie wenige Menschen haben sie auch im Laufe der Jahrhunderte erfüllt, und wie gering ist die Zahl der Namen wahrer Feldherren, die die Geschichte auf ihren Tafeln verzeichnen konnte.

Damit der Feldherr seine Begabung zur Erfüllung der vorher ausgesprochenen Bedingungen in ihrer Höchstleistung entfalten kann, bedarf er, theoretisch betrachtet, voller Unabhängigkeit des Willens und unbeschränkter Selbständigkeit. Dieses nicht nur in rein militärischen Dingen, sondern auch insoweit als politische Rücksichten während der Niederkämpfung des Gegners ausgeschlossen bleiben müßten. In der Wirklichkeit kann aber keine Staatsgewalt einem von ihr abhängigen Manne diese Forderung zubilligen, sie begäbe sich damit selbst jeder Autorität. Der Krieg wird doch nur im Auftrage der Politik und für ihre Zwecke geführt, die Staatsgewalt vertritt noch höhere Interessen als die des Heeres allein. Wenn sie nun wünscht, die kriegerischen Begebenheiten nach ihren Zwecken zu leiten, so tut sie das, weil sie glaubt, die Lage von einem allgemeineren Gesichtspunkte zu betrachten. Macht sie entsprechende Forderungen an die Heeresleitung, so stellt sie sich in Gegensatz zu dieser, denn dieselbe ist von den Maßregeln des Feindes und der Gunst des Augenblicks abhängig und hat nur das eine Ziel im Auge, den Gegner möglichst schnell und vollständig zu Boden zu zwingen.

Es stoßen hier die Anforderungen aufeinander, die der Krieg und die Politik jede für sich in Anspruch nehmen, und es ergeben sich sehr schwer zu überwindende Gegensätze.

Wie hat man sich im Verlauf der Geschichte diesen Schwierigkeiten zu entziehen versucht?

Geriet das alte Rom in Gefahr, so ernannte der Senat einen Diktator, gab ihm königliche Rechte und damit die Möglichkeit, die Gesamtmittel des Staates in den Dienst seiner Fähigkeiten zu stellen, damit aber ein wahrer Heerführer zu werden.

Roms größter Gegner, Hannibal, war ein gottbegnadeter Feldherr, seine Erfolge reichen aber nur bis zu dem Augenblick, wo ihm die Politik seines Landes, aus Neid und Furcht vor seiner aufsteigenden Größe, Hindernisse in den Weg legte. Weil Hannibal nicht Alleingebietender in Carthago war und es nicht wurde, weil er die reichen Kräfte seines Vaterlandes zu einer letzten Anstrengung nicht in Anspruch nehmen konnte, weil ihm das kurzsichtige Krämervolk die notwendigen Nachschübe im entscheidenden Augenblick verweigerte, verlor er die Früchte seines großartigen Sieges bei Cannä.

Bei Betrachtung der Reihe anderer großer und erfolgreicher Feldherren finden wir die auffallende Tatsache, daß eine große Anzahl von ihnen Herrscher waren durch ihre Geburt; unter ihnen Alexander und Karl der Große, Gustav Adolph, Karl XII., Friedrich der Große. Andere machten sich dazu kraft ihres Genies, wie Cromwell und Napoleon, nachdem sie ihre Geeignetheit zum Feldherrn dargelegt hatten. Cäsar und Wallenstein hätten das Gleiche getan, wenn nicht der Dolch Cascas und die Partisane Deveroux' störend dazwischen getreten wären. Hieraus ergibt sich aber bei näherer Betrachtung die doppelte Folgerung, daß sich einmal in dem Herrscher eines Staates, je absoluter desto mehr, am leichtesten die Vorbedingungen für ein erfolgreiches Feldherrntum finden, andererseits in einem erfolgreichen Feldherrntum, die, ich möchte sagen, naturgemäße Neigung besteht, die Staatsgewalt an sich zu reißen, weil der Feldherr die Haupteigenschaften des Herrschers in sich vereinigt und überall das Große, Gesunde und Starke an die Oberfläche strebt. Für meine Zwecke ist es jedenfalls ein Beweis, daß beide Gewalten im innerlichen Zusammenhange stehen, heute noch ebenso wie im Anfange aller gesellschaftlichen Entwicklung.

In der That hat das Volk das beste Teil erwählt, bei dem sich im Kriegsfall die Staatsgewalt und die oberste Heerführung in der Hand des Fürsten vereinigen, denn damit ist die notwendige Einheit des Willens und die

Möglichkeit gegeben, der Kriegshandlung den größten Nachdruck und die höchste Kraft zu verleihen. Ist dagegen der Feldherr nicht selbständig, muß er seine Entschlüsse, von einem anderen abhängig machen, so wird seine Stellung stets erschwert sein.

Weilt diese Einwirkung, sei es eine Person, Körperschaft oder Behörde, fern vom Kriegsschauplatz, will sie ihren Einfluß ohne Kenntnis der rasch verlaufenden Ereignisse als ausschlaggebend geltend machen, so ist die Führung des Heeres noch mehr erschwert, ja wohl überhaupt unmöglich geworden. Ich erinnere an die allen bekannte und bis in unsere Zeit hinreichende Einwirkung des Reichskriegsrates in Wien, an die Zeiten, als auch von den Petersburger, Versailler und Londoner. Kabinetten aus die Kriege geleitet wurden. Die Generale konnten und durften hier kein Genie entfalten, groß angelegte Unternehmungen, entscheidende Kämpfe waren zu vermeiden.

Daun, Laudon, Soltikoff, Kutusow, Condé, Turenne, Malbourough sind Heerführer jener Tage. Sie haben diese Art der Kriegsführung mit mehr oder weniger hoher Vollkommenheit durchgeführt, wahre Feldherrnnaturen sind sie nicht gewesen. Wenn unter den Feldherrn der genannten Länder einige andere doch rühmenswerter hervortreten, so liegt das an anderen Verhältnissen, Prinz Eugen und Radežky sowohl wie Diebitsch und Suworow haben es verstanden, das Gängelband zu zerreißen, das sie an die Hofburg und an Petersburg knüpfte. Benedeck und Kuropatkin aber wurde das Gängelband zur seidenen Schnur, weil sie nur ruckweise daran zerrten.

Ein verkümmertes Feldherrntum entsteht in dem Falle, wenn der Inhaber der Staatsgewalt oder sein Vertreter das Heer begleitet, aber nicht die eigentliche Heerführung übernimmt. Die Bildung von zwei sich gegenüberstehenden Parteien im Hauptquartier ist die unausbleibliche Folge, damit aber Unsicherheit und Unklarheit in der Befehlsführung und Mangel an großen Entschlüssen. Moltke sagt: „Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.“

Wenn ich an dieser Stelle Wellingtons Erwähnung tue, so geschieht das nur, um hervorzuheben, daß seine unleugbare Größe und Bedeutung nicht in seinen außergewöhnlichen Feldherrngaben zu suchen ist, sondern in der zähen Ausdauer und Klugheit, mit der er seinem Lande in lang andauernden Kämpfen die Kriegsmacht zu erhalten wußte, um sie dann im entscheidenden Augenblick rücksichtslos einzusetzen.

Mir als Angehörigen des Regiments von Winterfeldt liegt es nahe, ein Beispiel für meine Behauptung auch aus dem Wirken des Mannes zu geben, dem das Regiment seinen Namen verdankt.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin war Friedrich der Große gezwungen, die Belagerung von Prag aufzugeben und beiderseitig Elbe und Moldau zurückzugehen. Während der König bald wieder Halt machen konnte, mußte sich des Königs Bruder Heinrich, von der österreichischen Hauptmacht verfolgt, einen höchst schwierigen und verlustreichen Rückzug nach der Lausitz erkämpfen. Da der König seinem Bruder in der Heerführung nicht recht traute, gab er ihm auf dessen eigenen Wunsch den General von Schmettau als Berater mit. Außerdem ordnete er ihm noch seinen persönlichen Freund und Vertrauten von Winterfeldt bei. Der König bezeichnet dieses sein Verfahren selbst als einen schweren Fehler; durch diese zweifache Zuteilung war schon der Keim zu Parteiungen gegeben, beide Generale waren miteinander verfeindet, der eine gehörte der Partei des Königs, der andere der des voraussichtlichen Thronerben an.

Winterfeldts Stellung gestaltete sich von Anfang an äußerst schwierig, und waren die Folgen der eingetretenen Eifersüchteleien sehr trauriger Natur.

Da der Prinz keine Erfahrung in den Einzelheiten der Truppenführung hatte, hörte er bald auf diesen, bald auf jenen der mit einander hadernden Generale, und die Armee wäre dem Untergange verfallen gewesen, wenn die Österreicher etwas entschlossener gehandelt hätten.

In seinem Bericht an den König schreibt von Winterfeldt folgendes: „Ew. Königliche Majestät haben die einzigste Gnade und machen bald eine Änderung bei dem hiesigen Korps, oder kommen bald zu uns. Es erfordert meine Pflicht, darum zu bitten. Daß mich bis dato der Kopf noch keine minute rundumgegangen, davon bin ich sowohl bey mir selbst überzeugt als kan; bey all dem Kriegesrat halten kommt nichts heraus, sondern es muß einer mit *résolution* commandieren, so ist noch alles zu redressieren.“

In der Nachfridericianischen Zeit trat geradezu ein Tiefstand in der Kriegskunst ein, als weder Friedrich Wilhelm II. noch Friedrich Wilhelm III. das Zeug zum Feldherrn in sich spürten, den Herzog von Braunschweig zum Oberbefehlshaber ernannten, aber selbst beim Heere verweilten.

Welcher Schaden hieraus für die Kriegsführung erwuchs, lehrt der Feldzug 1792 mit der berühmigten Kanonade von Valmy. Auch der unglückliche Ausgang des Feldzuges 1806 ist außer anderen vielfachen Mängeln des preußischen Heerwesens, zum großen Teil dem verhängnisvollen Einfluß zuzuschreiben, den die Zerfahrenheit im Oberbefehl und die daraus folgende mangelhafte Disziplin der Unterführer ausgeübt hat. Erwähnenswert ist ferner der Einfluß der Kriegskommissare des Nationalkonvents bei den Herren der ersten französischen Revolution.

Den Höhepunkt erreichte eine unmögliche militärische Lage im Hauptquartier der Verbündeten 1813. Hier standen dem unglücklichen Schwarzenberg zwei Kollegien gegenüber. Das eine bestand aus den anwesenden Kaisern und Königen, das andere aus einer Menge verantwortungs- und beschäftigungsloser, alles besserwissender Generale, die verheerend auf jeden frisch fröhlichen Angriffsgeist wirken mußten und auch so gewirkt haben.

Glücklicherweise stand an der Spitze der schwächsten, der schlesischen Armee, ein Feldherr, der sich den Teufel um alle Kollegien der Welt kümmerte, der zwar nicht zu

den Füßen des Aristoteles gesessen, der auch kein feu pour l'algèbre hatte, dennoch aber einige Feldherrneigenschaften besaß und die fehlenden durch seinen Mitarbeiter ersetzte. Blücher und Gneisenau, dieser Zweimännerbund, wurde die treibende Kraft im großen Befreiungskriege. Ihr „Vorwärts“ und ihre kräftige Initiative riß die schwankenden, zagenden anderen Heere mit sich fort, und ihm verdankt in erster Linie Europa die Befreiung von der Gewaltherrschaft des großen Korsen, des größten und umfassendsten Feldherrn, den wohl je die Welt gesehen, der damals allerdings nicht mehr im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte war.

In dem Verhältnis, wie es zwischen Blücher und Gneisenau bestand, sehen wir die ersten Anfänge einer Umwälzung, welche die Neuzeit für das Feldherrntum gebracht hat, und auf die ich nochmals zurückkomme.

Das Verfahren, das wir im Hauptquartier der schlesischen Armee 1813 mit so gutem Erfolg angewendet sehen, glückte Napoleon III. im Feldzuge 1859 in Italien mit seinem Ratgeber Le Boeuf, mißglückte ihm aber gänzlich im Anfange 1870 mit demselben Le Boeuf und Frossard. Napoleon III. begab sich dann zu der früheren Methode zurück, ernannte Bazaine und später Mac Mahon zum Oberbefehlshaber, blieb aber selbst beim Heere und enthielt sich der Einmischung nicht.

Österreich hat aus seinen vielen verlorenen Feldzügen nichts gelernt. 1859 in Italien war der Oberbefehlshaber Gyulai der Militärkanzlei in Wien unterstellt, er hatte, wie Moltke sagt, „einen Telegraphendraht im Rücken“, ja noch mehr, der Feldzeugmeister Heß befand sich im Hauptquartier als „Delegat der höchsten Gewalt“ und zwar mit solchen Vollmachten ausgestattet, daß er ohne weiteres selbst als Oberbefehlshaber hätte auftreten können. 1866 war Benedek mit dem ihm beigegebenen Hennickstein in derselben unglücklichen Lage. „Er, ebensowenig wie Bazaine, haben sich im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit und auch wohl in Erkenntnis der ihnen nicht zusagenden Verhältnisse beim Oberkommando zu diesem gedrängt. Sie

übernahmen nur gezwungen den Kommandostab, sie hätten gar zu gern gesiegt, wenn sie nur in aller Welt gewußt hätten, wie sie es anfangen sollten“, sagt Graf Schlieffen. „Da sie ungehorsam und widerspenstig nicht siegten, so wurden sie nach Gebühr zu Strafe, der eine zum moralischen, der andere zum physischen Tode verurteilt.“

Wehe dem Feldherrn, auf den Volksmehrheiten und damit Volksleidenschaften maßgebenden Einfluß gewinnen. Die Kriege der ersten französischen Revolution, die Ereignisse bei den Dänen 1864 und 1870/71 in Frankreich an den verschiedensten Stellen bieten abschreckende Beispiele genug.

Wenn ich in dem Vorhergesagten Einwendungen dagegen erhoben habe, daß der Feldherr durch andere Persönlichkeiten beeinflusst wird, so habe ich damit nicht ausdrücken wollen, daß der Feldherr überhaupt keines Rates bedürfe. Die Ratgeber und Helfer dürfen nur nicht außerhalb der Heeresleitung stehen, sie müssen zu diesem Amt berufen, dem Stabe des Feldherrn zugeteilt, ihm also unterstellt sein.

Zwar gibt es Feldherren, die es nicht nötig haben, für Gewinnung ihrer Erwägungen und Entschlüsse die Meinung anderer zu hören, dies sind aber Seltenheiten. Zu ihnen gehören Napoleon und Friedrich der Große, beide duldeten in ihrer einsamen Größe keinen Stern zweiter Ordnung neben sich. Wer hätte letzterem, „dem König *connétable*“, wie Koser ihn nennt, mit Ratschlägen kommen können. Ziethen und Seydlitz waren unübertreffliche Generale, aber keine Feldherren; des Königs Bruder, Heinrich, unverträglicher Natur, glaubte sich in seinen Feldherrneigenschaften verkannt und arbeitete sich immermehr in eine gewisse Opposition zum Könige hinein.

Der einzige wäre wohl Winterfeldt gewesen, der Einfluß auf den König hätte gewinnen können, doch er fand vorzeitig auf dem Gefechtsfelde von Moys seinen Tod, als ihn Friedrich der Große wiederum als Vertreter seiner Ideen dem Herzoge von Bevern zugeteilt hatte. Napoleons erster Gehilfe im Felde, Berthier, mit dem hoch-

trabenden Titel grand maréchal von Frankreich, Fürst von Neufchâtel und Wagram, war in Wirklichkeit nur das, was seine offizielle Dienststellung bezeichnede, der major général expédiant les ordres de l'Empereur.

Alle andern napoleonischen Marschälle sind nur großartige Soldaten und Helden auf dem Schlachtfelde, zu selbständigem Handeln jedoch unfähig, was ihrem Herrn und Meister genau bekannt war und von ihm schmerzlich genug empfunden wurde. In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Beirates nicht entbehren können, ihn muß er nach seinem persönlichen Vertrauen und nicht aus der Rangliste wählen.

„Es kommt auch nicht darauf an, daß der Gewählte unbedingt der Klügste ist, wenn er nur das Angeratene folgerecht und beständig nach einer Richtung hin entwickelt. Überdies kann der gegebene Rat sehr wohl das Ergebnis der Erwägung einer Anzahl von Männern sein, deren Vorbildung und Erfahrung sie dazu befähigt. Immer muß aber in dem Ergebnis eine Meinung zur Geltung kommen und von einer Person vorgetragen werden.“

Moltke sagt weiter hierüber: „Man umgebe aber einen Feldherrn mit einer Anzahl von einander unabhängigen Männern — je mehr, je vornehmer, ja je gescheiter — umso schlimmer, er höre bald den Rat des einen, bald den des andern, er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis an einen bestimmten Punkt, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann die begründeten Einwürfe eines dritten und dann die Abhelfemaßregeln eines vierten an, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit lauter wohlmotivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird.“

Besonders verheerend wirken in der Beziehung beratende Versammlungen, Kriegräte und dergleichen; man kann sie geradezu als das Grab eines jeden tatkräftigen Entschlusses bezeichnen. Schon Friedrich der Große hat gesagt, daß bei einer Beratung jedesmal der Timide den Ausschlag gäbe. Auch Moltke äußerte sich ähnlich. „Nach ihm wird bei einem Kriegrat das Für und Wider mit so

guten Gründen belegt, daß eins das andere aufhebt. Jeder positive Vorschlag hat unzweifelhafte Bedenken gegen sich, die Negation bleibt im Recht, und alles vereinigt sich auf dem neutralen Boden des Nichtstuens. In jedem Hauptquartier gibt es eine große Anzahl von Leuten, die mit großem Scharfsinn stets alle Schwierigkeiten hervorzuheben wissen, sie weisen bei eintretenden Verwickelungen überzeugend nach, daß sie alles vorausgesagt haben. Sie sind auch immer im Recht, denn da sie selbst nichts Positives vorschlagen, vielweniger etwas ausführen, so kann sie der Erfolg nie widerlegen. Diese Männer der Negative sind das Verderben der Heerführung“. In Beziehung auf die Abhaltung von Kriegsräten verwahrt sich Moltke ausdrücklich dagegen, daß solche 1866 und 1870/71 abgehalten worden sind. Stets habe er allein dem Könige die eingegangenen Meldungen und Nachrichten vorgetragen und demnächst Vorschläge für die auszuführenden Operationen gemacht, dieselben habe er vorher mit den Offizieren seines Stabes besprochen. „Se. Majestät unterwarf sie meist einer sehr eingehenden Erwägung, bezeichnete mit militärischem Blick und richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, es sei schließlich aber ausnahmslos „beim Vorgeschlagenen geblieben.“

Ähnlich gute Ehen zwischen dem Feldherrn und seinem ersten Berater bestanden, wie wir schon gesehen, zwischen Blücher und Gneisenau, ferner zwischen Radeſki und Heß, Kronprinz Friedrich und Blumenthal.

Die berufenen Ratgeber für die Heerführer in Deutschland sind die ihnen beigegebenen Chefs der Generalstäbe, an ihrer Spitze der Chef des Generalstabs der Armee.

Die Bedeutung dieser Stellung hat sich Moltke ganz allein geschaffen. Noch während des Feldzuges 1864 trat der Chef des Generalstabes ganz hinter den Kriegsminister zurück, denn dieses letzteren Sache war es, die Befehle des Königs über die Operationen einzuholen, ersterer wurde nur gelegentlich zu Immediatvorträgen herangezogen. Schritt für Schritt durch Moltkes Erfolge hervorgerufen, gewann die Stellung an Einfluß. Wie

wenig man noch 1866 von dem Chef des Generalstabes selbst in den höheren Stellen der Armee wußte, zeigt die bekannte Erwiderung des Generals von Manstein an den Grafen Wartensleben, als dieser ihm während der Schlacht von Königgrätz die Auffassung Moltkes darlegte. „Das ist alles sehr richtig“, sagte er, „wer ist aber der General Moltke?“ Auch zu Anfang des Krieges 1870 sind diesem immer noch genug Schwierigkeiten von seiten der unterstellten Oberkommandos gemacht worden.

Erst nach dem großen Erfolge von Sedan ist jeder Widerspruch in der Armee selbst verstummt. Die Art, wie Moltke im zweiten Teile des Feldzuges von Versailles aus die Leitung der weit von einander getrennten Heeresgruppen in seiner Hand vereinigte, dabei aber die Selbstständigkeit der Führer schonte, erscheint als das Ideal einer Heerführung großen Stils.

Eine große Bedeutung für den Verlauf des Krieges gewinnt die Frage, ob die oberste Heerführung über eine Reihe von Unterführern verfügt, welche im Sinne des Oberführers und in gegenseitiger Übereinstimmung handeln. Die Ausbildung der Unterführer zum gemeinsamen Handeln im Sinne der auch unausgesprochenen Gedanken des Feldherrn ist Sache desselben und das Ergebnis einer langen und schwierigen Ausbildung im Frieden. Bei den großen Heeresmassen der heutigen Zeit ist es gar nicht denkbar, daß dieselben von einem Willen in allen Einzelheiten gelenkt werden. Die oberste Führung kann nur leitende Gesichtspunkte für ihre großen Absichten angeben, die Einzelheiten müssen die Unterführer selbstständig anordnen. Trotz dieser Selbstständigkeit wird das gemeinsame Handeln gewährleistet, wenn die Verstandeskräfte aller Führer bis weit nach unten in einer Richtung hin wirken, gewissermaßen in geistiger Disziplin gehalten sind.

Wenn der Oberführer sich auf seine Untergebenen verlassen will, so müssen diese in seinen Gedankenkreis eingearbeitet und in demselben aufgegangen sein. Ist dies Ziel erreicht, dann bewirkt das Anstreben der gleichen

Absicht die Einheit der Handlung, wenn auch die Mittel dazu im Einzelnen Verschiedenheiten aufweisen.

Hier muß also der Feldherr als Erzieher wirken, die Fähigkeit dazu ist das Zeichen eines besonders umfassenden Genies. Friedrich der Große und Napoleon haben diese Gabe nicht besessen, die Anforderungen, die die mannigfache Arbeit auf anderen Gebieten in ihrer Eigenschaft als Herrscher an sie stellte, schlossen sie vielleicht aus. Moltke überragt seine beiden großen Vorgänger darin ganz entschieden. In mühsamer Friedensarbeit schuf er sich in seinen Generalstabsoffizieren einen Stamm, der seine Ansichten ganz in sich aufgenommen hatte und dieselben weiter in der Armee verbreitete — ja, der dieselbe auch den höheren Führern in ihrer Stellung als berufene Ratgeber übermittelte.

Friedrich der Große, Napoleon und Moltke, das sind überhaupt die Männer, welche in der neueren Zeit die Tätigkeit des Heerführers mit einer solchen Vollkommenheit ausübten, daß man dabei von einer wahren Künstler-schaft sprechen kann. Ihnen war das Kriegführen Lebensbedingung. Von Kampfeslust und -Freudigkeit durchglüht, schufen sie die Schlachten aus einer Fülle der Anschauung und des Schaffensdranges, aus echter Gestaltungswonne heraus, wie sonst nur Dichter ihre Weltgeschichte in Worte kleiden, Maler und Bildhauer ihren Gedanken äußere Form geben.

Haben wir nun einerseits kennen gelernt, wie groß und vielseitig die Anforderungen sind, die an einen Feldherrn herantreten, uns andererseits von den Schwierigkeiten in der Regelung des Verhältnisses zwischen Staatsgewalt und Heerführung überzeugt, so drängt sich die Erkenntnis durch, daß sich die Aufgaben der Heerführung in ihrer Gesamtheit nicht mehr von einem einzelnen Manne lösen lassen. Es muß eine Arbeitseinteilung vorgenommen werden, umso mehr als die Massenheere der Gegenwart, der weit schnellere und entscheidendere Verlauf der Kriegshandlung, die Arbeitslast und Verantwortung für einen einzelnen Kopf in das Ungemessene gesteigert haben. So

hat sich auch tatsächlich in der Neuzeit ein neues Verhältnis zwischen Staatsgewalt und Heerführung ausgebildet.

An die Stelle des selbständigen Feldherrn ist ein Dreimännerbund getreten, bestehend aus König, Staatsmann und Chef des Generalstabes. In ihm finden wir das moderne Feldherrntum in einer neuen, von der früheren wesentlich verschiedenen Form wieder. Dem Chef des Generalstabes fallen bei dieser Kräfteverteilung die Aufgaben zu, die ehemals der Feldherr in rein militärischer Beziehung auszuführen hatte.

Losgelöst von den Anforderungen, die Fragen der Politik und der Finanzen an den Heerführer stellen, wesentlich entlastet von der schweren Verantwortung, kann der Chef des Generalstabes seine Pläne und Entschlüsse weit freier fassen und sich daher von richtigeren militärischen Gesichtspunkten leiten lassen.

Sache des Königs ist es, die Vorschläge seines Ratgebers zu prüfen und, nachdem er sie mit den Anforderungen der anderen Stellen, in erster Linie der Politik, in Einklang gebracht hat, seine Entscheidung zu treffen. Gegensätze muß er auszugleichen verstehen.

Gewiß keine leichte Aufgabe, die dem König gestellt ist, die in jedem Falle die Arbeit eines ganzen Mannes mit nicht gewöhnlichen Gaben des Geistes und Charakters erfordert. Mit dieser Aufgabe ist der König andererseits wieder in sein historisches Amt eingesetzt, er begleitet das Heer nicht mehr als Zuschauer, der die Zirkel des Oberbefehlshabers stört, sondern er übernimmt die Feldherrnrolle selbst. Seine Hauptberater, der Staatsmann sowohl als der Chef des Generalstabes sind ihm verantwortliche Persönlichkeiten, die über Lage ihrer Ressorts getrennten Vortrag halten und jeden Entschluß zur Billigung und Entscheidung vorlegen.

Damit steht hinter beiden die notwendige Autorität der höchsten Staatsgewalt, der alte Satz aber hat wieder Geltung gewonnen: „Der König ist der Anführer im Kriege“; denn dem Könige bleibt, obwohl nach der Verfassung unverantwortlich, doch die höchste Verantwortung. Wer setzt

mehr ein als er, wo es sich um Krone und Zepter handelt? Keines der Mitglieder des Triumvirats braucht alle an den Feldherrn zu stellenden Eigenschaften zu besitzen, einer muß den andern ergänzen, wenigstens einer von ihnen muß etwas von dem Salböle Samuels abbekommen haben.

Die Anwendung des Verfahrens, den Feldherrn durch ein Komitee zu ersetzen, ist uns 1866 und 1870/71 geglückt, allerdings war die Zusammensetzung desselben eine derartig günstige, wie sie besser nicht gedacht werden kann.

Man glaube aber nicht, daß hierin das Allheilmittel zu suchen ist, denn sonst könnte uns bittere Enttäuschung nicht erspart bleiben.

Die Vorbedingung des Gelingens großer Feldherrntaten und -erfolge bleibt in den gegenwärtigen Tagen ebenso wie in den vergangenen, unter dem neuen wie unter dem alten Feldherrntum die, daß eine wahrhaft groß angelegte Natur mit aller Energie eines feurigen Herzens sich über alle Schwierigkeiten zu erheben versteht.

Die Schwierigkeiten schwinden wie das Eis vor der Sonne von einem heroischen Entschluß, denn dieser spannt alle Fähigkeiten des Feldherrn auf das Höchste an, reißt das Heer zu großen Taten fort, steigert seine Freudigkeit, seine Zuversicht und damit seine Kraft; er spornt den Ehrgeiz an und macht erfinderisch im Augenblick der Gefahr.

Freilich muß der Geist durch ein unerschrockenes Gemüt gestützt werden, das im Unglück und unter dem Einfluß der einstürmenden Eindrücke des Krieges nicht verzagt, hinter ihm muß ein eiserner Wille stehen, der das Ziel unverwandt anstrebt, den Gegner nicht nur zu besiegen, sondern ihn so zu vernichten, wie es Hannibal bei Cannä gelang, und wie es Moltkescher Strategie bei Sedan beschieden war.“

Nach der Tafel trat Herr Arzt Bernatky sein Amt als neuer Liedermeister an. Herr Direktor Gallien hielt noch einen kurzen Vortrag über Fön und Bora. Er zeigte zunächst an einem alten und einem neuen pneumatischen Feuerzeuge die Erwärmung komprimierter Luft

und wandte dieses physikalische Gesetz an zur Erklärung der erwähnten Lufterscheinungen.

Sitzung am **12. Februar 1913**. Anwesend waren 63 von 145 Mitgliedern. Der Sekretär gedachte mit ehrenden Worten des Ablebens eines früheren Vorstandsmitgliedes, des Herrn Geheimrats Kahrstedt. Herr Verleger Neumann hielt einen 1 $\frac{1}{4}$ stündigen Vortrag über „Den deutschen Buchhandel in seiner geschichtlichen Entwicklung bis auf die Gegenwart“. Der Vortragende schilderte die Entstehung des Buchhandels aus dem Handschriftenhandel, wie er bei den ältesten Kulturvölkern, den Griechen und Römern, üblich gewesen ist. Seine Ausgestaltung als neuzeitlicher Erwerbszweig im Weltbereiche des Handels erfuhr er erst im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts, als Johann Gutenberg in Mainz einzelne bewegliche Typen aus Metall gießen, sie in Formen zusammensetzen und auf der Presse drucken ließ. Dadurch wurde eine wirkliche Vervielfältigung von Büchern erst ermöglicht, so daß bereits am Ende des 15. Jahrhunderts sich die Buchdruckerkunst in 250 Städten niedergelassen hatte, davon in Deutschland allein in 53.

Zumeist waren die Drucker Deutsche und Holländer, daher der gotische Typenschnitt aller Drucke im In- und Auslande.

Mit der Herstellung von Büchern in größerer Zahl mußte naturgemäß der Buchhandel sich bilden und entwickeln. Zunächst versuchte man die Presseerzeugnisse am Orte des Druckers selbst zu veräußern, das Übrige mußte im Wandervertriebe von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort untergebracht werden. Aber bei der großen Kostspieligkeit und Unsicherheit konnte das Hausierwesen mit Büchern sich nicht lange halten, eine andere Vertriebsmöglichkeit mußte ihn ablösen. Aus den Druckverlegern wurde ein eigener Verlegerstand, der den Absatz von Büchern, welche er vom Drucker erworben, selbst vornahm, oder ihn durch seine Leute, die sogen. Buchführer, in Städten und Dörfern besorgen ließ. Der Verleger

brauchte durchaus kein Besitzer einer Druckerei zu sein. Aus den Buchführern wurden allmählich Sortimenten, d. h. Geschäftsleute, welche den Verkauf der Bücher zwischen Druckern sowie Verlegern und dem Publikum vermitteln.

Im 16. Jahrhundert wuchs der Bücherverkehr bereits zu ungeahnter Bedeutung, namentlich als die Einrichtung und Herausgabe eines Meßkataloges derjenigen Bücher in die Wege geleitet wurde, welche auf der Messe in Frankfurt a. M. zu Ostern und Michaeli zum Vertriebe eingeführt worden sind. Die Kataloge wurden von den Interessenten gerne entgegengenommen und trugen unendlich zum Absatze und zur Verbreitung der verzeichneten Werke bei. Dieser anwachsende Verkehr gab folgerichtig nicht nur Veranlassung zur Errichtung von Druckereien und Verlagshandlungen, sondern auch zur Eröffnung von neuen Buchläden, welche nicht allein während der Messe, sondern auch das ganze Jahr hindurch geöffnet waren. Die Bedeutung Frankfurts hielt sich jedoch nur so lange, als die Hauptzahl aller Erscheinungen in lateinischer Sprache abgefaßt war, und zwar weit in das 17. Jahrhundert hinein. Denn mit Frankfurt zugleich begann Leipzig sich zu einem buchhändlerischen Emporium herauszuarbeiten, und mit dem Sinken der internationalen lateinischen Gelehrtensprache nahm auch der Verkehr in Frankfurt ab, bis er im Jahre 1764 ganz aufhörte.

Von da ab nahm die Verlagstätigkeit absolut und relativ zu, der Buchhandel wurde lebendiger, berufsmäßiger, seßhafter. Mit Ausgang des 16. Jahrhunderts schließt die 1. Periode in der Entwicklung des deutschen Buchhandels ab; sie war die Zeit des festen Einkaufes gegen bare Zahlung. Die Bücher an den Meßplätzen hatten nur einen Preis, die Folioformate einen Einzelpreis, die Quart- und Oktavgrößen einen Bogenpreis, und zwar wurde der Druckbogen der letzteren mit 1 Pfg. berechnet, allerdings zahlte man auch damals keine Honorare an die Verfasser. Es waren weniger Qualitäts- als Quantitätsunterschiede, welche den Preis bestimmten, der staffelmäßig billiger wurde.

Die zweite Periode (1600—1675) stellt die Zeit des Tauschhandels dar, wo die Einheitspreise einen solchen Übergang infolge der unsicheren Zeiten während und nach dem 30jährigen Kriege rechtfertigten, in denen bares Geld eine Seltenheit war und in denen man auch nicht mit Geld und Geldeswert reisen mochte. Das Reisen war aber doch eine Notwendigkeit, um neue Bücher zu erhalten, letztere gaben wenigstens keine schätzenswerte Beute für die Herren Strauchritter ab.

In der Tauschzeit mußte der Verleger zugleich Selbstverkäufer sein, der Beruf der Sortimenters, welcher aus den Buchführern sich so schön entwickelt hatte, mußte zu Grunde gehen. Der Verleger mußte einige Verlagsartikel drucken, um sie gegen fremden Verlag eintauschen zu können. Hatte der Tauschhandel auch den Vorzug, das Risiko eines Verlegers zu verringern, so hatte er auf der anderen Seite den großen Nachteil, daß jeder Buchhändler angewiesen war, auf alle Fälle etwas zu drucken, um nur Tauschartikel anbieten zu können; infolgedessen kam es zu einer richtigen Fabrikation von Büchern, die nachweislich soweit ging, daß im protestantischen Norden für den katholischen Süden berechnete Bücher hergestellt wurden.

Der Norden gewann allmählich das Übergewicht, die Frankfurter Messe war tot, und Leipzig wuchs immer mehr heran; Zahl und Bedeutung der Verlagshandlungen mehrte sich zusehends. Unter der Menge minderwertiger Bücher, welche die Verleger für ihre zum Teil sehr wertvollen Veröffentlichungen in Tausch nehmen mußten, hätten sie zu Grunde gehen müssen, sie waren gezwungen, den Tauschhandel abzulehnen und ihren Verlag nur fast auf Kredit oder gegen bare Zahlung zu verkaufen.

Die von der Mitte des 17. Jahrhunderts an sich geltend machenden Honoraransprüche der Autoren ließen durch immer höher steigende Ansprüche der Schriftsteller notgedrungen den einheitlichen Preis von 1 Pfg. fallen und an seine Stelle eine individuelle Preisberechnung der

Bücher treten. Der Tauschhandel schwand, und die dritte Periode in der Entwicklung des Buchhandels setzte ein.

Dieser Zeitabschnitt von 1765 bis zur Neuzeit stellt eine Zeit gewaltigen Aufstrebens auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens dar, die klassische Zeit unserer Literatur beginnt und reißt den Buchhandel in einer bis dahin unbekannten Weise mit fort, ja, sie verleiht ihm eine ständig wachsende Ausdehnung und Bedeutung.

Unmittelbar beeinflusst durch die technischen Vervollkommnungen, Erfindungen und Entdeckungen, wie Stereotypie, Lithographie, Schnell- und Rotationspressen, Photographie, Setzmaschinen und Lichtdruck, erklären sich die zunehmenden Mengen in der Produktion der Bücher. 1764 betrug die neuen Erscheinungen 1344 Titel, während sie im Jahre 1800 schon 3906 Titel aufweisen. Im Jahre 1850 waren es 9053, im Jahre 1900 24792 und 1906 28703 Titel von Büchern und Broschüren. Alle katalogisierten Titel sind hierbei nur als eine Eins gezählt, während die Auflagen einzelner Neuerscheinungen vielfach in mehreren Tausend von Exemplaren am Handel teilgenommen haben. Das erklärt wiederum die anschwellende Zahl der neu entstehenden Buchhandlungen, deren es im Jahre 1764 ungefähr 200 gab, 1907 aber 11737 Buchhändlerfirmen, Verleger und Sortimenten zusammen.

Die heutige innere Entwicklung des Buchhandels zu dieser stattlichen Zahl begann mit dem im April 1825 gegründeten Börsenverein, einem Verein der angesehensten Buchhändler Deutschlands und der übrigen Welt. Anfänglich bestand er nur aus 108 Mitgliedern, während er gegenwärtig 3400 aktive Mitglieder zählt. Der Börsenverein ist das Rückgrat des gesamten deutschen Buchhandels. Der Vorstand desselben wacht über alle Erscheinungen des Verkehrslebens innerhalb des Buchhandels auf dem Erdenrund. Er erreichte eine regelnde, jeden Buchhändler im In- und Auslande verpflichtende und bindende Kraft in der ganzen zivilisierten Welt.

Nach der Tafel sprach Herr Amtsgerichtsrat Seibt eine Viertelstunde über Jugendgerichte. „Die Fürsorge für die Jugend ist ein nicht unbedeutender Teil der Rechtspflege. Das Gericht hat einzuschreiten, wenn der Vater, die Mutter oder der Vormund eines Minderjährigen ihre Pflichten vernachlässigen oder verletzen und sein geistiges oder leibliches Wohl gefährden; es hat einzuschreiten, wenn aus anderen Gründen ein Minderjähriger verwahrlost ist oder zu verwahrlosen droht; es hat endlich einzuschreiten, wenn ein Jugendlicher, welcher das 12., aber noch nicht das 18. Lebensjahr vollendet hat, eine strafbare Handlung begeht und sich bei Begehung der Tat der Strafbarkeit derselben bewußt war. Diese letzte Tätigkeit des Gerichts ist die Tätigkeit der Jugendgerichte.

Besondere Jugendgerichte sind bei uns eingeführt auf Grund des Justizministerialerlasses vom 1. Juni 1908. Besondere gesetzliche Vorschriften über das Verfahren gegen Jugendliche bestehen nur in beschränktem Maße, nämlich die Bestimmungen in §§ 140, 149—340 St. P. O. über die Verteidigung Jugendlicher in den Verhandlungen vor den Strafkammern und die Befugnisse des gesetzlichen Vertreters des Jugendlichen in der Verteidigung und hinsichtlich der Einlegung von Rechtsmitteln. Es gelten ferner die Bestimmungen der Allerhöchsten Erlasse vom 23. Okt. 1895 und vom 6. Nov. 1912, ergänzt durch ministerielle Anordnungen, wonach die Vollstreckung einer gegen einen Jugendlichen erkannten Freiheitsstrafe fast immer aussetzen und abzuwarten ist, wie sich der Verurteilte in der sogenannten Bewährungsfrist — gewöhnlich 2 Jahre — führt und wonach im Falle guter Führung der Antrag auf gnadenweisen Erlaß der Strafe von Amtswegen zu stellen ist. Der Ministerialerlaß vom 1. Juni 1908 mußte sich deshalb große Beschränkungen auferlegen und hat der Hauptsache nach nur bestimmt, daß bei den Amtsgerichten möglichst der Vormundschaftsrichter auch der Jugendrichter sein soll, daß schon im voraus die Lebensverhältnisse der Jugendlichen erforscht und daß ermittelt werden soll, ob die Straftat auf ungünstige Familien- und Lebensver-

hältnisse oder auf Hang zu Missetaten zurückzuführen ist, daß die Strafsachen gegen Jugendliche möglichst den Schöffengerichten überwiesen werden und daß die Jugendlichen getrennt von erwachsenen Angeklagten verhandelt werden sollen, auch die Öffentlichkeit, soweit nur zulässig, ausgeschlossen werden soll.

Durch diese Bestimmungen ist aber dem Umstande nicht genügend Rechnung getragen, daß Straftaten Jugendlicher anders bewertet werden müssen, als die Erwachsener, daß, was äußerlich als schweres Vergehen oder gar als Verbrechen erscheint, als eine bloße Verfehlung anzusehen sein kann, wenn es von einem Jugendlichen begangen wird, und daß in vielen Fällen Jugendlichen gegenüber Erziehungs- und Besserungs-Maßregeln mehr am Platze sind als Bestrafungen, die sowohl dem Jugendlichen als auch der Allgemeinheit mehr schaden, als nutzen kann.

Es liegt nun dem Reichstage ein Gesetzentwurf über das Verfahren gegen Jugendliche vor, der sich zur Zeit in einer Kommission befindet.

Dieser Entwurf hat vor allem die Erziehung und Besserung der jugendlichen Übeltäter im Auge, die Bestrafung nur dann, wenn sie mit Rücksicht auf den Charakter des Jugendlichen und den seiner Tat nicht zu umgehen ist. Der Entwurf will dies durch folgende Maßnahmen erreichen:

1. Es soll gegen Jugendliche die öffentliche Klage nicht erhoben werden, wenn mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Tat, den Charakter und die bisherige Führung des Jugendlichen Erziehungs- und Besserungs-Maßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind, und es soll, wenn sich dies erst nach Erhebung der Klage ergibt, das Strafverfahren eingestellt werden. Die Sache ist dann an die Vormundschaftsbehörde abzugeben, welche den Jugendlichen ja vermahren oder ihn der Zucht seines gesetzlichen Vertreters oder der Schulbehörde überweisen, auch Fürsorgeerziehung anordnen oder dem Jugendlichen aus Personen, die mit der Jugenderziehung besonders vertraut sind, einen Fürsorger

bestellen kann, und zwar entweder bald oder nach Ablauf einer Frist, die dem Jugendlichen zur Bewährung gegeben wird.

2. Schwerere Verfehlungen sollen auch in Zukunft strafrechtlich geahndet werden. Dabei ist aber folgendes vorgesehen:

- a. Die Justizverwaltung hat da, wo sich ein Bedürfnis herausstellt, bei den Amtsgerichten besondere Jugendgerichte zu bilden, bei denen als Schöffen Personen mitwirken sollen, die in der Jugend-erziehung erfahren sind, besonders auch Mitglieder von Fürsorgevereinen und Volksschullehrer.
- b. Nach Eröffnung der Voruntersuchung oder des Hauptverfahrens vor der Strafkammer ist dem Jugendlichen ein Verteidiger zu bestellen, zu den Verhandlungen vor dem Schöffengerichte ein Beistand.
- c. Die Untersuchungshaft soll nicht verhängt werden, wenn ihr Zweck anderweit, z. B. durch Unterbringung in einer geeigneten Anstalt, erreicht werden kann. Ist die Untersuchungshaft unvermeidlich, dann ist der Jugendliche getrennt von erwachsenen Gefangenen zu halten.
- d. Bei den Hauptverhandlungen sollen die Jugendlichen mit erwachsenen Angeklagten nicht zusammen kommen und nicht zusammen verhandelt werden, auch wenn bei einer und derselben Sache sowohl jugendliche als auch erwachsene Angeklagte beteiligt sind.
- e. Die Öffentlichkeit kann ohne weiteres, auch für die Verkündung der Urteilsgründe ausgeschlossen werden.
- f. Auch Verbrechen können den Schöffengerichten zur Verhandlung und Entscheidung überwiesen werden.
- g. Die Aussetzung der Strafvollstreckung bleibt bestehen.

3. Diese Bestimmungen gelten auch, wenn der Beschuldigte bei Einleitung des Verfahrens das 18. Lebensjahr schon vollendet, die Tat aber vorher begangen hat, falls die Verschuldung und die Folgen der Tat geringfügig sind oder sie besondere Umstände rechtfertigen.

Bei den Verhandlungen im Reichstage und in der Kommission ist allseitig dem Grundgedanken des Entwurfs zugestimmt worden. Im einzelnen sind dann aber verschiedene Wünsche vorgebracht worden, um den Entwurf, der einer Besserung wohl fähig ist, annehmbar zu gestalten, und es ist zu hoffen und zu wünschen, daß aus den Beratungen ein Gesetz hervorgehe, das als oberstes Ziel haben und erreichen möge: die jugendlichen Übeltäter richtig und anständig anzufassen, um aus ihnen zu ihrem Heile und zum Wohle der Allgemeinheit ordentliche und redliche Staatsbürger zu machen“.

Der Sekretär setzte nach einer sachlichen Erläuterung die neueste handliche geologische Karte der Schweiz im Maßstabe von 1 : 500 000, herausgegeben von der geologischen Kommission der Schweizer naturforschenden Gesellschaft und ihrem Präsidenten Heim, in Umlauf. Ihr Druck erforderte 23 Platten, sie ist von einer überraschend schönen harmonischen Gesamtwirkung. Ihr Preis beträgt nur 7 Franken.

Die Fortsetzung der Sitzungsverhandlungen folgt im nächsten „Bericht“. Hier sei nur noch eine Übersicht über die Beteiligung an den Sitzungen des letzten Winters abgeschlossen.

	am Vortrag		an der Tafel
	Mitgl. + Gäste		Personen
Oktober	65	5	49
November	69	1	58
Dezember	55	3	47
Januar	51	—	41
Februar	63	—	54

# Nekrologe.

---

**Johann Apfeld**, Fabrikbesitzer in Neisse-Obermährengasse, war am 24. November 1843 als Sohn des Zimmermeisters Franz Apfeld zu Ujest geboren. Nach dem Besuch der Gymnasien in Gleiwitz und Oppeln trat er mit 16 Jahren in das väterliche Geschäft ein und genügte dann seiner Dienstpflicht beim Pionierbataillon in Neisse. Er machte auch die drei Feldzüge unter König Wilhelm mit und kehrte unversehrt aus ihnen heim. In der Zwischenzeit war er praktisch tätig in Breslau, Hamburg und Osnabrück und besuchte in den Wintersemestern die Bau- und Gewerbeschulen in Holzminden, Nienburg und Siegen. Diese Jahre waren reich an Entbehrungen, da er von Hause nicht unterstützt wurde, aber Liebe zum Beruf und ein unverwundlicher Lebensmut ließen ihn alle Schwierigkeiten überwinden. Ende 1871 kam er auf Empfehlung eines Breslauer Chefs nach Neisse als Geschäftsleiter zu seinem späteren Schwiegervater Karl Harttmann, dessen einzige Tochter er 1875 ehelichte. In demselben Jahre baute er die Fabrik in Obermährengasse und machte sich, da sein Schwiegervater bald darauf starb, selbständig. Von da ab kam er bei seiner zähen Arbeitskraft bald zu Wohlstand; seiner Arbeiter nahm er sich väterlich an. Nach dem Tode seiner Gemahlin (1907), die ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren, zog sich Apfeld aus dem Geschäft zurück und lebte nun seiner Neigung zu reisen, wobei er sich gern von seinen Kindern und Schwiegerkindern begleiten ließ. Er hat einen guten Teil unseres Kontinents gesehen und erst vor kurzem eine Reise nach

Südägypten ausgeführt. Darüber versäumte er nicht die Interessen seiner Heimat. Er gehörte seit 1897 der Stadtverordnetenversammlung an und ist, wie Magistrat und Stadtverordnete rühmen, in diesem Amte mit großem Fleiße zum Wohle des Gemeinwesens tätig gewesen. Das Vereinswesen fand an ihm einen bereitwilligen Förderer. Der Philomathie hat er seit dem 31. Oktober 1882, also durch 28 Jahre, angehört; selten hat er, wenn er in Neisse weilte, eine ihrer Sitzungen versäumt. Ein hohes Alter schien dieser rüstigen und widerstandsfähigen Natur zu winken; da warf ihn eine Erkältung auf das Krankenlager und raffte ihn nach wenigen Tagen am 30. Novbr. 1910 hin. Die Beisetzung erfolgte auf dem St. Rochuskirchhofe. — Was an dem Verewigten in erster Linie zu schätzen war, das war seine unverwüsthche Arbeitskraft im Dienste seines Berufs. Er war ein self made-man im besten Sinne des Wortes. Er war aber auch ein vornehmer Charakter, von menschenfreundlicher Gesinnung, der im stillen viel Gutes wirkte. Die Philomathie wird dem biedereren Manne ein freundschaftliches Andenken bewahren.

**Karl Bachmann**, Pastor in Neisse, war geboren am 1. Mai 1857 in Thurland, Herzogtum Anhalt. Er bestand 1876 auf dem Herzoglichen Gymnasium zu Köthen die Reifeprüfung und studierte 3½ Jahre in Halle und Leipzig Theologie. Seine Prüfungen legte er 1881 und 1884 vor dem Herzoglichen Konsistorium zu Dessau ab. Oktober 1881 wurde er Pfarrverweser in Oranienbaum, folgenden Januar in dem nahen Korstdorf und in Zerbst, April 1882 Kreisfarrvikar zu Köthen und Religionslehrer am dortigen Gymnasium. Zum geistlichen Amt wurde er ordiniert am 3. August 1884 zu Dessau. Er war nun ein Jahr Pastor in Nienburg a. S., 1885—1902 in Falkenberg O.-S. und seit 1. September 1902 Diakonus in Neisse. Er starb am 4. Mai 1911 an einer schleichenden inneren Krankheit zu Breslau, wo er Heilung suchte, und ist dort auf dem Salvatorfriedhof beigesetzt. Verheiratet war er

seit 1884 mit Marie, geb. Perl, Tochter des Chausseebauunternehmers Perl in Kreuzburg O.-S., er hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter. Der nun Verewigte entfaltete in Neisse eine vielseitige, fruchtbringende Tätigkeit. Außer in seinem Hauptamte war er tätig als Seelsorger am Neisser Gerichtsgefängnis, als Kirchenkassenrendant, als Religionslehrer am Realgymnasium. Auch hatte er mehrere Jahre die Leitung des evangelischen Arbeitervereins. Der Philomathie gehörte er seit dem 15. Oktober 1903 an. Bei der Vielseitigkeit seines Wissens war er stets, wenn er angegangen wurde, zu wissenschaftlicher Arbeit gern bereit. Durch seine gediegenen Vorträge aus dem Gebiete der Kunst, Musik und Philosophie (vgl. die Jahrgänge 1904, 1906, 1908), sowie durch sein anspruchsloses geselliges Wesen hat er sich in der Philomathie viele Verehrer erworben.

**Gustav Nitsche**, früher Apothekenbesitzer, geboren am 15. Oktober 1871 zu Neisse als Sohn des Kaufmanns und Klemptnermeisters Karl Nitsche, besuchte hier die Elementarschule und die städtische Realschule, die er aber in Tertia wegen Kränklichkeit verließ. Nach Festigung seiner Gesundheit erwarb er sich auf dem Pädagogium zu Ostrowo das Unterprimanerzeugnis. Dann widmete er sich dem Apothekerberuf. Nach dreijähriger Vorbereitung in Ziegenhals bestand er 1893 die Vorprüfung in Oppeln mit „sehr gut“. Nach einjähriger Gehilfenzeit genügte er seiner Dienstpflicht beim Feld-Artillerie-Regiment Nr. 21, wurde aber wegen schwerer Erkrankung vor Ablauf des Jahres als Invalide entlassen. Seine Gesundheit zu kräftigen, suchte er Beschäftigung in San Remo. Nach zweijährigem Studium in Leipzig und einem guten Staatsexamen arbeitete er in Zeitz und Düsseldorf. Am 15. Oktober 1898 erwarb er die Neisser Stadtapotheke am Ringe, behielt sie indes nur bis zum 1. April 1909. Seitdem lebte er in Neisse als Rentner, weiter mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Er war seit 1905 Stadtverordneter und Mitglied der Gesundheits- und

Sicherheitsdeputation. Auch gehörte er zuletzt dem Vorstände des Neisser Kunst- und Altertumsvereins an. Der Philomathie, in welche er am 30. November 1899 eintrat, brachte er großes Interesse entgegen, wie unter anderem ein Vortrag über alte Arzneien bekundete. Sein früher Heimgang wurde allgemein bedauert. Er starb nach kurzem Krankenlager am 27. Juli 1911 in noch nicht vollendetem 40. Jahre und wurde auf dem Jerusalemer Kirchhofe beigesetzt.

**Bernhard Behrends**, Oberstleutnant a. D., wurde am 24. Januar 1846 in Breslau als Sohn des Geheimen Justizrats, Präsidenten des Stadtgerichts und Universitätsrichters Karl Behrends geboren. Seine Mutter war eine geborene Birkner aus Cadinen O.-Pr. Er besuchte das Magdalenen-gymnasium in Breslau und Joachimstal-Gymnasium in Berlin. Im Jahre 1864 trat er in das Grenadierregiment Nr. 10 ein, welchem er dann 27 Jahre angehörte. Im Jahre 1866 nahm er als Fähnrich an dem Feldzuge gegen Österreich teil und wurde in der Schlacht bei Königgrätz durch eine Granate am Fuße verwundet. Die Anerkennung seines höchsten Kriegsherrn für sein tapferes Verhalten war die Ernennung zum Offizier. Obgleich seine Wunde gut geheilt war, wurde er im Jahre 1870, als der Krieg ausbrach, als Schonungsbedürftiger zum Landwehrbataillon kommandiert. Zu seinem größten Kummer war es ihm versagt, an einer größeren Unternehmung dieses Feldzuges sich zu beteiligen. Nach dem Friedensschlusse war er abwechselnd in den verschiedenen Standorten seines Regiments, Öls, Freiburg in Schlesien und Breslau. Im Jahre 1872 wurde er Bataillonsadjutant, 1874 Premierleutnant, 1881 Hauptmann und Kompagniechef. Im Jahre 1891 zum Major befördert, wurde er dem Infanterie-Regiment 62 zugeteilt, 1893 als Bataillonskommandeur zum Infanterie-Regiment v. Boyen Nr. 41 versetzt. Unter Verleihung des Charakters als Oberstleutnant nahm er 1895 seinen Abschied. Er wählte als Wohnort Rochus bei Neisse, wo er sich ein Haus mit

Garten kaufte, um seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Gartenbau, sich zu widmen. Seine Mußstunden füllte er gern mit Studien der Kriegsgeschichte aus. Seinen patriotischen Sinn betätigte er auch durch Übernahme der Leitung des Flottenvereins in Neisse. Er war unermüdlich für diesen tätig und hat ihm viele Mitglieder zugeführt. Im Sommer 1911 befiel ihn eine Beingeschwulst, deren bösartiger Charakter aber erst spät bei einer Operation erkannt wurde. Es stellten sich dann Wucherungen im Halse ein, denen er nach standhaftem Leiden am 21. April 1912 erlegen ist. Philomath war der nun Verewigte erst seit dem 30. Dezember 1910, hat aber durch Beteiligung an den Sitzungen zur Genüge sein Interesse an unseren Bestrebungen bekundet. Die Gesellschaft bewahrt ihm ein treues Gedenken.

**Dr. Hugo Cimal**, Geheimer Medizinalrat, Kreisarzt, Oberstabsarzt, war am 16. Oktober 1845 als der älteste Sohn des Erbscholtiseibesitzers Heinrich Cimal zu Moschwitz, Kreis Münsterberg, geboren. Er besuchte die Elementarschulen zu Groß-Nossen und Münsterberg, dann durch 9 Jahre (1858—67) das Königliche Gymnasium zu Neisse, unter dessen Lehrern er besonders den ideal veranlagten Direktor Zasträ und den Lateiner Hoffmann verehrte. Schon damals verband ihn eine herzliche Freundschaft mit dem späteren, auch in Neisse vielgefeierten Münchener Hofschauspieler Schneider. Seine medizinischen Fachstudien betrieb er auf den Universitäten Greifswald und Breslau. Sie wurden unterbrochen, da er im August 1870 als Unterarzt mit der Wahrnehmung einer Assistenzarztstelle einberufen und dem Reserve-Landwehrbataillon Breslau I Nr. 38, zu der Zeit in Groß-Glogau, zugeteilt wurde. Dort wurde er zunächst bei der Behandlung französischer Kriegsgefangener und zuletzt in einem Pockenlazarett verwendet. Im Januar 1871 ging er mit dem Bataillon nach Frankreich, kehrte aber mit ihm schon im April nach Breslau zurück. Nach der Auflösung des Landwehrbataillons und seiner eigenen Entlassung beendete

er in Breslau und Greifswald seine Universitätsstudien, erwarb sich am 16. Februar 1872 in Greifswald den Dokortitel und meldete sich ebenda zum Staatsexamen. Am 12. Juni 1872 erhielt er seine Approbation als Arzt mit dem Prädikat „sehr gut“. Vom 10. August bis Ende Dezember desselben Jahres genügte er seiner weiteren Dienstpflicht als einjährig-freiwilliger Arzt in Kosel und schloß daran eine sechswöchentliche Dienstleistung in Ratibor zum Zweck der Beförderung zum Assistenzarzt. Im April 1873 ließ er sich in Camenz, Kreis Frankenstein, als Arzt nieder. Durch  $1\frac{1}{2}$  Jahre war er mit der Verwaltung der Kreiswundarztstelle des Kreises Frankenstein in Stellvertretung bis zu seiner Übersiedelung nach Neisse, die am 1. Juli 1875 erfolgte, betraut. Im folgenden Jahre erwarb er sich die Befähigung zur Verwaltung einer Physikatsstelle und erhielt 1895 die Verwaltung der Kreiswundarztstelle des Neisser Kreises. Am 30. Juni 1897 wurde er zum Kreisphysikus, 1901 zum Kreisarzt und Medizinalrat, am 10. Januar 1911 zum Geheimen Medizinalrat ernannt. Seit dem 26. Mai 1893 hatte er auch den Rang eines Oberstabsarztes II. Klasse der Landwehr, zu dem er Mai 1889 seine Befähigung nachgewiesen hatte. Es ist hier nicht die Stelle, ein Urteil zu fällen über seine Tätigkeit als ausübender Arzt; daß er sich aber eines großen Ansehens unter seinen Fachgenossen erfreut hat, geht schon daraus hervor, daß er seit Beginn des Jahres 1897 durch die Wahl der Ärzte Oberschlesiens der Ärztekammer zuerst als stellvertretendes, später als wirkliches Mitglied angehört hat. Auch waren seine Geschäfte sehr umfangreich. Die eines Impfarztes hat er durch mehr als 30 Jahre, zunächst für zwei, später für fünf Bezirke des Neisser Kreises geführt. Als Arzt im Fürstbischöflichen Oberhospital zu Neisse war er seit dem Jahre 1879, also durch 33 Jahre, tätig. Eine ähnlich lange Zeit war er hierorts Theaterarzt. In allen Fragen der Gesundheitspflege hat er auf das eifrigste und nachdrücklichste und mit großem Erfolge gewirkt, insbesondere hat er auf die Beschaffung guten Trinkwassers (vergl.

Sitzungsberichte 1912) in der Stadt und im ganzen Kreise unermüdlich seine Tätigkeit gerichtet. Seiner Anregung ist hauptsächlich die Anlegung und Besserung der Wasserleitung in Neisse, seiner Mitwirkung die Anlage des großen neuen städtischen Krankenhauses zu danken. Mit Stolz wies er bei geeigneter Gelegenheit darauf hin, daß aus dem durch Wechselfieber und Typhus berüchtigten Neisse eine gesundheitlich anheimelnde Wohnstätte geworden sei. Seine erspriessliche Tätigkeit als Arzt wurde höhererseits anerkannt. Er besaß außer der Kriegsdenkmünze von 1870/71 und der Centenar-Medaille und der Landwehrdienstausszeichnung 1. Klasse den Roten Adlerorden 4. Klasse. — An dem nun Verewigten schätzten wir nicht nur seine eigentlichen Fachkenntnisse, die er durch Studien, Reisen, den Besuch von Kongressen und Ausstellungen beständig zu erweitern bemüht war, sondern auch seine reichen Geistesgaben überhaupt, seine gründliche Allgemeinbildung, seine geselligen Talente. Er war besonders ein feinsinniger und feinführender Beurteiler literarischer und künstlerischer Erscheinungen, ja selbst eine Künstlernatur. Daher suchte er gern Genuß und Erholung im Theater, in Konzerten, im Kreise anregender Freunde. Durch mehr als 25 Jahre war er Vorsitzender der Stadthausgesellschaft, welche das gesellige Leben unter den besseren Schichten der Bevölkerung zu pflegen sich zur Aufgabe stellt. Er war Begründer und Ehrenmitglied des Obst- und Gartenbauvereins. Keine Vereinigung aber war ihm mehr ans Herz gewachsen als die Philomathie. Ihr gehörte er an, solange er überhaupt in Neisse als Arzt ansässig gewesen ist, seit dem 14. Febr. 1876, also über 36 Jahre. Er zeigte sich früh als eines der regsten Mitglieder. Schon im November 1888 trat er in den Vorstand ein und ist in ihm bis zu seinem Tode verblieben. Zahlreich waren seine Vorträge aus dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften.

Über metallisierte Pflanzen (26. Bericht). Über den Neisser Vercin für Obst- und Gartenbau (26). Über die sogen. Jerichorosen (27). Über die Mistel als Schmarotzerpflanze und ihre Bedeutung

in der nordisch-germanischen Sage (29). Über das Steinmehlbrot (29). Über die Ausstellung des kaiserlich deutschen Gesundheitsamtes auf der Hygieneausstellung in Berlin (22). Über die verschiedenen Atmungssysteme (24). Über die Schweninger Kur (26). Über den internationalen Ärztekongreß in Rom (27). Über das Brightsche Heilserum (28). Über die Kriegs-Sanitätshunde (29). Über die Gesundheitsverhältnisse des Neisser Kreises (30). Über Begründung einer Heilanstalt für Lungenkranke in Oberschlesien. Minderwertig, erblich belastet, degeneriert, pervers (35). Über die Wasserverhältnisse in Neisse (36). Über Zelle und Krystall (19). Über die Naturforscherversammlung zu Frankfurt a. M. 1896 (29). Über den neuen Edisonschen Phonographen (25). Über eine neue Beleuchtungsart mikroskopischer Apparate (25). Über die elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a. M. (26). Über die scheinbare Belebung einer Statue (27). Der letzte Kongreß der Naturforscher und Ärzte 1901 (31). Über die Erhaltung der Naturdenkmäler (35). Funde bei Tiefbohrungen im Neisser Kreise 1906 (34). Über den Axolotl. (28). Über die Saalburg (30).

Dazu kommen die zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen:

Über den Tupelobaum (28). Der Kräutemarkt in Neisse (29). Über die Mandragora (30). Der schlesische Maler Willmann (31). Dazu Nachträge (32). Die Wasserverhältnisse und die Hochwassergefahr im Neisser Kreise in hygienischer Beziehung (33). Über die Sage vom Neisser Totentanze (35).

Außer dieser regen wissenschaftlichen Betätigung machte sich Cimbal in den ersten Jahren seiner Vorstandschaft verdient durch gewissenhafte Führung der Kassengeschäfte, später besonders als Liedermeister, und zwar als Dichter sowohl wie als Leiter der Geselligkeit. Es gab keine Festlichkeit in unserem Kreise, die er nicht durch Darbietung eines von ihm gedichteten Sanges verschönt und verherrlicht hätte. Seine Gedichte harren noch der Sammlung, nur ein Teil ist den großen Liederbüchern einverleibt. Alle Kinder seiner Muse fanden ungeteilten Beifall. Sie erinnern durch ihren sonnigen Humor und ihre gewählte, aber ungekünstelte Sprache vielfach an die eines Scheffel oder Baumbach. Seine Dichtungen werden, wie sie den Philomathen frohe Stunden bereitet haben, sicher einmal Beachtung und Anerkennung auch in weiteren Kreisen finden. Und wie war er mit ganzer Seele dabei, wenn es an der Tafel galt, die „Knospen“ zu begrüßen,

ein geeignetes Lied für den Vortragenden aufzuspüren oder einem wichtigen Gedächtnis durch eigenen Sang die rechte Weihe zu geben! Wie sorgsam rechnete er da mit der augenblicklichen Stimmung, wie vorsichtig mit der vorrückenden Stunde! Da kannte er keine Müdigkeit, so sehr ihn auch die Geschäfte des Tages in Anspruch genommen haben mochten und vielleicht gichtische Leiden quälten. Mit Befriedigung legte er dann das Zepter nieder, wenn der Abend einen harmonischen gemüthlichen Verlauf genommen hatte. Erklärlich war die Bestürzung, welche alle Philomathen ergriff bei der Nachricht von der unerwarteten schweren Erkrankung des allseitig geschätzten Mitgliedes, noch mehr bei der Kunde von seinem Hinscheiden am 31. Oktober. Mit aufrichtiger Trauer gaben wir mit seinen Angehörigen (einer Witwe, geb. Mix, und zwei Kindern) ihm das letzte Geleit nach St. Rochus. Die Philomathie wird des teuren Toten, der so recht ihre Bestrebungen verkörperte und ihrem inneren wie äußeren Leben das Gepräge geben half, niemals vergessen. \*)

**Egidius Ernst**, Ehrenmitglied der Philomathie, Stadtältester und früherer Apothekenbesitzer, war geboren am 28. Dezember 1818 in Reichenbach an der Eule als Sohn des Kreisarztes Geh. Sanitätsrats Dr. Valentin Ernst. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Breslau. Er war als Knabe schwächlich, und seine Mutter fürchtete, ihn früh zu verlieren. Besonders litt er an Verdauungsstörungen, die ihn auch bis zu seinem Tode nicht verlassen haben. Dieserhalb ging er auch von dem Gymnasium ab und wurde Apotheker. Seine Vorliebe für Botanik, der ein erstaunliches Gedächtnis zu gute kam, war für die Berufswahl mitbestimmend. Er bildete sich zuerst in Langenbielau vor, sein Staatsexamen machte er in Berlin. Später war er Besitzer der Apotheke in Neustadt OS. und kaufte 1846 die Stadtapotheke in Neisse, die er bis 1868 behielt. Es war wiederum Kränklichkeit, die ihn bewog, sich zur

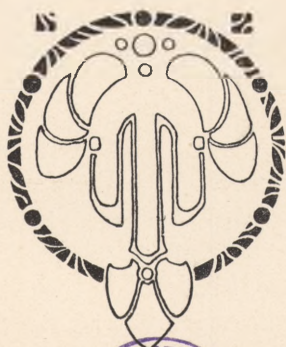
---

\*) Sein wohlgelungenes Portrait ist diesem Bande beigegeben.

Ruhe zu setzen. Im Jahre 1852 hatte er sich mit Agnes Suckel, Tochter des Schmiedemeisters Anton Suckel in Neisse, verheiratet. Aus dieser Ehe entsprangen 8 Kinder, 4 Knaben und 4 Mädchen. Die meisten starben in frühem Alter, nur drei Knaben gelangten in das Mannesalter, und nur zwei von ihnen sollten den Vater überleben. Noch 44 Jahre lebte nach dem Verkauf Herr Apotheker Ernst als Rentner, nicht ohne schwere Schicksalsschläge zu erleiden. Er führte zunächst mit seinen Schwiegereltern gemeinschaftlichen Haushalt; da verlor er am Tage seiner Silberhochzeit seinen Schwiegervater, 1884 seine Frau Gemahlin. Da die beiden Söhne zu ihrer Ausbildung auswärts weilten und später durch ihre Berufe ferngehalten wurden, stand der alternde Mann für sich allein da und hat, unterstützt von einer treuen Wirtschafterin, bis zu seinem Tode einen stillen Haushalt geführt. Schwer empfand er immer die Schwäche seiner Augen. Bereits Anfang der achtziger Jahre litt er an Netzhautablösung, und deshalb stellte er das Rauchen ein, die einzige Leidenschaft, die er hatte und die aufzugeben ihm schwer fiel. „Sein inneres Leben“, sagt einer seiner Söhne, Arzt in Stroppen bei Trebnitz, „gipfelte in einer unendlichen Liebe zu allen Seinen, die sich bis ins kleinste zeigte und die sein ganzes Leben ausfüllte“. Seinen Hingang haben nicht nur seine Kinder schmerzlich empfunden, sondern auch die Stadtgemeinde und die Philomathie. Seit 1847 war er in städtischen Deputationen tätig, so vom Dezember 1847 bis Ende Dezember 1858 in der städtischen Sanitätsdeputation, vom Januar 1848 bis zu seinem Tode in der Schuldeputation, vom 23. April 1853 bis 20. Januar 1865 als Mitglied des Magistrats und Präses der Servis- und Einquartierungsdeputation. Bei seinem Ausscheiden aus dieser Körperschaft wurde ihm 1865 der Titel Stadtältester verliehen. Auch war er die letzten 22 Jahre Vorsitzender der katholischen Gemeindevertretung. In allen diesen Ehrenämtern hat er seinen ganzen Mann gestellt. Magistrat und Stadtverordnete insonderheit rühmen in ihrem Nachruf, daß der Verstorbene mit großem Fleiß und Geschick und

in seltener geistiger Frische die ihm übertragenen Ämter verwaltet habe und daß ihm sein pflichttreues Wirken für das Wohl der Stadt bei seinen Mitbürgern ein dauerndes ehrendes Andenken sichere. Arbeiten war eben seinem regen Geiste Bedürfnis, seine Ämter bereiteten ihm Freude. Diese geistige Regsamkeit hat ihn auch frühzeitig der Philomathie zugeführt. Fast 64 Jahre hat er ihr seit seinem Eintritt am 3. Januar 1849 ununterbrochen, die letzten vier Jahre als Ehrenmitglied angehört, eine in der Geschichte einer Gesellschaft, in die man nur in reiferem Alter eintreten kann, ganz seltene Erscheinung. Schon im ersten Jahre führte er sich in sie ein mit zwei Vorträgen über das diätetische Verhältnis der Nahrungsmittel. Anlässlich seines 80. Geburtstages ehrte ihn die Gesellschaft durch Überreichung einer Glückwunschtafel, anlässlich des 90. aber durch Zuerkennung der Ehrenmitgliedschaft, der größten Ehrung, die ihr zur Verfügung steht und von der sie im ganzen nur dreimal Gebrauch gemacht hat. (Vgl. über diese Ehrungen 30. Bericht S. 162 und 35. Bericht S. 13 und 15.) Diese Ehrung der Philomathie hat der Gefeierte ungemein hoch angeschlagen, wie er selbst wiederholt versicherte, und es schien, als ob er seitdem seinen Eifer für sie noch erhöhte. Fast in jeder Sitzung war er während des wissenschaftlichen Teiles anwesend, an den Stiftungsfesten hielt er bis gegen Mitternacht aus und zeigte in seinen Ansprachen eine erstaunliche Frische (vgl. den Bericht über das Stiftungsfest Mai 1912). An ihm schienen die Jahre wirklich spurlos vorüberzugehen und Goethes paradoxes Wort sich zu erfüllen: „Solange der Mensch nicht sterben will, stirbt er nicht.“ Der Hochbetagte hat offenbar die Nähe seines Ablebens im Gefühl seiner körperlichen und geistigen Kraft selbst nicht geahnt. Noch in der Oktobersitzung hörte er gegen zwei Stunden den Verhandlungen und dem Vortrage zu; am nächsten Tage zog er sich eine starke Influenza zu, die eine zum Tode führende Herzschwäche zur Folge hatte. Er entschlief sanft Sonntag den 24. November 1912 nachmittags 2½ Uhr und wurde unter dem Geleit vieler Philomathen auf dem

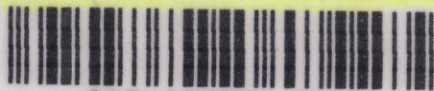
Roduskirchhofe beigesetzt. Mußten wir auch bei seinem ungewöhnlich hohen Alter jederzeit auf die Nachricht eines schnellen Ablebens gefaßt sein, so erfüllte uns die Nachricht, als sie kam, doch mit stiller Wehmut, und besonders alle die, welche mit ihm in nähere Beziehungen getreten waren und Gelegenheit gehabt hatten, seine Anhänglichkeit an die Philomathie zu schätzen. Wir werden des ehrwürdigen Greises, aber jugendfrischen Philomathen nicht vergessen.





Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

D 3303/XXXVI



013-003321-36-0